

Braunschweigesches und Ostfälisches

**Gedenkschrift
für Werner Flechsig**



Braunschweigisches und Ostfälisches

Gedenkschrift
für Werner Flehsig

UB Braunschweig 84



2714-4237



27-14-4237

Braunschweigisches und Ostfälisches

Gedenkschrift für Werner Flehsig

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz
Braunschweig 1992

Gedankt sei für finanzielle Unterstützung
der Richard Borek Stiftung,
der Braunschweigischen Landschaft,
der von Dammschen Stiftung,
der Stadt Braunschweig (Stadtbibliothek)

~~HA
GE
HA~~
504



Re

Abkürzungen

HAB WF	Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel
IfD	Institut für Denkmalpflege, Hannover
NdsStA Wf	Niedersächsisches Staatsarchiv, Wolfenbüttel
StA BS	Stadtarchiv Braunschweig

Herausgegeben von Mechthild Wiswe
im Auftrage des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz
Titelfoto: Stadtarchiv Salzgitter: s. Lux

© 1992, Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Gesamtherstellung: poppdruck, 3012 Langenhagen

Inhalt

Werner Flechsig zum Gedächtnis	7
Von Mechthild Wiswe	
Bibliographie Werner Flechsig	9
Bearbeitet von Mechthild Wiswe	
Der Museumsmann Werner Flechsig	29
Von Rolf Hagen	
Der Nachlaß von Werner Flechsig als Quelle zur braunschweigischen Zeitgeschichte (1933–1945) sowie zur Begriffsproblematik der Raumkonzeption „Ostfalen“	33
Von Dieter Lent	
Werner Flechsigs Tätigkeit für die Erhaltung historischer Dorfbilder und der heutige Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“	39
Von Harald Schraepler	
Geobotanische Erforschung der Braunschweiger Region	43
Von Dietmar Brandes	
Karl Friedrich Arend Scheller und das „Sassische“	51
Von Herbert Blume	
Reichard contra Kuntzen: Ein Fall von angewandter Sprachkritik im Zeitalter der Aufklärung	69
Von Dieter Cherubim	
Barsinghausen – Elliehausen. Zu den ostfälischen Orts- und Wüstungsnamen auf <i>-ingehusen</i>	87
Von Ulrich Scheuermann	
Siedlungsgeographische Untersuchungen an den Orten des ehemalg braunschweigischen Amtsbezirks Calvörde. Ein Beitrag zur Entstehung und frühen Entwicklung der Rundlings- dörfer in der südwestlichen Altmark	107
Von Wolfgang Meibeyer	
Die Haustaube im Braunschweigischen. Ihre Haltung und ihre Bedeutung im Volksleben . . .	133
Von Mechthild Wiswe	
Essen und Trinken im alten Braunschweig	157
Von Richard Moderhack	
Eine Mozart-Handschrift im Stadtarchiv Braunschweig	165
Von Willi Wöhler	
Die Mitarbeiter der Gedenkschrift	168

Werner Flechsig zum Gedächtnis^{*)}

Von ausgleichender, aus innerer Gelassenheit gespeister Ruhe, bedächtig, aber dennoch lebensfroh und weltoffen, stets hilfsbereit und verständnisvoll, so steht Werner Flechsig nicht nur seiner Biographie lebhaft vor Augen. So auch begegnete er all' jenen, mit denen er – vielfach über Jahrzehnte hin – freundschaftliche und fachliche Kontakte pflegte. Vielen hat er uneigennützig sein reiches Wissen zur Verfügung gestellt. Davon zeugt auch Werner Flechsigs umfängliche wissenschaftliche Korrespondenz.

Seine Person wußte dieser ganz im Hintergrund zu halten hinter der Erörterung von Sach- und Fachfragen und dennoch blieb seine engagierte Persönlichkeit stets spürbar. Erst spät hat Werner Flechsig sein endgültiges Berufsziel gefunden und das bestimmende Thema seiner Forschungen. Er wurde am 24. Januar 1908 in Braunschweig geboren. Hier wuchs er in der Behütetheit einer kultivierten, musisch ausgerichteten großbürgerlichen Familie heran. Musikalisch talentiert, zeichnete er sich bereits als Schüler als guter Geigenspieler aus und konnte diesen Neigungen auch in einem musikwissenschaftlichen Studium nachgehen, nachdem er 1926 am Wilhelm-Gymnasium seiner Vaterstadt das Abitur abgelegt hatte. Sein Ziel, die Hochschullehrerlaufbahn als Musikwissenschaftler zu ergreifen, mußte freilich bereits der Student aufgeben, nachdem ein angeborenes, sich verstärkendes Augenleiden die Sehfähigkeit mehr und mehr einschränkte. Erstaunlich und bewundernswert ist, wie Werner Flechsig dieses Schicksal bis an sein Lebensende nicht nur angenommen, sondern gemeistert hat, obwohl er in seinen letzten Lebensjahren die Welt nur noch schemenhaft wahrnehmen konnte. Hilfreich – vor allem für seine sprachwissenschaftlichen Forschungen – war ihm da ein hervorragendes Gedächtnis. Nach der Promotion mit einer Arbeit über den Wolfenbütteler Hofkapellmeister Thomas Mancinus (1931) mit dem Hauptfach Musikwissenschaft und den Nebenfächern Urgeschichte und Germanistik, blieb auch Werner Flechsigs zweiter Ansatz zu einem Beruf und einer Lebensaufgabe im Bereich der Urgeschichte zukommen, durch widrige äußere Umstände ohne Erfolg. Nachdem der junge Wissenschaftler zunächst als Volontär ohne jegliche Bezahlung am Städtischen Museum in Braunschweig gearbeitet hatte, wurde eine ihm dort in Aussicht gestellte Position wider Erwarten aus finanziellen Gründen nicht geschaffen. Eine 1933 angetretene Assistentenstelle am neu gegründeten Institut für Vorgeschichte an der damaligen Technischen Hochschule Braunschweig mündete nicht in die angestrebte Dozentur. Flechsigs bereits weit vorangetriebene urgeschichtliche Habilitationsschrift über die Besiedlung des nördlichen Harzvorlandes während der vorrömischen Eisenzeit blieb unvollendet.

In dieser beruflich problematischen Situation bot sich Werner Flechsig endlich die Aussicht auf eine bezahlte Lebensstellung bei der damaligen Braunschweigischen Staatsregierung als Leiter der staatlichen Kultur- und Heimatpflege. Freilich waren Voraussetzung und Preis dafür mannigfache Verquickungen mit dem Nationalsozialismus. Im Vorfeld war Flechsig 1936 schließlich in die „Hitler-Jugend“ eingetreten, 1937 in die NSDAP. Im Nachhinein hat Werner Flechsig sein damaliges politisches Verhalten damit erklärt, daß das die unabdingbare Voraussetzung für seine Sach- und Facharbeit gewesen sei, die er – unmittelbar dem damaligen Braunschweigischen Ministerpräsidenten Klagges zugeordnet – auch während des Zweiten Weltkrieges weitestgehend fortsetzen konnte. So konnte er unter Mitarbeit von Dr. Siegfried Hardung noch während des Krieges gemeinsam mit dem Fotografen

^{*)} Vgl. auch die Beiträge von R. HAGEN, D. LENT UND H. SCHRAEPLER in dieser Gedenkschrift sowie die beigelegte Bibliographie.

Rieger eine große Fotodokumentation städtischer und ländlicher Bauten sowie des beweglichen Kulturgutes im damaligen Lande Braunschweig durchführen. Die mehr als 10 000 damals entstandenen Aufnahmen, die sich inzwischen im Institut für Denkmalpflege in Hannover befinden, bilden heute eine unersetzliche Forschungsgrundlage für Denkmalpfleger, Heimatforscher und Wissenschaftler.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verlor Werner Flechsig seine Position, die als solche aufgehoben wurde. Trotz seiner herausgehobenen Stellung in der Zeit des Nationalsozialismus wurde er durch die Entnazifizierung in die Kategorie „IV“ eingestuft, blieb jedoch bis 1950 ohne feste berufliche Position.

In dieser Zeit fand er sein eigentliches wissenschaftliches Betätigungsfeld in der Namenkunde und in der Erforschung der heimischen Mundarten. Sein Ziel war die Charakteristik des Ostfälischen und die Abgrenzung Ostfalens als Kulturlandschaft unter stammesgeschichtlicher Perspektive, wie er es selbst einmal umrissen hat. In zahlreichen Aufsätzen hat er sich bis an sein Lebensende dieser Thematik immer wieder angenähert. Sein weit vorangetriebenes Braunschweiger Wörterbuch hat er freilich nicht mehr vollenden können. Weiterhin galt Flechsigs besonderes Interesse dem heimischen Brauchtum und dem Braunschweiger Musikleben, wie zahlreiche Veröffentlichungen bezeugen.

1950 konnte Werner Flechsig beruflich wieder Fuß fassen. Er erhielt die Stelle des wissenschaftlichen Referenten für Volkskunde am heutigen Braunschweigischen Landesmuseum, mit dem er von Kindheit an vertraut gemacht worden war. Gehörte doch sein Großvater Paul Walter zu den Mitbegründern und großen Mäzenen dieses Institutes. „Seinem Museum“ ist Werner Flechsig in stiller Bescheidenheit weit über seine Pensionierung hinaus durch fachliche Mitarbeit aktiv verbunden geblieben. An den Geschicken dieses Hauses aber hat er bis zu seinem Tode am 16. Oktober 1988 lebhaften Anteil genommen. Mit dieser Publikation sei des Forschers Werner Flechsig gedacht in der Überzeugung, daß seine Museumsarbeit und die reiche Ernte seines langen Forscherlebens auch in die Zukunft wirken werden.

Mechthild Wiswe

Bibliographie Werner Flechsig

Vorbemerkung

Der wissenschaftlichen Nachlaß Werner Flechsigs, der im wesentlichen aus den Vorarbeiten zu einem ostfälischen Wörterbuch besteht, befindet sich im Braunschweigischen Landesmuseum. Der persönliche Nachlaß, der u. a. Tagebücher und Dokumente zur Familiengeschichte enthält, wurde dem Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel übergeben (Bestand 310 N/Findbuch Dr. Dieter Lent).

Ziel dieser Bibliographie ist die möglichst vollständige Erfassung der Veröffentlichungen Werner Flechsigs, um so dessen vielfältige und umfängliche Publikationstätigkeit zu dokumentieren. Unberücksichtigt geblieben sind Zeitungsartikel Werner Flechsigs.

Von 1934 bis 1975 war dieser Schriftleiter der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“.

Diese Bibliographie gliedert sich in die folgenden Abschnitte:

1. Aufsätze, Berichte, selbständige Schriften
2. Jahresberichte über die Tätigkeit des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz
3. Buchbesprechungen
4. Veröffentlichungen über Werner Flechsig

In den einzelnen Abschnitten sind die Titel chronologisch angeordnet.

1. Aufsätze, Berichte, selbständige Schriften

Thomas Mancinus, der Vorgänger von Praetorius im Wolfenbütteler Kapellmeisteramt, mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Wolfenbütteler Hofkapelle im 16. Jahrhundert. In: Braunsch. Jb. 2, Folge 4 (1932), S. 63–139. Erschienen zuerst als Phil. Diss. Göttingen 1931.

Halberstädter Brauberechtigte. In: Halberstädter Brauberechtigte 1547–1781. Bearb. von W. Bandau. Leipzig 1932, S. 16–54.

Die Sendung der niedersächsischen Heimat. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 35–38.

Zu Ludwig Spohrs 150. Geburtstage am 5. April 1934. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 47f.

Das nördliche Harzvorland als geschlossener Siedlungsraum in vorgeschichtlicher Zeit. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 106–112. 1 Abb.

12. Tagung des Niederdeutschen Verbandes für Volks- und Heimatkunde in Celle am 15. und 16. Juni 1934. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 126.

Die Heimathalle, eine vorbildliche neue Zielsetzung in der Heimatpflege. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 29.

Alte Nachrichten über Steinkreuze im Lande Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 57–61.

Die Gruft Heinrichs des Löwen. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 132–136. 2 Abb. Auch in: Der Harz 1936, S. 36–38. 4 Abb.

Unsere Flurnamensammlung. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 152–155.

Festtage in Wendhausen. In: Braunsch. Blätter 1936 Folge 1 und 2 = Braunsch. Heimat 27 (1936), S. 12–16. 4 Abb.

Zum 1000. Todestage König Heinrichs I. In: Braunsch. Heimat 27 (1936), S. 65 f.

Fund einer vorgeschichtlichen Steinaxt in einer Hausmauer zu Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 27 (1936), S. 88–90. 1 Abb.

Auf den Spuren der Urväter. In: Volks und Führer. Deutsche Geschichte für Schulen. Hrsg. von Dietrich Klagges. Frankfurt 1936, S. 216–260.

Hermann Lüthmann †. In: Braunsch. Blätter 1937 Folge 1 = Braunsch. Heimat 28, 1 (1937), S. 22.

Volksfest und Heimatpflege. In: Braunsch. Blätter 1937 Folge 2/3 = Braunsch. Heimat 28, 2/3 (1937), S. 11–14. 1 Abb.

Braunschweiger Heimat – Neues Leben aus alter Wurzel. In: Braunsch. Blätter 1937 Folge 2/3 = Braunsch. Heimat 28, 2/3 (1937), S. 18–24. 7 Abb.

Festliche Gründung der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatforschung und Heimatpflege. In: Braunsch. Heimat 29 (1938), S. 10.

Flurnamensammlung. In: Braunsch. Heimat 29 (1938), S. 23.

Entdeckung eines alten Knüppeldammes auf der Poststraße in Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 29 (1938), S. 30 f. 1 Abb.

Braunschweig und Böhmen. In: Braunsch. Heimat 30, 2 (1939), S. 4 f. 1 Abb.

Erste Wochenend-Arbeitstagung der braunsch. Kreisheimatpfleger. In: Braunsch. Heimat 30, 2 (1939), S. 22 f.

Bauernhofforschung. In: Braunsch. Heimat 30, 3 (1939), S. 30.

Mathilde von England, die Gemahlin Heinrichs des Löwen. Zur 750. Wiederkehr ihres Todestages am 28. Juni 1939. In: Braunsch. Heimat 30, 3 (1939), S. 3–6. 1 Abb.

Eine bäuerliche Eheverschreibung aus dem 30jährigen Kriege. In: Braunsch. Heimat 30, 3 (1939), S. 25 f.

Flurnamensammlung. In: Braunsch. Heimat 30, 3 (1939), S. 28–30.

Der braunschweigische Staatsdom mit der Gruft Heinrichs des Löwen. In: Die Kunst im Dritten Reich 3 (1939), S. 358–365. 8 Abb.

Niedersachsens Menschen. In: Führerinnendienst. Obergau Niedersachsen 1939 Folge 2/3, S. 15–21.

Familienurkunden als Quellen bäuerlicher Rechtssitten. In: Braunsch. Heimat 31 (1940), S. 7–11.
„Wer spricht plattdeutsch – wer hochdeutsch?“ Ergebnisse einer Erhebung im Lande Braunschweig.
In: Braunsch. Heimat 31 (1940), S. 47–53. 3 Abb.

Nationalsozialistische Denkmalpflege auf dem Lande. In: Braunsch. Heimat 31 (1940), S. 86–91.
7 Abb.

Sinnbilder und Geschichte. Zu Wilhelm Dohmes Wandbilder im Braunschweiger Dom. In: Die Kunst
im Dritten Reich 4 (1940), S. 86–93. 10 Abb.

Landschaftliche Kulturpflege im Kriege. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 16–22. 4 Abb.

Zur Kulturtagung des deutschen Gemeindetages in Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 32 (1941),
S. 23f. 1 Abb.

Ilse Wolter †. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 31.

Dr. Friedrich Koldewey †. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 31.

Wilhelm Isensee †. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 31f.

Franz Hahne 75 Jahre. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 32.

Bäuerliche Wohnkultur als Waffe gegen die Landflucht. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 40–48.
9 Abb.

Hans Stolle 50 Jahre. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 60f.

Neue Steinmetzschule in Königslutter. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 83–85. 2 Abb.

Neue Straßennamen im Aufbaugesamt der Reichswerke. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 17–19.

Naturdenkmale des Landkreises Goslar. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 41f.

Gründung des NS-Volkskulturwerkes. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 38f.

Gauheimatwerk des Gauess Südhannover-Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 39–41.

Aus der Arbeit der „Mittelstelle Deutscher Bauernhof“. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 41.

Otto Willke und Werner Flechsigs: Die Sukopsmühlen bei Lichtenberg und ihre Umgebung als Land-
schaftsschutzgebiet. In: Braunsch. Heimat 32 (1941), S. 96–101. 5 Abb.

Denkmalschutz für Zeugen alter dörflicher Baukultur im Landkreise Wolfenbüttel. In: Braunsch.
Heimat 32 (1941), S. 102–110. 7 Abb.

Denkmalschutz für Bauernhöfe in den Landkreisen Braunschweig und Helmstedt. In: Braunsch.
Heimat 33 (1942), S. 3–10. 7 Abb.

Kriegsarbeitstagung des Deutschen Heimatbundes vom 7. bis 9. Juni 1942. In: Braunsch. Heimat 33
(1942), S. 44f.

Unsere alten Wasser- und Windmühlen. In: Braunsch. Heimat 33 (1942), S. 57–64. 5 Abb.

Hecke, Zaun und Mauer im Dorfbild der Heimat. In: Braunsch. Heimat 34 (1943), S. 9–17. 13 Abb.

Britische Luftpiraten vernichten die schönste Fachwerkkirche des Landes Braunschweig. In: Braunschw. Heimat 34 (1943), S. 24–27. 4 Abb.

Ermittlung der bodenständigen Dachformen in den Dörfern des Landes Braunschweig. In: Braunschw. Heimat 34 (1943), S. 32f.

Staatliche Fürsorge der Naturschutz und Landschaftsgestaltung im Lande Braunschweig während des 18. Jahrhunderts. In: Braunschw. Jb. 3. Folge, 4 (1943), S. 51–60. 2 Abb.

Der Krieg und das bäuerliche Brauchtum. In: Die deutsche Heimat 1943, S. 67f.

Heimatspflege. In: Mitteilungen des Braunschweigischen Kulturverbandes 1944, Nr. 1, Bl. 1b–2b; Nr. 2, Bl. 1a–2b.

Berichterstattung über Bombenschäden an Kulturdenkmälern. In: Mitteilungen des Braunschweigischen Kulturverbandes Jg. 1944 Nr. 3, Bl. 2a.

Ostfälische Mundartpflege im 17. und 18. Jahrhundert. In: Braunschw. Heimat 35 (1949), S. 35–68.

August Heydenreich †. In: Braunschw. Heimat 35 (1949), S. 99f.

Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie. In: Braunschw. Heimat 36 (1950), S. 53–89.

Wandlungen der ostfälischen Volkssprache seit 1650. In: Braunschw. Kalender 1950, S. 41–44.

Das Birkenlaub im Pfingstbrauchtum unserer Heimat. In: Braunschw. Heimat 37 (1951), S. 5–11.

Ein Mödesser Bauernhof im Jahre 1773. In: Braunschw. Heimat 37 (1951), S. 44–49.

Unsere Flurnamensammlung. Bericht über die Entwicklung des Unternehmens seit 1910 und den jetzigen Stand der Arbeiten. In: Braunschw. Heimat 37 (1951), S. 85–89.

Baum und Strauch in ostfälischen Flurnamen. In: Naturwarte Braunschweig-Riddagshausen. Jahrbuch 1951, S. 67–75.

Die Verbreitung des Laubwaldes in den Harzburger Forsten zu Beginn des 18. Jahrhunderts. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 7–10.

Aus der Arbeit am Braunschweigischen Wörterbuche. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 34–41.

Lebendiges Mittelalter in der ostfälischen Volkssprache. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 84–88.

1000 Jahre Evessen. Gestaltung eines vorbildlichen Dorffestes. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 120–123.

Unsere Flurnamensammlung. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 124f.

Naturschutzmaßnahmen im Landkreise Wolfenbüttel. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 27–31.
Ostfälische Orts- und Flurnamen mit „Sandhi“-Anlaut. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 66–73.
Das Landschaftsschutzgebiet „Unteres Okertal“ im Harz. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 88–95.

Der Name Dankwarderode. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 104–106.

Karneval oder Fasselabend in Ostfalen? In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 119–122.

Ostfälische Mundarten zwischen Oker und Elm. In: Unser Elm 1953, S. 36–44.

Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehem(aligen) Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen. In: Northeimer Heimatblätter 1953, S. 3–62.

Emil Fricke †. In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 31 f.

Proben ostfälischer Mundarten. In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 34–37.

Vorliebe für Verkleinerungsformen, ein Wesensmerkmal der ostfälischen Volkssprache. In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 52–58.

Unsere Flurnamensammlung. In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 72.

Was kann die Namenforschung zur Altersbestimmung mittelalterlicher Siedlungen beitragen? In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 106–112.

Otto Krone wurde 80 Jahre alt. In: Braunschw. Heimat 40 (1954), S. 119–123.

Der Name der Stadt Braunschweig. Sprachgeschichtliche und siedlungskundliche Untersuchungen über das Bestimmungswort Bruns/Brons in niederdeutschen Orts- und Flurnamen. In: Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde. (= Quellen und Forschungen zur Braunschw. Geschichte 15). Braunschweig 1954, S. 20–54.

Aus der Vergangenheit des Dorfes. In: 1100 Jahre Lauingen. 854–1954. Ohne Ort (1954). Als Manuskript gedruckt.

Das Volkstum des Kreises Gandersheim im Lichte der Mundart- und Namenforschung. In: Braunschw. Heimat 41 (1955), S. 65–71.

Weihnachtliche Kinderfreuden unserer Heimat vor 150 Jahren. In: Braunschw. Heimat 41 (1955), S. 97–102.

Bundesverdienstkreuz für Helene Evers. In: Braunschw. Heimat 41 (1955), S. 125–128.

Die Volkssprache im Kreise Einbeck. In: 22. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbeck und Umgegend für die Jahre 1955–1956, S. 71–95.

Der Bär in ostfälischen Flurnamen. In: Braunschw. Heimat 42 (1956), S. 12–17.

Die frühere Verbreitung des Wolfes in Ostfalen nach den Flurnamen und den Berichten über Wolfsjagden. In: Braunschw. Heimat 42 (1956), S. 70–74.

Fuchs und Dachs in den Flurnamen und im Volksmunde Ostfalens. In: Braunsch. Heimat 42 (1956), S. 100–106.

Heimatwerk Niedersachsen e.V. Eine neue Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Handwerks- und Wohnkultur. In: Braunsch. Heimat 42 (1956), S. 122–124.

Der gespenstische Hase. – Untersuchungen über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens. In: Braunsch. Heimat 42 (1956), S. 130–136.

Ostfalen als Land der guten Würste. In: Braunsch. Heimat 43 (1957), S. 6–8.

Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen. Dialektgeographische und wortgeschichtliche Untersuchungen. In: Braunsch. Heimat 43 (1957), S. 36–44, S. 74–80.

Das neue Landschaftsschutzgebiet Reitlingstal. In: Braunsch. Heimat 43 (1957), S. 86–89.

Curt Sauermilch †. In: Braunsch. Heimat 43 (1957), S. 94–96.

Der Beuchter Schierk und verwandte Flurnamen in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 43 (1957), S. 97–102.

Wesen und Wert ostfälischer Dorfkultur als Erbe und Aufgabe. In: Heimatarbeit im Zonenrandgebiet. Braunschweig 1957, S. 9–15.

Die Volkssprache. In: Der Landkreis Alfeld. Kreisbeschreibungen 14. Bremen-Horn 1957, S. 283–292.

Volkstum. In: Der Landkreis Helmstedt. Kreisbeschreibungen 15. Bremen-Horn 1957, S. 237–243.

Volkssprache. In: Der Landkreis Helmstedt. Kreisbeschreibungen 15. Bremen-Horn 1957, S. 243–256.

Der Schlag mit der Lebensrute. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 11–17.

Das Rätsel der Klinte. Ein namenkundlicher Beitrag zur frühen Besiedlungsgeschichte Ostfalens. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 36–44.

Unser Ehrenmitglied Otto Hahne wurde 80 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 62.

Neues von der Braunschweigischen Flurnamensammlung. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 63.

Alte ostfälische Erntegeräte. Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen Stammeskunde. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 70–77, S. 105–111.

Ehrentage verdienter Heimatforscher und Heimatpfleger. Ernst Bode 80 Jahre. Heinz Mollenhauer 65 Jahre. Gottfried Hartwig 70 Jahre. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 88f.

Die ostfälische Landschaft in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Braunsch. Heimat 44 (1958), S. 120–122. (Zu einer Ausstellung im Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig, veranstaltet vom Braunsch. Landesverein für Heimatschutz anlässlich seines 50jährigen Bestehens).

Fünfzig Jahre ostfälische Volkstumforschung. In: Beiträge zur Braunsch. Heimatpflege und Heimatforschung. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Braunsch. Landesvereins für Heimatschutz. Braunschweig 1958, S. 65–90.

Wolfgang Bethge und Werner Flehsig: Mascherode Kreis Braunschweig. (Lautbibliothek der deutschen Mundarten 3). Göttingen 1958. 43 S. [Einleitung und Kommentar zur Niederschrift einer Tonaufnahme zweier Mundartsprecher].

Der Wortstamm „Wer“ – in ostfälischen Orts-, Flur- und Gewässernamen. Ein namenkundlicher Beitrag zum Streit um die Werla. In: Braunschw. Heimat 45 (1959), S. 15–21.

Alte Namen für Feldabteilungen und Ackermaße in Ostfalen. In: Braunschw. Heimat 45 (1959), S. 41–48, S. 84–91, S. 105–111.

Neue Naturschutzmaßnahmen in den Landkreisen Helmstedt, Wolfenbüttel und Gandersheim. In: Braunschw. Heimat 45 (1959), S. 70 f.

Die Ortsnamen des Landkreises Gandersheim. In: Braunschw. Jb. 40 (1959), S. 40–75.

Die Ortsnamen des Kreises Braunschweig als siedlungsgeschichtliche Quellen. In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1959, S. 37–46.

Leitwörter der ostfälischen Flurnamengeographie. In: Vorträge auf dem Niederdeutschen Symposium im Haus Sonnenberg 5./10. April 1959. Tagungsbericht. Als Manuskript gedruckt. Göttingen 1959, S. 47–52.

Feld-, Wasser- und Hausgeister im ostfälischen Volksglauben. Wortgeographische Untersuchungen zur ostfälischen Stammeskunde. In: Braunschw. Heimat 46 (1960), S. 33–37, S. 65–72, S. 100–107.

Ein Nachwort zu ostfälisch Twetsche „Zwetsche“. In: Braunschw. Heimat 46 (1960), S. 83 f.

Der Tie in Rábke, Kr(eis) Helmstedt. Ein Natur- und Kulturdenkmal besonderer Art. In: Braunschw. Heimat 46 (1960), S. 87–90.

Der Familienname Bergfeld und Verwandtes. In: Freundeskreis des Großen Waisenhauses, Braunschweig, e. V. 28 (1960), S. 9–14.

Der Name Büddenstedt. In: Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Gemeinde Neu Büddenstedt. Ohne Ort (1960), Bl. 14–16.

Alte ostfälische Namen für Apfel- und Birnensorten. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 6–12.

Weihnachtsgeschenke in Braunschweig vor 145 Jahren. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 98–100.

Heimische Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flur-, Orts- und Personennamen Ostfalens. (2. Fortsetzung: Waldbäume und Sträucher in der Volkssprache und in den Flurnamen Ostfalens). In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 43–52, S. 73–79, S. 107–113, 48 (1962), S. 1–5, S. 33–37, S. 65–70.

Otto Willke †. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 122 f.

Aus dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum. Rückführung des im letzten Kriege ausgelagerten Sammlungsgutes. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 123–127.

- Konfirmandenkleidung in Braunschweig um 1800. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 18–20.
- Albert Hansen, der siebzigjährige Ostfalenforscher. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 98–106.
- Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreise Braunschweig. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 125 f.
- Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 46–49, S. 89–96, S. 110–114, 49 (1963), S. 9–16, S. 42–48, S. 83–89, S. 109–113, 50 (1964), S. 9–14, S. 53–59.
- Wegenamen im Harz und seinem nördlichen Vorland. In: Harz-Zeitschrift 95 (1962), S. 137–154.
- Dr. Siegfried Hardung †. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 19–21.
- Dr. Albert Hansen †. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 21 f.
- Franz Zobel †. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 60–64.
- Neuerwerbungen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum 1961–1963. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 119–126.
- Bedeutung und Alter des Ortsnamens Oelber. In: 800 Jahre Oelber am weißen Wege. Braunschweig (1963), S. 6–8.
- Neue Landschaftsschutzgebiete im Harz. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 26.
- Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Braunschweig. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 27.
- Neue Natur- und Landschaftsschutzmaßnahmen im Stadtkreis Salzgitter. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 128.
- Die Nordgrenze Ostfalens und das Lüneburgische. Neue wortgeographische Beiträge zur Siedlungsgeschichte und Stammeskunde. In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 65–72.
- Naturschutzmaßnahmen im Landkreis Helmstedt. In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 94 f.
- Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Braunschweig. In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 95 f.
- Glaube und Brauch der „Zwölften“ in Ostfalen. Nach Umfragen des Braunschweigischen Landesmuseums in den Jahren 1958 und 1961. In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 106–113.
- Rudolf Fricke wurde 65 Jahre alt. In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 117–121.
- Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern. Neue dialektgeographische Beiträge zu umstrittenen Stammesproblemen. In: Braunschw. Heimat 51 (1965), S. 1–23.
- Wissenswertes über das braunschweigische Land und seine Umgebung. Zusammenestellt von W. Flechsig, G. Hartwig, G. Schridde, H. A. Schulz. In: Braunschw. Heimat 51 (1965), S. 33–50, S. 80–93, S. 113–126.
- Otto Hahne †. In: Braunschw. Heimat 51 (1965), S. 110–112.

Beinamen für ostfälische Orte und deren Bewohner. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 102–104, 52 (1966), S. 9–12, S. 44–50, S. 123–127, 53 (1967), S. 5–10.

Bezeichnungen für die Junghenne in Ostfalen. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 72 (1965), S. 56–59.

Ortsnamen als Quellen für die Siedlungsgeschichte des Leinetales. In: Deutsche Königspfalzen 2. Göttingen 1965, S. 83–113.

Der Wortstamm „wer“ in ostfälischen Orts-, Flur- und Gewässernamen. Ein namenkundlicher Beitrag zum Streit um die Werla. In: Deutsche Königspfalzen 2. Göttingen 1965, S. 167–173.

Volkssprache. In: Der Landkreis Braunschweig. Kreisbeschreibungen 22. Bremen-Horn 1965, S. 341–359.

Volkstum. In: Der Landkreis Braunschweig. Kreisbeschreibungen 22. Bremen-Horn 1965, S. 325–341. 11 Abb.

Aus den Annalen der Hofkapelle. In: 275 Jahre Theater in Braunschweig. Geschichte und Wirkung. Braunschweig 1965, S. 16–22.

Dr. Otto Rohkamm, der ostfälische Volkskundler, Volkstumspfleger und Mundartschriftsteller, wurde 70 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 52 (1966), S. 19–21.

Neues Landschaftsschutzgebiet Drömling im Landkreis Helmstedt. In: Braunsch. Heimat 52 (1966), S. 26 f.

Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum als volkskundliche Forschungsstätte. In: Braunsch. Heimat 52 (1966), S. 80–87.

Bezeichnungen für die Hündin in Ostfalen. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 73 (1966), S. 8–12.

Ostfälische Flurnamen als Zeugnisse für Wein- und Weidenanbau in alter Zeit. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 68–74.

Landschaftsschutzgebiet Timmerlaher Busch und Gleidinger Holz im Landkreis Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 109.

Wortgeographische Untersuchungen über altes Arbeitsgerät in Ostfalen. Als Manuskript vervielfältigt. Braunschweig 1967. 12 Karten.

Gerhard Schridde zum Gedächtnis. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 1–4.

Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 17–21, 55 (1969), S. 30–35.

Eröffnung des neuen Bauernhausmuseums in Bortfeld, Kr(eis) Braunschweig. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 57–63.

Alte Berichte und neue Erhebungen über Glauben und Brauch der Erntezeit in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 71–81.

Heimatsforscher Fritz Habekost †. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 124–126.

Hans Ehlers und Rudolf Fricke 50 Jahre im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 126 f.

Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen. Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie. In: Braunsch. Heimat 55 (1969), S. 55–60, S. 81–88, S. 119–127.

Anmerkungen zur Sprache des Goslarer Bergmannsgedichtes. In: Braunsch. Heimat 55 (1969), S. 137 f.

Das schöne Dorf im Zeitalter der landwirtschaftlichen Rationalisierung. Gedanken über beispielhafte baupflegerische Maßnahmen in Braunschweig-Riddagshausen. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 21–27.

Wilhelm Sandfuchs, dem ostfälischen Mundartdichter, zum Gedächtnis. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 50–53.

Herkunftsbezeichnungen in ostfälischen Familiennamen. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 80–86.

Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 97–104, 57 (1971), S. 6–13, S. 48–54, S. 95–102, S. 119–125, 58 (1972), S. 8–14, S. 39–43, S. 75–80, S. 103–108.

Zum Gedächtnis an Gottfried Hartweg. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 111 f.

Alte Adverts- und Weihnachtsbräuche im Landkreis Braunschweig. In: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 16 (1970), S. 86–95.

Werner Flechsig mit einem Beitrag von Otto Thielemann: Volkssprache. In: Der Landkreis Goslar. Kreisbeschreibungen 24. Bremen-Horn 1970, S. 283–300.

Otto Rohkamm wurde 75 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 57 (1971), S. 63.

Volkstum. In: Der Landkreis Blankenburg. Kreisbeschreibungen 25. Hannover 1971, S. 250–262. 9 Abb.

Volkssprache. In: Der Landkreis Blankenburg. Kreisbeschreibungen 25. Hannover 1971, S. 262–277.

Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolkes im 16.–18. Jahrhundert. In: Braunsch. Heimat 59 (1973), S. 17–22.

Die Pfingstänger und ihre pfingstlichen Lustbarkeiten. Neue wortgeographische Beiträge zur Abgrenzung des ostfälisch-engrischen Kulturkreises. In: Braunsch. Heimat 59 (1973), S. 50–57.

Ostfälische Ortsnamen auf -beck/ -b(e)ke und au. In: Braunsch. Heimat 59 (1973), S. 76–82.

Heinz Mollenhauer wurde 80 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 59 (1973), S. 105 f.

Ostfälische Sprichwörter. Volksweisheit und Volkshumor aus fünf Jahrhunderten. Zusammengestellt aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Erläutert und eingeleitet von Werner Flechsig unter Mitarbeit von † Fritz Habekost und Otto Rohkamm. Braunschweig 1974, XXIII, 227 S.

Dr. Hans Adolf Schultz 65 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 60 (1974), S. 60–63.

Werner Flechsig unter Mitarbeit von Mechthild Wiswe: 400 Jahre Musikleben im Braunschweiger Lande. Sonderausstellung aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Braunsch. Musikgesellschaft. Katalog. Braunschweig 1974. 112 S. Zahlreiche Abb.

Garten- und Waldwirtschaften des Braunschweiger Landes im 18. und 19. Jahrhundert und ihre Musikdarbietungen. In: Braunsch. Heimat 60 (1974), S. 42–49, S. 80–85, 61 (1975), S. 15–21, S. 36–45.

Auf den Spuren einer germanischen Göttin in Ostfalen. Wortgeographische Untersuchungen über die alte Haksche, Frau Harke, Frau Holle und Fre(k)e. In: Braunsch. Heimat 61 (1975), S. 87–94.

Waren Schimmerwald und Eckertal vorchristliche Zuchtgebiete heiliger weißer Pferde? Untersuchungen über vermeintliche und echte Spuren ehemaliger Pferdeweiden in ostfälischen Flurnamen. In: Harz-Zeitschrift 27 (1975), S. 57–79.

Herkunft und Bedeutung der Orstnamen. In: 700 Jahre Riddagshausen. (Braunschweig 1975), S. 26–30.

Etwas über den Wohlstand ostfälischer Landleute im 18. Jahrhundert. In: Braunsch. Heimat 62 (1976), S. 10–16.

Otto Rohkamm zum 80. Geburtstage. In: Braunsch. Heimat 62 (1976), S. 17–19.

Ein plattdeutsches Gedicht vom Entenfang bei Riddagshausen aus dem Jahre 1721. In: Braunsch. Heimat 62 (1976), S. 50–54.

Sänger trafen sich vor 100 Jahren. In: Braunsch. Kalender 1976, S. 24–27.

Heinz Mollenhauer zum Gedenken. In: Braunsch. Heimat 63 (1977), S. 90–92.

Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert. In: Braunsch. Heimat 63 (1977), S. 11–18, S. 55–61, S. 72–80. Erschienen auch als: Veröffentlichungen des Braunsch. Landesmuseums 21. Braunschweig 1979.

Volkssprache und Volkstum in der Gegend um Wolfsburg. In: Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte von Niedersachsen. Blatt Wolfsburg. Erläuterungsheft. Hildesheim 1977, S. 100–109.

Flur- und Ortsnamen des Raumes um Wolfsburg. In: Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte von Niedersachsen. Blatt Wolfsburg. Erläuterungsheft. Hildesheim 1977, S. 83–100.

Ostfälische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart. In: Braunschw. Heimat 64 (1978), S. 1–7, S. 57–64.

Musikinstrumentenhandel im Braunschweigischen zwischen 1750 und 1820. Ein Beitrag zur heimischen Musik- und Wirtschaftsgeschichte. In: Braunschw. Heimat 64 (1978), S. 98–111.

Hammellauf und Hahnenschlag. Zwei Mädchenwettkämpfe des Pfingstbrauchtums in Ostfalen. In: Braunschw. Heimat 65 (1979), S. 37–42.

Folkloristische Musik-, Tanz- und Trachtvorführungen in Braunschweig und Wolfenbüttel während des 19. Jahrhunderts. In: Braunschw. Heimat 65 (1979), S. 120–124.

Alter und Verbreitung des r-Schwundes vor sch und st in Ostfalen. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 102 (1979), S. 187–195.

Werner Flechsig und Mechthild Wiswe: Volkskunde. In: Braunschw. Landesgeschichte im Überblick. (= Quellen und Forschungen zur Braunschw. Geschichte 23). 3. Aufl. Braunschweig 1979, S. 233–243.

Musik. In: Braunschw. Landesgeschichte im Überblick. (Quellen und Forschungen zur Braunschw. Geschichte 23). 3. Aufl. Braunschweig 1979, S. 313–326.

Ostfälische „Tornaitsnamen“ in neuer und alter Zeit. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte unserer Familiennamen. In: Braunschw. Jb. 60 (1979), S. 7–35.

Entstehung und Bedeutung ostfälischer Personennamen auf -mann. In: Zeitschrift für niederdeutsche Familienkunde 54 (1979), S. 87–101.

Hans Ehlers zum Gedenken. In: Freundeskreis des Großen Waisenhauses 83 (1979), S. 5–7. 1 Abb.

Früh- und vorgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen. In: Braunschw. Heimat 66 (1980), S. 11–20, S. 70–87.

Nasalschwund beim Suffix -ing(e) in ostfälischen Appellativen, Orts- und Personennamen. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 103 (1980), S. 102–128.

Ostfälische Kurzvokale in offener Silbe. Ein lautgeschichtlicher und dialektgeographischer Überblick. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 103 (1980), S. 129–174.

Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen. Nachträge zu dem Aufsatz im 43. Jahrgang der Braunschweigischen Heimat (1957). In: Braunschw. Heimat 67 (1981), S. 24–30.

Namen und Verbreitung der Dohle und Elster in Ostfalen. In: Braunschw. Heimat 67 (1981), S. 50–59.

Gedanken über die Herkunft und Verwendung des Fichtenholzes in Ostfalen im 19. Jahrhundert. In: Braunschw. Heimat 67 (1981), S. 65–75. 3 Abb.

Die Ziege in der Volkssprache und in den Orts- und Flurnamen Ostfalens. In: Sprache und Brauchtum. Bernhard Martin zum 90. Geburtstag. Marburg 1980, S. 194–218.

Überreste des Glaubens an Elfen in der ostfälischen Volkssprache. In: Braunsch. Heimat 67 (1981), S. 115–122.

Waren Skandinavier oder Holsteiner an der Besiedlung des nördlichen Harzrandes im Mittelalter beteiligt? Aussagen der Namenkunde, Dialektgeographie und Volkskunde zu einer alten Streitfrage. In: Harz-Zeitschrift 33 (1981), S. 23–44.

Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen, ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung. Dialektgeographische Untersuchungen. In: Braunsch. Heimat 68 (1982), S. 5–15.

Der Teufel in der ostfälischen Volkssprache. In: Braunsch. Heimat 68 (1982), S. 72–76, S. 107–123.

Namenkundliche Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte der Stadt Braunschweig im späten Mittelalter mit einem Ausblick auf die Braunschweiger Stadtsprache. In: Braunsch. Jb. 63 (1982), S. 9–30.

Die Ahorn- und Ulmenarten in der Volkssprache und in den Orts- und Flurnamen Ostfalens. Ein wortgeographischer Beitrag zur heimischen Pflanzengeographie (I). In: Braunsch. Heimat 6 (1983), S. 53–60, S. 91–100. 1 Abb.

Fünfundsiebzig Jahre Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz. 1908–1983. In: Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land. Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz. Braunschweig 1983, S. 137–153. 9 Abb.

In vielen Namen kehrt die Heide wieder. Braunschweig war oft das Ziel. In: Kalender für den Landkreis Gifhorn. 1983, S. 128–130. (Herkunftsbezeichnungen nach Orten des Raumes Gifhorn in Braunsch. Personennamen).

Josef Daum wurde 60 Jahre alt. In: Braunsch. Heimat 70 (1984), S. 1–4. 1 Abb.

Mahlzeiten am Tage der Hausschlachtung in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 70 (1984), S. 29–36. 1 Abb.

Die Namen des Weihnachtsmannes in Ostfalen. Eine wortgeographische und volkskundliche Untersuchung. In: Braunsch. Heimat 70 (1984), S. 97–105. 1 Abb.

Entrundung in ostfälischen Mundarten. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 107 (1984), S. 83–117.

Gemeinsam mit Dieter Cherubim: Stadtsprachenforschung, am Beispiel Braunschweigs. In: Mitteilungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 19 (1984), S. 56–62.

Füßewaschen und Heischegänge am Fasselabend in Ostfalen. Ergebnisse aus Umfragen der Jahre 1943, 1955, 1961 und 1966. In: Braunsch. Heimat 71 (1985), S. 1–9. 2 Abb.

Der Wilde Jäger in Ostfalen. Ein wortgeographischer Beitrag zur Volkskunde und Mythologie. In: Braunsch. Heimat 71 (1985), S. 51–58.

Namen und Verbreitung der Ringelnatter, der Schnecken, des Regenwurms, der Maikäferlarve und der großen Stechmücke in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 71 (1985), S. 95–104. 4 Abb.

Alfred Tode vollendete sein 85. Lebensjahr. Freundschaftliche Rückblicke auf ein bewegtes Archäologenleben. In: Braunsch. Heimat 71 (1985), S. 121–124. 1 Abb.

Die wichtigsten Wesensmerkmale der ostfälischen Sprachlandschaft und ihre Begrenzung. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 108 (1985), S. 104–146.

Wie Fremdwörter in die ostfälische Volkssprache gelangten und wie sie hier mundgerecht umgewandelt wurden. Ein mundartlicher Beitrag zur Kulturgeschichte. In: Braunsch. Heimat 72 (1986), S. 15–20.

Spaten und Schaufel in Ostfalen. In: Braunsch. Heimat 72 (1986), S. 53–58.

Das Schwein in der Volkssprache und in den Flurnamen Ostfalens. In: Braunsch. Heimat 72 (1986), S. 88–96.

2. Jahresberichte des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz in der Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ unter leicht variierendem Titel „Der Braunschweigische (Braunschweiger) Landesverein für Heimatschutz im Jahre . . .“

Berichtszeitraum	Veröffentlichung in „Braunschweigische Heimat“		
1934	26	(1935)	S. 34–37
1935	27	(1936)	S. 1–4
1936*)	28,1	(1937)	S. 10–12
1937*)	29,1	(1938)	S. 25–28
1938	30,1	(1939)	S. 28
1950	37	(1951)	S. 28–32
1951	38	(1952)	S. 27–32
1952	39	(1953)	S. 19–25
1953	40	(1954)	S. 23–29
1954	41	(1955)	S. 26–32
1955	42	(1956)	S. 58–64
1956	43	(1957)	S. 18–24
1957	44	(1958)	S. 25–31
1958	45	(1959)	S. 35–39
1959	46	(1960)	S. 27–31
1960	47	(1961)	S. 28–32
1961	48	(1962)	S. 26–31
1962	49	(1963)	S. 28–32
1963	50	(1964)	S. 27–31
1964	51	(1965)	S. 59–62
1965	52	(1966)	S. 27–31
1966	53	(1967)	S. 26–30
1967	54	(1968)	S. 29–32

*) „Braunschweigische Heimat“ unter dem Titel „Braunschweiger Blätter“.

Berichtszeitraum	Veröffentlichung in „Braunschweigische Heimat“		
1968	55	(1969)	S. 45–48
1969	56	(1970)	S. 28–30
1970	57	(1971)	S. 28–31
1971	58	(1972)	S. 31f.
1972	59	(1973)	S. 30–32
1973	60	(1974)	S. 29–32
1974	61	(1975)	S. 29–31

3. Buchbesprechungen

Heinrich Andresen: Fief Minuten stillestahn. Hamburg 1934. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 128.

Hertha Borchert: Sünnoos un anner Veerlanner Geschichten. Hamburg 1934. In: Braunsch. Heimat 25 (1934), S. 128.

Bernd Ludewig: Der Löns. München 1934. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 30.

Deutsche Heimat in Wort und Bild. Hrsg. Von Cl. H. Tietjen. Leipzig 1934. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 30.

Otto Lauckert: Wegweiser durch Niedersachsens Urgeschichte. Hildesheim und Leipzig 1934. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 31f.

Eugen Mayser: Der Bauer und sein Haus. Münster 1934. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 62.

Heimat und Reich. Monatshefte für westfälisches Volkstum. Jg. 1935. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 62f.

Hermann Löns: Mein buntes Buch. Hannover 1935. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 156f.

Adolf Hoffmann: Die mittelalterlichen Steinkreuze, Kreuz- und Denksteine in Niedersachsen. Hildesheim 1935. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 157.

J. O. Plaßmann: Leben und Treiben der alten Münsterländer. Münster 1935. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 157.

Otto Hahne: Hachum im Wandel der Zeit. Schöppenstedt 1934. In: Braunsch. Heimat 26 (1935), S. 157.

Fritz Mielert: Deutsches Ahnengut in Westfalenland. München (1935). In: Braunsch. Heimat 27 (1936), S. 64.

Deutsche Heimat in Wort und Bild. 5–8. Leipzig 1934. In: Braunsch. Heimat 27 (1936), S. 64.

Das Bleckenstedter Industriegebiet und der Heimatschutz. In: Braunsch. Blätter 1937 Folge 5 = Braunsch. Heimat 28 (1937), S. 5–7. 1 Abb.

Braunschweig. Altes Erbe – neues Leben. Braunschweig 1936. In: Braunsch. Blätter 1937 Folge 2/3 = Braunsch. Heimat 28, 1 (1937), S. 29.

- Die Braunschweiger Heimatkalender für 1937. In: Braunschw. Blätter 1937 Folge 1 = Braunschw. Heimat 28, 1 (1937), S. 23f.
- Eugen Fehrle: Deutsche Feste und Jahresbräuche. Leipzig 1936. In: Braunschw. Blätter 1937 Folge 5 = Braunschw. Heimat 28, 5 (1937), S. 27.
- Carl Puetzfeld: Deutsche Rechtssymbole. Berlin 1936. In: Braunschw. Blätter 1937 Folge 5 = Braunschw. Heimat 28, 5 (1937), S. 27.
- Joh. Bergenthal: Sauerland. Münster 1936. In: Braunschw. Blätter 1937 Folge 5 = Braunschw. Heimat 28, 5 (1937), S. 28.
- Georg Buschan: Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen. München 1936. In: Braunschw. Blätter Folge 5 = Braunschw. Heimat 28, 5 (1937), S. 28.
- Franz Lüttke: Heinrich I. Berlin 1936. In: Braunschw. Blätter 1937 Folge 5 = Braunschw. Heimat 28, 5 (1937), S. 28.
- Wilhelm Peßler: Volkstumsgeographie als Allgemeingut, eine Aufgabe des Niedersächsischen Volkstummuseums. Hannover 1938. In: Braunschw. Heimat 30, 5 (1939), S. 16
- Werner Lindner: Außenreklame. Berlin (1939). In: Braunschw. Heimat 30, 5 (1939), S. 16.
- Otto Merckel: Bauern um 1759, eine zeit- und familienkundliche Studie zur Geschichte einer niedersächsischen Bauernfamilie. Weferlingen 1938. In: Braunschw. Heimat 30, 3 (1939), S. 31.
- Karl Konrad A. Rumpel: Die Hausmarke, das Symbol der germanischen Sippe. Berlin 1939. In: Braunschw. Heimat 30, 3 (1939), S. 31.
- Harry Maaß: Große Sorgen um grüne Landschaft. Wolfshagen-Scharbeutz 1936. In: Braunschw. Heimat 31 (1940), S. 14.
- Kolhow: Natur und Heimat. Wolfshagen-Scharbeutz 1939. In: Braunschw. Heimat 31 (1940), S. 14.
- Karl Fröhlich: Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde. Tübingen (1939). In: Braunschw. Heimat 31 (1940), S. 15.
- Adolf Hueg: Dorf und Bauerntum. Oldenburg 1939. In: Braunschw. Heimat 32 (1941), S. 32f.
- Karl Gröber: Alte deutsche Zunft Herrlichkeit. München 1936. In: Braunschw. Heimat 32 (1941), S. 32.
- Wilhelm Eule: Harbke. Buch der Heimat. Leipzig 1940. In: Braunschw. Heimat 32 (1941), S. 88.
- Karl Frölich: Die Goslarer Straßennamen. Gießen 1949. In: Braunschw. Heimat 35 (1949), S. 114f.
- Karl Steinmetz: Sui sau, sau lachet wei in Ambergau. Bockenem 1938. In: Braunschw. Heimat 37 (1951), S. 94.
- Werner Spieß: Das Stadtarchiv Braunschweig. Seine Geschichte und seine Bestände. Braunschweig 1951. In: Braunschw. Heimat 37 (1951), S. 96.
- Werner Spieß: Chronik der Stadt Braunschweig 1801–1950. Braunschweig 1952. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 96.
- Wilhelm Börker: Schöppenstiddesche Streiche. Hamburg 1952. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 126.
- Rudolf Curdt: Sonnenhelle – Wolkenhaften. Braunschweig 1952. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 127.
- Goslar am Harz, die tausendjährige Kaiser-, Reichs- und Hansestadt. 5. Aufl. Goslar 1952. In: Braunschw. Heimat 38 (1952), S. 127.

- Friedrich Freitag: Vom Hainberg zum Weinberg. Volkersheim 1953. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 126f.
- Karl Ewald Schmidt und Ilse Lotte Schmidt: Chronik und Heimatkunde des Pfarrdorfes Harlingerode. Bad Harzburg 1953. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 127f.
- Wilhelm Kaune: Möin Blaut singt döine Melodöi. Hildesheim 1949. Wilhelm Kaune: Mein Alt-Hildesheim. Hildesheim 1951. In: Braunschw. Heimat 39 (1953), S. 128.
- Heinrich Pröhle: Harzsagen. Neuausgabe Bad Harzburg 1957. In: Braunschw. Heimat 43 (1957), S. 126f.
- Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1958. — Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1958. In: Braunschw. Heimat 43 (1957), S. 127f.
- Karl Rudolf Döhnel: Das Anatomisch-Chirurgische Institut in Braunschweig 1750—1869. Braunschweig 1957. — Fritz Meyen: Johann Joachim Eschenburg 1743—1820. Braunschweig 1957. In: Braunschw. Heimat 43 (1957), S. 128.
- Werner Spieß: Die Goldschmiede, Gerber und Schuster in Braunschweig. Braunschweig 1958. In: Braunschw. Heimat 44 (1958), S. 64.
- Otto Rohkamm: Harzer Land un Luie. Votellijen un Raimels. Bad Harzburg 1958. In: Braunschw. Heimat 44 (1958), S. 96f.
- Handbuch der historischen Stätten Deutschlands 2. Niedersachsen und Bremen. Hrsg. von Kurt Brüning. In: Braunschw. Heimat 44 (1958), S. 125—127.
- Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1959. — Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1959. In: Braunschw. Heimat 44 (1958), S. 127.
- Kurt Kronenberg: Die klugen und die törichten Jungfrauen. Osterode 1958. In: Braunschw. Heimat 44 (1958), S. 128.
- Louis Wille: Der Harz unsere Heimat. Bad Harzburg 1959. In: Braunschw. Heimat 45 (1959), S. 136.
- Richard Moderhack u. a.: Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Wolfenbüttel 1960. In: Braunschw. Heimat 45 (1960), S. 136.
- Bunte Kuh. Ein plattdeutsches Lesebuch. Hrsg. von Willy Krogmann. Ebenhausen b. München 1960. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 63f.
- Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1962. In: Braunschw. Heimat 47 (1961), S. 128.
- Richard Moderhack: Hundert Jahre Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig 1861—1961. Braunschweig 1961. — Bert Bilzer und Rolf Hagen: 1861—1961. Städt(isches) Museum Braunschweig. Braunschweig 1961. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 31f.
- Friedrich Freytag: Geschichtliches aus dem Ambergau. 1. Teil. Bockenem 1961. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 128.
- Theodor Müller: Stadtdirektor Wilhelm Bode. Braunschweig 1963. In: Braunschw. Heimat 50 (1964).
- Ursula Schelm-Spangenberg: Die Deutsche Volkspartei im Lande Braunschweig. Braunschweig 1964. Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 127f.
- H. Henning Borchardt: Heitere Wanderung durch die bewegte Geschichte der Harzer Lande. Bad Harzburg (1964). In: Braunschw. Heimat 50 (1964), S. 128.
- Wolfgang Meibeyer: Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Braunschweig 1964. In: Braunschw. Heimat 51 (1965), S. 62f.

- Ernst-August Roloff: Braunschweig und der Staat von Weimar. Braunschweig 1964. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 63f.
- Wilhelm Appelt und Theodor Müller: Wasserkunst und Wasserwerke der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1964. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 64.
- Chronik des Fleckens Lutter am Barenberge. Lutter 1965. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 64.
- Walter Achilles: Vermögensverhältnisse braunschweigischer Bauernhöfe im 17. und 18. Jahrhundert. Stuttgart 1965. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 95f.
- Horst Appuhn: Die Jagd als Sinnbild in der norddeutschen Kunst des Mittelalters. Hamburg (1964). In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 96.
- Dr. Friedrich Hasselbach – Klaus Schmidt: Ödlandnutzung für Aufforstung und Wildgehege. In: Braunsch. Heimat 51 (1965), S. 127f.
- Georg Eckert: 100 Jahre Braunschweiger Sozialdemokratie. 1. Teil. Hannover 1965. In: Braunsch. Heimat 52 (1966), S. 31f.
- Fritz Barnstorf: 1000 Jahre Weferlingen. Braunschweig 1965. In: Braunsch. Heimat 52 (1966), S. 64.
- Alexander Grundner-Culemann: Die Flurnamen des Stadtkreises Goslar. Teil III: Namen aus dem Bereich der Feldmark und der Klosterforst. Goslar 1966. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 30f.
- Brunsvicensia Judaica. Braunschweig 1966. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 31f.
- Die Schulen im Ambergau gestern und heute. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 32.
- Uwe Pape: Die Orgeln der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel (1966). In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 64.
- Der Harz. Landschaft und Städte. Frankfurt 1967. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 110.
- Theodor Müller: Der Verleger George Westermann 1810–1879. Braunschweig 1965. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 111.
- Ernst Döll: Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus zu Braunschweig. Braunschweig 1967. In: Braunsch. Heimat 53 (1967), S. 111f.
- Hans Ehlers: Greene im Wandel der Zeiten. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 32.
- Heinz-Bruno Krieger: Elmsagen. Braunschweig und Schöppenstedt 1967. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 63f.
- Hans Ehlers: Garlebsen und Ippensen im mittleren Leinetal. Einbeck 1963. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 128.
- Otto Rohkamm: Haimat an'n Harze. Bad Harzburg 1968. In: Braunsch. Heimat 54 (1968), S. 128.
- Gottfried Piper: Die Orgeln des Kirchenkreises Gifhorn. Gifhorn 1967. In: Braunsch. Heimat 55 (1969), S. 111.
- Rudolf Nickel: Harzer Trachten. Goslar 1968. In: Braunsch. Heimat 55 (1969), S. 111f.
- Bernhard Struckmeyer: Das Schauspiel am Hoftheater Braunschweig von 1890 bis 1918. Braunschweig 1969. In: Braunsch. Heimat 56 (1970), S. 31f.
- Mechthild Wiswe: Die Flurnamen des Salzgittergebietes. Braunschweig 1970. In: Braunsch. Heimat 57 (1971), S. 31f.
- Heinrich Heike-Cramm: Auswahl aus dem Wortschatz der plattdeutschen Sprache in Groß Gleidingen und Umgebung. Braunschweig 1970. In: Braunsch. Heimat 57 (1971), S. 142f.

Walter Kremser: Die Erhaltung und Pflege kulturhistorisch bedeutsamer Waldbilder als gesellschaftliche Aufgabe. Rotenburg o. J. In: Braunschw. Heimat 57 (1971), S. 143.

Otto Rohkamm: 1000 Jahre Harzburg. Bad Harzburg 1972. In: Braunschw. Heimat 58 (1972), S. 95.

Heinrich Rohkamm: Sechs Märchen um Bad Harzburg. Osterode 1971. In: Braunschw. Heimat 58 (1972), S. 96.

Willy Hartmann: Häuserbuch der Stadt Seesen. Seesen 1971. In: Braunschw. Heimat 58 (1972), S. 96.

Bernd-Ulrich Kettner: Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Göttingen 1972. In: Braunschw. Heimat 59 (1973), S. 109f.

Hans Ehlers: Erzhausen im mittleren Leinetal mit Pumpspeicherwerk. Bad Gandersheim 1974. In: Braunschw. Heimat 60 (1974), S. 94f.

Heinrich Heike-Cramm: En betten tein Smunzeln. Groß Gleidingen 1974. In: Braunschw. Heimat 60 (1974), S. 95.

Rudolf Fricke: Das Bürgerhaus in Braunschweig. Tübingen 1975. In: Braunschw. Heimat 61 (1975), S. 108f.

Gerhard Bothe: Die Flurnamen des alten Amtes Harzburg. Teil II. Bad Harzburg 1981. In: Braunschw. Heimat 68 (1982), S. 126f.

4. Veröffentlichungen über Werner Flechsig

Flechsig, Werner: Lebenslauf. In: Thomas Mancinus, der Vorgänger von Praetorius im Wolfenbütteler Kapellmeisteramt, mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Wolfenbütteler Hofkapelle im 16. Jahrhundert. Diss. phil. Göttingen 1931, S. 83.

Heinz Mollenhauer: Dr. Werner Flechsig 25 Jahre Schriftleiter der „Braunschweigischen Heimat“. In: Braunschw. Heimat 45 (1959), S. 67–69.

Hans-Adolf Schulz: Dr. Werner Flechsig 65 Jahre. In: Braunschw. Heimat 59 (1973), S. 28–30.

Rolf Hagen: Oberkustos des Braunschweigischen Landesmuseum, Dr. Werner Flechsig, vollendet das 65. Lebensjahr. In: Braunschw. Zeitung Nr. 20 vom 24. 1. 1973.

Mechthild Wiswe: Werner Flechsig zum 70. Geburtstag. In: Freundeskreis des Großen Waisenhauses, Braunschweig 82 (1978), S. 3–5.

(Mechthild Wiswe): Dr. Werner Flechsig 70 Jahre alt. In: Riddagshäuser Nachrichten Nr. 40 vom Februar 1978.

Alfred Tode: 45 Jahre Freundschaft mit Werner Flechsig. — Diesem zum fünfundsiebzigsten Geburtstag. In: Braunschw. Heimat 69 (1983), S. 1–3. 1 Abb.

R.: Dr. Werner Flechsig wird 75. Volkskunde im Visier. In: Braunschw. Zeitung vom 24. 1. 1983.

Mechthild Wiswe: Der Volkskundler Werner Flechsig starb. In: Braunschw. Zeitung vom 18. 10. 1988.

Mechthild Wiswe: Werner Flechsig (1908–1988). In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 97 (1990), S. 20f.

Mechthild Wiswe: Zum Gedenken an Werner Flechsig. In: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung 80 (1990), S. 60f.

Rolf Hagen

Der Museumsmann Werner Flechsig

Es dürfte nicht oft vorkommen, daß in einem Museum der Enkel in der Lage ist, das vom Großvater begonnene Werk fortzusetzen. Im Leben von Werner Flechsig ist dieses bemerkenswerte Ereignis eingetreten. Sein Großvater, Bankprokurist Paul Walter, der Vater seiner Mutter, war nicht nur einer der richtungsweisenden Mitbegründer des Vaterländischen Museums, sondern bis zu seinem Tod auch „die Seele des ganzen Unternehmens“. Er nahm nicht allein das schwierige Amt des „Kassenführers“ wahr,



Abb. 1

Bankdirektor Paul Walter, Mitbegründer des Braunschweigischen Landesmuseums, der Großvater von Werner Flechsig.

Archivbild

vielmehr trug er auch die „Hauptlast der praktischen Museumsarbeit bei der Annahme, Inventarisierung und Ausstellung neuer Sammlungsgegenstände“¹⁾. Wie sehr diese Charakterisierung der Leistung Walters, die auf eine Äußerung von Flechsig zurückgeht, den Tatsachen entspricht, bezeugte Paul Zimmermann in seinem Nachruf auf den Verstorbenen: „Neidlos erkannten ohne Ausnahme seine Vorstandskollegen seine überragenden Verdienste an . . .“²⁾ Aber noch deutlicher wird Paul Wal-

¹⁾ Braunsch. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum I. Von der Gründung bis zur Gegenwart. Braunschweig 1966, S. 19.

²⁾ P. ZIMMERMANN: Zum Gedächtnis Paul Walters. In: Braunsch. Magazin 15 (1909), S. 139.

ters Rolle im Vaterländischen Museum, wenn man brücksichtigt, daß der Tod des unermüdlichen Helfers den entscheidenden Anstoß dazu gab, endlich einen hauptamtlichen Museumsleiter einzustellen. In Dr. Karl Steinacker, der am 1. April 1910 sein Amt antrat, wurde die Persönlichkeit gefunden, die wie keine andere berufen war, die Arbeit Paul Walters fortzusetzen und ihr neue, entscheidende Akzente zu verleihen.

Wenn Werner Flehsig später, als Hilfsreferent im braunschweigischen Volksbildungsministerium, mit dem Museum in berufliche Berührung trat, so war doch zunächst kaum abzusehen, daß er einmal selbst an dem von Steinacker bis 1935 geleiteten Institut tätig werden und damit in die Fußtapfen seines Großvaters treten würde.

Es erscheint verständlich, daß der Sohn des hochangesehenen Kunsthistorikers und Museums-Inspektors am Herzoglichen Museum, Professor Dr. Eduard Flehsig, zunächst nicht den väterlichen Beruf anstrebte, vielmehr wandte er sich wohl veranlaßt durch eine besondere Begabung im Studium hauptsächlich der Musikwissenschaft zu. Als Nebenfächer wählte er allerdings Geschichte, Urgeschichte – wie es damals hieß – und Germanistik. Daß er 1931, mit einer Dissertation über das Thema „Thomas Mancinus, der Vorgänger von Praetorius im Wolfenbütteler Kapellmeisteramt, mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Wolfenbütteler Hofkapelle im 16. Jahrhundert“ promoviert, doch ein Volontariat am Städtischen Museum Braunschweig antrat, mag neben anderen Ursachen vielleicht auch in der allgemeinen wirtschaftlichen Situation der dreißiger Jahre seinen Grund gehabt haben. Jedenfalls blieb er der nun einmal gewählten Fachrichtung treu, als er anschließend am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Technischen Hochschule in Braunschweig als Assistent des Braunschweigischen Landesarchäologen tätig wurde. Daneben wirkte er von 1933 bis 1942 im gleichen Fach als Assistent und Hilfsdozent an der Hochschule für Lehrerbildung. Von Juni 1938 bis Juli 1942 war Werner

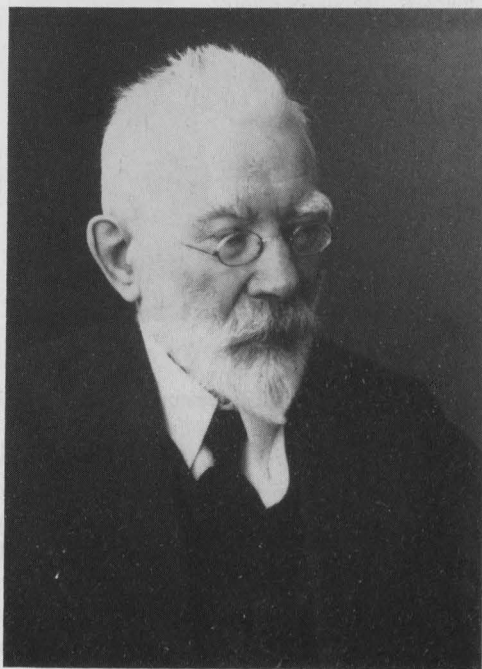


Abb. 2

Professor Dr. Eduard Flehsig, Kunsthistoriker am Herzog Anton Ulrich-Museum von 1895–1931, der Vater von Werner Flehsig.

Archivbild

Flehsig zudem Hilfsreferent im Referat VI – Kunst und Wissenschaft – im Braunschweigischen Ministerium für Volksbildung.

Eine für seine spätere Laufbahn wichtige Entscheidung war die Übernahme des Amtes des Geschäftsführers der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatpflege und Heimatforschung. Daran schloß sich von 1942 bis zum Ende des Krieges die Arbeit als beamteter Landesheimatpfleger beim Braunschweigischen Landeskulturverband an. Gemeinsam mit Dr. Siegfried Hardung, Kustos am Braunschweigischen Landesmuseum und Leiter der Forschungsstelle, wurde mit Unterstützung des Fotografen R. Rieger eine „Bestandsaufnahme alter bäuerlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude und ihres altbäuerlichen Hausrates im Lande Braunschweig“ durchgeführt³⁾, eine verdienstvolle Arbeit kurz vor schweren Kriegs- und Nachkriegsverlusten.

Die Einberufung der zuständigen Stelleninhaber zum Wehrdienst brachte es mit sich, daß Flehsig während des Krieges zeitweise auch das Braunschweigische Landesmuseum und das inzwischen ins Leben gerufene „Haus der Vorzeit“ kommissarisch leitete. Nach dem Kriege war es für Werner Flehsig nicht leicht, wieder eine seiner Vorbildung und Neigung entsprechende Position einzunehmen. Als Mitarbeiter am Deutschen Spracharchiv wirkte er zunächst am Aufbau eines Zettelarchivs für das Ostfälische Mundart-Wörterbuch mit und konnte so ein von ihm schon 1939 geplantes Vorhaben weiterführen.

Am 1. April 1950 – mit der endgültigen Auflösung des Landeskulturverbandes – wurde Werner Flehsig dann als wissenschaftlicher Sachbearbeiter der Abteilung Volkskunde an das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum versetzt, das nach dem Krieg unter der Leitung von Dr. Alfred Tode mit dem einstigen Haus der Vorzeit in den wenigen verbliebenen Räumen vereinigt worden war. Hier entfaltete der Volkskundler aus Passion eine fruchtbare Tätigkeit. Zunächst beschränkte sich seine Arbeit nach eigener Aussage freilich auf die Sichtung und Identifizierung der aus der Auslagerung zurückgeführten Bestände. Eine Fortsetzung dieser mühseligen Aufgabe ergab sich, als erfreulicherweise im Jahre 1961 die nach Hadmersleben ausgelagerten Objekte im Zuge einer allgemeinen Übereinkunft mit dem Aachener Museumsdirektor Dr. Hans Feldbusch wieder in das Landesmuseum zurückkehrten. Sie waren zuletzt im „Feudalmuseum“ Schloß Wernigerode in Verwahrung gewesen und trafen in zwei Transporten am 23. September und am 20. November wieder in Braunschweig ein, wo Flehsig feststellen konnte, daß zwar auch hier Verluste eingetreten waren, daß alles Übrige aber von den dortigen Kollegen sorgfältig gepflegt und mustergültig verpackt worden war.

Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen der Überprüfung der noch vorhandenen Bestände und der Abfassung eines Aufrufs zur „Sammlung alten bäuerlichen Haus- und Wirtschaftsgerätes“, den Flehsig damals drucken und verteilen ließ. Eine auch nach außen sichtbare Museumsarbeit begann für Werner Flehsig endlich als 1961 vom Niedersächsischen Kultusministerium erstmals in nennenswertem Umfang Mittel für die Neueinrichtung und Erwerbung zur Verfügung gestellt wurden⁴⁾. Im Dormitorium des ehemaligen Ägidienklosters, das bis dahin als Magazin dienen mußte, begann Flehsig eine musik- und theatergeschichtliche Schausammlung aufzubauen. Mit welch bescheidenen Mitteln das damals – der Not gehorchend – geschehen mußte, kann nur der Augenzeuge ermessen. Einen bleibenden Niederschlag haben die Vorbereitungszeiten zum Aufbau der Abteilung „Musik- und Theatergeschichte“ glücklicherweise gefunden in der umfangreichen und in zahlreichen Fortsetzungen in der Braunschweigischen Heimat veröffentlichten Aufsatzreihe „Ostfälische Musikinstru-

³⁾ W. FLEHSIG: Das Braunschw. Landesmuseum für Geschichte und Volkstum als volkskundliche Forschungsstätte. In: Braunschw. Heimat 52 (1966), S. 80.

⁴⁾ W. FLEHSIG: Neuerwerbungen des Braunschw. Landesmuseums für Geschichte und Volkstum 1961–1963. In: Braunschw. Heimat 49 (1963), S. 119.

mentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts“⁵⁾. Diese eingehende Darstellung ist umso wichtiger, als seiner Zeit aus den oben angeführten Gründen an die Herstellung eines Kataloges überhaupt nicht zu denken war.

Als dem Verfasser am 15. Dezember 1965 die Leitung des Braunschweigischen Landesmuseums übertragen wurde, weil Dr. Alfred Tode, der zugleich das Amt des Landesarchäologen wahrzunehmen hatte, mit Ablauf des Monats August in den Ruhestand getreten war, zeigte sich Werner Flechsig, der als Dienstältester interimistisch die Geschäfte geführt hatte, sofort zu einer für das von den Behörden bis dahin stiefmütterlich behandelte Institut nützlichen Zusammenarbeit bereit. Das erschien freilich in höchstem Maße geboten, denn bereits im Oktober des folgenden Jahres sollte das Landesmuseum seinen 75. Geburtstag festlich begehen. Außer der Beschaffung einer provisorischen Bestuhlung für den Vortragssaal war bis dahin zur Vorbereitung des Jubiläums kaum etwas geschehen. Allein Werner Flechsig hatte die noch ungeordneten alten Museumsakten zusammengetragen und wichtige Auszüge



Abb. 3 Werner Flechsig in seinem Arbeitszimmer im Braunschweigischen Landesmuseum 1973.

Archivbild

für eine Museumsgeschichte vorgenommen. Gemeinsam wurden dann die Exzerpte bearbeitet und der Text verfaßt, der seit Steinackers Schrift „Kurzer Führer durch das Vaterländische Museum zu Braunschweig“ von 1927 die erste Veröffentlichung des traditionsreichen Hauses darstellte und infolge des unvorstellbar geringen Etats zunächst auch bleiben sollte⁵⁾. Die Jubiläumsveranstaltungen selbst wurden dann dank der Zusammenarbeit aller Beteiligten zu einem beachtlichen Erfolg. In zwei Sonderausstellungen konnten unter dem Titel „Keramik aus vorindustrieller Zeit“ und „Das alte Land Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten“ besonders schöne und anschauliche Objekte in neuen Vitrinen – einer Extrapewilligung des Ministers aus Anlaß des Jubiläums – wirkungsvoll zur Schau

⁵⁾ W. FLECHSIG: Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. In: Braunschw. Heimat 48 (1962), S. 46–55, S. 89–96; 49 (1963), S. 9–16, S. 42–48, S. 83–89, S. 109–113; 50 (1964), S. 9–14, S. 53–59.

gestellt werden. Bei der Vorbereitung dieser wie auch folgender Ausstellungen erwies sich die jahrelange Vertrautheit Flechsigs mit der Sammlung ebenso als großer Vorzug wie sein steter Fleiß.

Während der Jubiläumsveranstaltungen war es immerhin gelungen, die Aufmerksamkeit des Kultus- und des Finanzministers sowie der Braunschweigischen Abgeordneten auf das so stiefmütterlich behandelte Haus zu lenken und auf die zu den reichen Beständen in krassem Gegensatz stehende räumliche Enge und mangelhafte personelle wie finanzielle Ausstattung hinzuweisen. Ein weiterer Gewinn war es, daß der Landkreis Braunschweig dem Museum als Geburtstagsgeschenk ein rohrgedecktes niederdeutsches Hallenhaus von 1726 in Bortfeld zu Ausstellungszwecken überließ. Auch bei seiner teilweisen Einrichtung – einige Räume waren zunächst noch von Flüchtlingen bewohnt – und Erweiterung um ein Schauer für Großgeräte bewährte sich Flechsig als kenntnisreicher und zuverlässiger Kollege.

Um das Interesse der Öffentlichkeit und der Politiker am Landesmuseum auch weiterhin wachzuhalten, wurden trotz aller Beeinträchtigungen und räumlichen Probleme fortlaufend Sonder- und Wechselausstellungen geplant und durchgeführt, an denen Flechsig in ganz erheblichem Umfang beteiligt war. Davon können an dieser Stelle nur einige Wesentliche im einzelnen genannt werden. So fand 1968 die viel beachtete Ausstellung „Aus dem Reich der Mode – Textilien, modisches Beiwerk, Modedarstellungen und Bildnisse – Von 1600 bis 1914“ statt, zu der – leider nur ausnahmsweise – ein schmaler Katalog erschien, dessen Text Werner Flechsig geschrieben hatte. 1969 wurde eine Neueinrichtung der volkskundlichen Schausammlung durchgeführt, die Werner Flechsig ebenfalls viel zu danken hatte. Es folgten Themen wie „400 Jahre Forstwirtschaft und Jagd im Lande Braunschweig“ oder „Die Gründerzeit und die bürgerliche Gesellschaft 1871 bis 1914“ und „Schwindendes Handwerk der vorindustriellen Zeit“. Schließlich konnten nach dem Ausscheiden Flechsigs aus dem Dienst noch einmal seine Kenntnisse auf einem ganz anderen Gebiet zu Ehren kommen. Aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Braunschweigischen Musikgesellschaft fand 1974 die Sonderausstellung „400 Jahre Musikleben im Braunschweiger Lande“ statt, die Flechsig ebenso wie den Katalog unter Mitarbeit seiner Nachfolgerin, Frau Dr. Mechthild Wiswe, als seiner langjährigen Wirkungsstätte nach wie vor verbundener Pensionär in vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit erstellte. Nach Abschluß seiner Museumslaufbahn kehrte er damit wieder zu den ersten Anfängen seiner wissenschaftlichen Arbeit zurück: „Er entwarf auch den Gesamtplan für die Anordnung des Ausstellungsmaterials und lieferte für den Katalog Kurzfassungen seiner zumeist noch unveröffentlichten Forschungsergebnisse über die Geschichte des Musiklebens in Braunschweig . . .“⁶⁾

⁶⁾ R. HAGEN: Zum Geleit. In: 400 Jahre Musikleben im Braunschw. Lande. Sonderausstellung aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Braunschw. Musikgesellschaft. Katalog von W. Flechsig unter Mitarbeit von M. Wiswe. Braunschweig 1974, S. 3

Der Nachlaß von Werner Flechsig als Quelle zur braunschweigischen Zeitgeschichte (1933–1945) sowie zur Begriffsproblematik der Raumkonzeption „Ostfalen“

Flechsig war ein überaus fleißiger und regelmäßiger „Diarist“, d. h. Tagebuch- und Notizheftschreiber. In seinem im Jahre 1989 in das Staatsarchiv Wolfenbüttel gelangten privaten Nachlaß¹⁾ fanden sich mehr als 120 derartige Hefte aus den Jahren von etwa 1926 bis 1987. Vor den Studienheften (Vorlesungsnachschriften usw.) und den Reisetagebüchern dominieren der Zahl nach die etwa 60 allgemeinen, unspezifizierten Tagebücher, d. h. echten Diarien. Es handelt sich bei diesen letztgenannten Diarien um reine Tageschroniken, die zwar die Tätigkeiten des Diaristen, jedoch keine Gedanken- oder Gefühlsäußerungen festhalten.

Flechsig war sich im klaren darüber, daß einem Teil seiner Tagebücher aus der Zeit des Dritten Reichs Quellenwert vor allem für den Bereich der Kulturpolitik zukommt, in die er damals nach eigenen Worten „genaue Einblicke . . . gewinnen konnte“²⁾. Aus diesem Grunde exzerpierte er im Jahre 1979 die zeitgeschichtlich interessanten Tagebucheinträge der Jahre 1938 bis 1945 (–1950) und stellte diese in etwa 12 Schreibmaschinenmanuskripten (im Gesamtumfang von etwa 200 Seiten) nach verschiedenen Sachgebieten gegliedert zusammen. Diese Auszüge übergab er 1979/1980 dem Braunschweigischen Landesmuseum ausdrücklich als „zeitgeschichtliche Quellen . . . für Fragen nach der Kulturpflege staatlicher und kommunaler Stellen während der letzten Jahre des Dritten Reiches im Lande Braunschweig“³⁾. Die damals von ihm angeregte Hinterlegung von Duplikaten dieser Manuskripte im Staatsarchiv Wolfenbüttel fand ihren Abschluß durch die Übernahme des Flechsigschen Privatnachlasses, in dem die Originaldurchschläge dieser Schreibmaschinenmanuskripte lagerten⁴⁾.

Um den Quellenwert dieser beiden Tagebuchüberlieferungen (Originaldiarien und überarbeitete Auszüge) zu umreißen, ist ein Blick auf Flechsigs Dienststellungen in jenen Jahren notwendig⁵⁾:

Von 1931 bis 1933 war er am Städtischen Museum in Braunschweig und von 1933 bis 1937 als Assistent des Braunschweigischen Landesarchäologen tätig (am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Technischen Hochschule in Braunschweig). An der Hochschule für Lehrerbildung in Braunschweig wirkte er von 1933 bis 1942 als Assistent und Hilfsdozent für Vor- und Frühgeschichte. Im Jahre 1936 trat er in die Hitlerjugend und 1937 in die NSDAP ein. Von Juni 1938 bis Juli 1942 war Flechsig Hilfsreferent im Referat V 1 (Kunst und Wissenschaft) im Braunschweigischen Ministerium für Volksbildung und zugleich Geschäftsführer der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatforschung und Heimatpflege. In diesen Dienststellungen entfaltete er eine rege, auf den Raum „Ostfalen“ ausgerichtete volkscundlich-landeskundliche Sammeltätigkeit⁶⁾. Von 1942 bis 1945 war er beamteter Landesheimatpfleger beim Braunschweigischen Landes-Kulturverband. Weiterhin war er nebenamtlich Hilfsreferent im Referat V 1 des Staatsministeriums (ab August 1944 vertretungsweise als kommissarischer Leiter dieses Referats). Ferner war Flechsig Leiter des Referats I XI im Innenministerium im

¹⁾ Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel (= NdsStA WF): Bestand 310 N Nr. 11 – 27. – Der wissenschaftliche Nachlaß wird im Braunschweigischen Landesmuseum verwahrt.

²⁾ wie Anm. 1: 310 N 13.

³⁾ wie Anm. 1: 310 N 13. – Die allerwichtigsten Quellen zur Epoche des Dritten Reiches im Lande Braunschweig weist nach: H. Boberach (Bearb.): Inventar archivalischer Quellen des NS-Staates. München usw. 1991.

⁴⁾ wie Anm. 1: 310 N 21–22, 24–25.

⁵⁾ wie Anm. 1: 310 N 13; Vorwort zum Findbuch 310 N; wie Anm. 4; wie Anm. 1: Bestand 27 Slg (Flechsig).

⁶⁾ W. FLECHSIG: Fünfzig Jahre ostfälische Volkstumsforschung. In: Beiträge zur Braunschweigischen Heimatpflege und Heimatforschung, hrsg. vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz 3. Braunschweig 1958, S. 65–90.

Rang eines HJ-Gefolgschaftsführers („Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reiches“). Kommissarisch leitete er zeitweise noch seit 1939 das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum sowie das Haus der Vorzeit, seit September 1944 die Braunschweigische Staatsmusikschule und seit August 1944 die Burg- und Domschaffnerei [des Staatsdoms] in Braunschweig. Zu dem von Ministerpräsident Dietrich Klagges herausgegebenen Geschichtslehrbuch „Volk und Führer“ steuerte Flechsig einen vorgeschichtlichen Beitrag („Auf den Spuren der Urväter“) bei (um 1937–1939)⁷⁾. Aus seiner kulturpolitischen Tätigkeit im Dritten Reich sind auch einige aufschlußreiche Handakten im Nachlaß vorhanden. In jenen Jahren hatte er wohl zweifellos eine Schlüsselstellung für die heimat(kultur)politische Arbeit im Lande Braunschweig. Dienstlich hatte er vor allem sehr häufig direkten persönlichen Kontakt mit Klagges (im August 1979 erwähnt er „unzählige Gespräche“ mit ihm)⁸⁾. Eine Liste seiner damaligen Vorträge und Aufsätze liegt im Nachlaß (Nr. 27) vor. Bei der Entnazifizierung wurde er in Kategorie IV eingestuft.

Schon diese Dienststellungen von Flechsig bestimmen den Quellenwert seiner Tagebuchnotizen und -ausarbeitungen. Seine Exzerpte hat er folgendermaßen gegliedert⁹⁾:

- 1) Daten zur Kulturarbeit der Hitlerjugend im Raum Braunschweig (1936–1944). – 2) Zur Arbeit im Braunschweigischen Volksbildungsministerium (1938–1945) [22 Seiten]. – 3) Zur behördlichen Heimatpflege (1938–1945). – 4) Zur Geschichte des Braunschweiger Doms als „Staatsdom“. – 5) Zur Geschichte der Musikschulen im Braunschweiger Raum (1938–1945). – 6) Zur Geschichte des Staatstheaters in Braunschweig (1939–1945). – 7) Zur Geschichte der Technischen Hochschule in Braunschweig (1938–1945). – 8) Zur Nutzung der Burg Dankwarderode (1936–1944). – 9) Zum Luftschutz und Luftkrieg im Braunschweiger Raum (1936–1945). – 10) Zu den Lebensumständen der Zivilbevölkerung im Lande Braunschweig während der Kriegs- und Nachkriegsjahre (1939–1949).

Diese Exzerpte unterrichten sehr detailliert über Daten, Ereignisse, Personen und Aktionen in jenen weltgeschichtlich bedeutsamen Jahren. Doch handelt es sich um nicht unwesentlich überarbeitete, d. h. um ausgearbeitete und erweiterte Auszüge. Vor Irrtümern blieb Flechsig bei dieser nachträglichen Redigierung seiner Notizen nicht gefeit: so wird aus dem HJ-Stabsführer Lauterbacher schon 1936 fälschlich ein Gauleiter¹⁰⁾. Die in den Exzerpten angebrachten Ergänzungen nahm er wahrscheinlich aufgrund seines Gedächtnisses vor, was aber speziell noch genauer untersucht werden mußte.

Der Quellenwert dieser Tagebuchausarbeitungen ist – jedenfalls im Hinblick auf die gegenwärtig bekannte Quellenlage für die NS-Zeit im Lande Braunschweig – als beträchtlich einzustufen. Ein nur annähernd vergleichbares Tagebuch eines Bediensteten des Staatsministeriums ist bislang nicht aufgetaucht. Allein schon für die Chronologie der überreich mitgeteilten Sachverhalte sind Flechsigs Diarien ein unentbehrliches Hilfsmittel. Sie gewähren auch einen direkten Einblick in zahlreiche Interna des Klaggesschen Staatsministeriums. Da die Akten der NSDAP in unserem Raum nahezu restlos vernichtet sind, haben Flechsigs Notate zu Parteiangelegenheiten (Personen, Aktivitäten, Kontakte, Ereignisse usw.) besondere Bedeutung. Auf weitere Details und Aspekte dieser Tagebuchausarbeitungen kann hier aus Raumgründen nicht eingegangen werden.

Es sei nur noch folgendes braunschweigisches Spezifikum aus jenen Jahren hervorgehoben. Die wissenschaftliche Bedeutung von Werner Flechsigs Lebenswerk wird in dieser Gedenkschrift verschiedentlich herausgestellt. Ein ganz besonderer landesgeschichtlicher Aspekt mußte dabei ausführlich gewürdigt werden, wozu hier nur folgende Bemerkungen beigebracht werden können.

⁷⁾ wie Anm. 1: 310 N 23.

⁸⁾ wie Anm. 1: 310 N 22 (Arbeit im Volksbildungsministerium Bl. 22).

⁹⁾ wie Anm. 1: 310 N 13, 21–22, 24–25.

¹⁰⁾ NdsStA WF: 310 N 16: Eintrag vom 25. 5. 1936 im Vergleich zu 310 N 21 (Bl. 21).

Werner Flechsig war neben dem Eilslebener Heimatforscher Dr. Albert Hansen (späterer Zuname „Hansen-Ostfalen“!)¹¹⁾ sowie dem Geographen Theodor Müller der wohl aktivste wissenschaftliche Vertreter der These von einem einheitlichen Kulturkreis Ostfalen¹²⁾, was bei den zwei Erstgenannten sogar in der Forderung nach der Gründung eines Reichslandes (bzw. Reichsprovinz) Ostfalen gipfelte¹³⁾. Diese Idee eines Landes Ostfalen wurde zwischen 1919 bis 1946 im Zuge der „Reichsreform“ – Diskussion von verschiedenen Seiten mehrmals propagiert¹⁴⁾. Bekanntlich verfolgte der braunschweigische Ministerpräsident Klagges beharrlich und geschickt denselben Plan¹⁵⁾, wobei ihm Flechsig wissenschaftlich zuarbeitete, was sich auch in seinen Tagebüchern deutlich niederschlug. Zu den Ostfalen – Bestrebungen von Klagges hat er nachträglich aus persönlichster Kenntnis hochwertige Mitteilungen gemacht¹⁶⁾. Das weist Flechsig einen festen Platz zu im Kreis der noch bis in die Anfangsjahre der Bundesrepublik wirksamen, stammlich ausgerichteten und heimatstaatspolitisch tätigen Wissenschaftler (wie Brüning, Schnath u. a.) im Bereich der landeskundlichen Forschung innerhalb des altsächsischen Stammesgebiets¹⁷⁾. Neben Hansen und Flechsig brachten insbesondere noch – zeitlich nach den Dialektologen (vom Ende des vorigen Jahrhunderts) – der Stammesliteraturhistoriker Josef Nadler (seit 1912), der Geograph Theodor Müller (1952) und der Namenforscher Rudolf Zoder („Familiennamen in Ostfalen“ 1968) den Ostfalenbegriff im 20. Jahrhundert in Umlauf.

Daß der Begriff „Ostfalen“ als Stammeslandschaftsbezeichnung und als wissenschaftlicher Begriff ganz im Gegensatz zu den Stammesbenennungen „Westfalen“ und „Niedersachsen“ ziemlich problematisch ist, ist aus verschiedenen Gründen nicht genugsam bekannt.

Ostfalen ist seit je die uneinheitlichste altsächsische Stammeslandschaft¹⁸⁾. Auch ist unsicher, inwieweit Nordalbingen dazugehörte. Der in den Quellen als solcher nur bis zum 11./12. Jahrhundert belegte und relativ selten vorkommende Name Ostfalen ist im Mittelalter als historische Landschaft (bzw. als Personenverband) wohl seit je synonym und identisch mit dem ungleich häufiger bezugten „Ostsachsen“ (auch „Ostleute“), zugleich aber auch im engeren Sinn ein Gauname zwischen Leine und Oker¹⁹⁾. In der berühmten Gelnhäuser Urkunde von 1180 über die Teilung des Herzogtums Sach-

¹¹⁾ Vgl. Würdigungen Hansens durch W. Flechsig. In: Braunsch. Heimat 48 (1962), S. 98 ff.; ebd. 49 (1963), S. 21 f. – Hansen – Nekrolog. In: Unser Harz 11, 3 (1963), S. 14.

¹²⁾ Vgl. die Würdigungen Flechsigs von M. Wiswe. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 97 (1990), S. 20 f.; Quickborn 80 (1990), S. 60 f.; Braunschweiger Zeitung vom 18. 10. 1988. – Nekrolog für Theodor Müller. In: Braunsch. Jahrbuch 49 (1968), S. 215 ff.

¹³⁾ ALBERT HANSEN: Unsere Heimat, unsere Kultur und die Reichsreform. Eilsleben 1933. – NdsStA WF: 310 N 23 (Denkschrift Flechsigs a. d. J. 1945). – Hansens Schrift ist von Elementen einer spezifischen Ostfalen-Ideologie nicht frei [auf dem Titelumschlag eine Karte seines Ostfalenraums]. – Hansens und Flechsigs Denkschriften sind klassische Programmschriften für Ostfalen.

¹⁴⁾ D. LENT in: Niedersachsen. Territorien – Verwaltungseinheiten – geschichtliche Landschaften. Hrsg. von C. Haase. Göttingen 1971, S. 22, 25. – A. Hansen 1933 (wie Anm. 13), S. 37 (C. Borchlings Plan).

¹⁵⁾ B. STUBENVOLL: Das Raumordnungsgeschehen im Großraum Braunschweig zwischen 1933 und 1945. Nürnberg 1987, S. 51 ff.

¹⁶⁾ Wie Anm. 8 (Vermerk vom August 1979); G. RUPPELT: Von der herzoglichen Bibliothek zur Herzog August Bibliothek. Göttingen 1980, S. 31 ff.

¹⁷⁾ D. LENT: Der Weg zum Lande Niedersachsen (in: C. Haase wie Anm. 14), S. 1–26, insbes. S. 19 ff. – [D. Lent, Bearb.]: Der Weg zum Lande Niedersachsen. Vom Stammesgedanken zum Bundesland. Eine Ausstellung der Niedersächsischen Archivverwaltung zum fünfundsiebenzigjährigen Bestehen des Landes Niedersachsen. Göttingen 1971, S. 15 ff., 28 ff., 33 ff. – D. STEILEN: Werden und Wachsen des Heimatgedankens in Niedersachsen. 2. Aufl. Hannover 1958, passim. – K. DITT: Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945. Münster 1988, passim.

¹⁸⁾ M. LINTZEL: Ausgewählte Schriften. 1. Berlin 1961, S. 279, 303. – Für das Braunsch. Jahrbuch plane ich einen Beitrag zum Begriff Ostfalen. – Unvollständige Darlegungen über das Entstehen des modernen Ostfalenbegriffs seit dem vorigen Jahrhundert: siehe: Th. MÜLLER: Ostfälische Landeskunde. Braunschweig 1952, S. 13 ff.; W. FLECHSIG. In: Jb. des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung 108 (1985), S. 104 ff.; W. Flechsig 1958 (wie Anm. 6), S. 65 ff.

¹⁹⁾ Eine eingehendere neuere Untersuchung der Stammeslandschaft („Heerschaft“) Ostfalen fehlt; abrißartige Kurzdarstellungen mit weiterführender Literatur siehe: H. Patze (Hrsg.): Geschichte Niedersachsens 1. Hildesheim 1977 (vgl. im Index „Ostfalen“); W. KOHL (Hrsg.): Westfälische Geschichte 1. Düsseldorf 1983, S. 286 f., 322.

lich schwer abgrenzbar ganz weit bis nach Mecklenburg, Brandenburg, Obersachsen, Thüringen usw. aus²²): d. h. Ostsachsen wird kompliziert, ja vielleicht sogar schwer greifbar und diffus²³). Zugleich verflüchtigte sich der Unterbegriff „Ostsachsen“ anscheinend zunehmend im Spätmittelalter zugunsten des dominierenden und seit dem 12. Jahrhundert auf die Ostweserräume [d. h. „Ostsachsen“ in weiterer Ausdehnung] beschränkten Allgemeinbegriffs „Sachsen“ (später unterteilt in Ober- und Niedersachsen im Gegensatz zu Westfalen)²⁴). Insofern scheint der Begriff Ostsachsen in dieser Epoche überflüssig zu werden, was auch aus den ältesten Landkarten zu ersehen ist, wo „Sachsen“ fast regelmäßig Westfalen gegenübergestellt wird²⁵). „Sachsen“ wiederum ist seit 1180 zunehmend in Territorien aufgesplittet: im 16. Jahrhundert sprach deshalb ein Jurist treffend von „alle[n] Lande[n] des sächsischen Bodens“²⁶). Was Ostfalen/Ostsachsen im Mittelalter eigentlich war, müßte ganz speziell und detailliert untersucht werden. Jedenfalls haben die Philologen gegen Ende des 19. Jahrhunderts bei der Entdeckung und Namengebung für den sogenannten „ostfälischen“ Regionaldialekt eine problematische Raumbezeichnung gewählt. Von den verschiedenen Versionen des Begriffsgebrauchs von „Ostfalen“ bei den Wissenschaftlern seit Mitte des vorigen Jahrhunderts (Geographen, Philologen, Volkskundlern, auch Historikern) scheint allerdings die „ostfälische“ Sprachlandschaft die solideste und deshalb sinnvollste zu sein, obwohl ganz unklar bleibt, ob dieser Regionaldialekt im Mittelalter jemals auch so genannt worden ist. Vor der pauschalen, unkritischen bzw. unreflektierten Verwendung des unerforschten Begriffs Ostfalen beabsichtigte ab 1954 ein erstangiger Kenner der braunschweigischen Landesgeschichte wie H. Kleinau öffentlich ganz entschieden zu warnen²⁷).

Flechsig selbst postulierte eine einheitliche ostfälische „Stammesart“²⁸), obwohl der gewählte Stammesname auch ihm nicht unproblematisch erschien²⁹). Daß er einen so schwierigen Begriff zum Richtpunkt seiner Forschungsarbeiten erhob, legt die Frage nahe, wie er dazu gekommen ist und wie er als Ostfalenforscher arbeitete. Zur Klärung dieser Frage ist der Nachlaß dieses bekannten und prononcierten Ostfalenforschers und -propagators eine unerläßliche Quellenbasis, in dem seine Arbeitsweise genau dokumentiert und nachzuvollziehen ist. Vielleicht erhellt der Nachlaß auch seine Motivation für Ostfalen, das heute wohl nur noch als historische Landschaft (Ost-Altsachsen), jedoch kaum mehr als einheitlicher Kulturraum der Gegenwart gelten kann³⁰).

²²) G. SCHNATH: Die Gebietsentwicklung Niedersachsens. Hannover 1929, S. 28–32; Ders.: Niedersachsen und Hannover. Hannover 1955, S. 12–24; G. Pischke (Bearb.): Geschichtlicher Handatlas von Niedersachsen. Neumünster 1989, S. 10 und Karte 15; G. THEUERKAUF 1968 (wie Anm. 24), S. 101 f.; W. SANDERS: Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Göttingen 1982, S. 48 ff., 88 ff.

²³) J. FICKER 1961 (wie Anm. 20), S. 283 ff., 288 ff., 292 ff., 295 ff., 460 ff. – Anregende, aber umstrittene Darlegungen zum Problem „Ostsachsen“: A. K. HÖMBERG: Westfalen und das sächsische Herzogtum. Münster i. W. 1963. – Über Eike von Repgows Vorstellungen von Ostsachsen, der bekanntlich im Sachsenspiegel ostsächsisch-„ostfälisches“ Recht bietet, siehe G. THEUERKAUF 1968 (wie Anm. 24), S. 101 f.

²⁴) H. PATZE: Die welfischen Territorien im 14. Jahrhundert. In: Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert. Bd. 2. Sigmaringen 1971, S. 27 f.; G. THEUERKAUF: Lex, Speculum, Compendium Juris. Köln-Graz 1968, S. 95 f.

²⁵) Herausgegriffene Beispiele siehe: R. UHLEN: Die ältesten Darstellungen Niedersachsens im Kartenbilde. In: Niedersachsen 37 (1932), S. 61 ff.

²⁶) G. THEUERKAUF 1968 (wie Anm. 24), S. 285.

²⁷) NdsStA WF: 300 N 136; Dienstbücherei Zg. 333/56 [leider ungedruckt gebliebene sehr kritische Rezension von Th. Müllers „Ostfälischer Landeskunde“].

²⁸) W. FLECHSIG: Ergebnisse der Volkstumsgeographie für die Stammeskunde und Besiedlungsgeschichte des Landes Braunschweig (in: R. Moderhack (Hrsg.): Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick, 3. Aufl. Braunschweig 1979, S. 241).

²⁹) wie Anm. 28, S. 239. – Auch Hansen (wie Anm. 13, S. 42) erkennt nicht die Problematik des Ostfalenbegriffs als Raumbezeichnung.

³⁰) Bei der allerneuesten strukturanalytischen Untersuchung der Verbindungslinien und Zusammenhänge zwischen Ostniedersachsen und Sachsen-Anhalt spielt der Begriff „Ostfalen“ keine Rolle mehr: vgl. P. SCHÄFER: Deutschlands Mitte im Kartenbild. U. KNOBLAUCH: Ostniedersachsen – pulsierender Verkehrsraum im Herzen eines geeinten Deutschlands. Hannover 1991. – Schon A. v. HOFMANN arbeitete in seinem bekannten raumanalytischen Werk „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“ (2. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1921, S. 189 ff., 123 ff., 240 ff.) das Nordharzgebiet sehr detailliert als echte historische Landschaft heraus, ohne den Begriff „Ostfalen“ dafür zu verwenden. – Zum Ostfalenbegriff in der Geographie heute vgl.: W. Tietze (Hrsg.): Westermann Lexikon der Geographie 3. 1970, S. 704.

Harald Schraepfer

Werner Flechsigs Tätigkeit für die Erhaltung historischer Dorfbilder und der heutige Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“

Den Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ gibt es seit dem Jahr 1959. Er wurde vom Bund und den Ländern 1991 zum sechzehnten Mal durchgeführt und endete mit der Verleihung der Ehrenplaketten durch den Herrn Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Kiechle anlässlich der Grünen Woche im Januar 1992 in Berlin. Der Wettbewerb wird im Rhythmus von 2 Jahren wiederholt, und es werden in den Landkreisen, den Regierungsbezirken, den Ländern und dem Bund durch fachkompetente Kommissionen, die unabhängig und keiner Weisung unterworfen sind, die Dörfer in Gruppen eingeteilt, wobei jeweils eine bestimmte Anzahl von Dörfern am nächst höheren Wettbewerb teilnimmt.

Die Bewertung erfolgt nach bundesweit einheitlichen Merkmalen, die nachstehend aufgeführt werden:

1. Die Entwicklung des Ortes, wobei insbesondere die Berücksichtigung der historischen Siedlungsstruktur bei der Planung, der Stand der Planungen und von Ortssatzungen zur Wahrung des charakteristischen Ortsbildes aber auch die kommunale Grundausstattung zu berücksichtigen sind.
2. Die Erhaltung und Pflege der für den Ort bedeutsamen öffentlichen und privaten historischen Bausubstanz, wobei nicht nur auf die Gebäude, sondern auch auf besondere Elemente wie Zäune, Pflasterungen und dergleichen geachtet wird.
3. Die Gestaltung des Ortes im öffentlichen Bereich, sowohl im Hinblick auf die Einordnung neuer öffentlicher Gebäude und Anlagen als auch im grünordnerischen Bereich.
4. Die Gestaltung des Ortes im wirtschaftlichen und privaten Wohnbereich im Hinblick auf die Gestaltung der neuen Häuser bzw. die Umgestaltung der vorhandenen Häuser und auf die dorfgerechte Gestaltung der Gärten.
5. Die Einbindung des Ortes in die umgebende Landschaft und ihre Durchgrünung zum Erhalt einer standortgemäßen Pflanzen- und Tierwelt und der Förderung des Biotop- und Artenschutzes.
6. Das vorhandene Gemeinschaftsleben im sozialen, kulturellen, sportlichen, heimatkundlichen und naturschützerischen Bereich. Wichtig ist auch die Eingliederung der Neubürger.

Daraus ist erkennbar, daß von großer Bedeutung einmal die Erhaltung und zweckentsprechende Nutzung von historischer Bausubstanz einschließlich der angemessenen Einbindung der Neubauten ist und zum anderen auch die Ökologie im Dorf und in der Feldmark. Diese Gesichtspunkte rücken heute zu Recht immer stärker in den Vordergrund wie auch die Identifikation der Bewohner mit dem Dorf. Ziel ist es auch, neue Zielvorstellungen für das Leben auf dem Dorf zu entwickeln, wobei berücksichtigt werden muß, daß hier die Bedeutung der Landwirtschaft immer geringer wird.

Der Grund, weshalb es 1959 zu dem Dorfwettbewerb kam, mag zum einen mit dem beginnenden Strukturwandel und der Mechanisierung der Landwirtschaft, der dadurch bedingten Abwanderung der Arbeitskräfte und der Freisetzung von Wirtschaftsgebäuden zusammenhängen, zum anderen aber auch mit dem Verlangen der Dorfbevölkerung, sich im Infrastrukturbereich – Straßenbau, Wasserversorgung und Wasserentsorgung – aber auch im Wohnbereich städtischen Verhältnissen anzupassen.

Deshalb standen ursprünglich andere Bewertungskriterien bei der Auswahl der Dörfer im Vordergrund, beispielsweise die erstellte Kanalisation und dergleichen.

Der verstärkte Zuzug von Städtern auf das Land brachte weitere Veränderungen in den Dörfern mit sich. So wurden nicht nur die Häuser im Äußeren und in den Dimensionen städtischen Vorbildern

angepaßt, sondern auch die Baustoffe und die Nebenanlagen, wie Zäune und dergleichen. Sowohl in öffentlichen als auch in privaten Grünanlagen wurden pflegeleichte Anpflanzungen oder gar Versiegelungen bevorzugt.

Dies alles hat sich erfreulicherweise in der Anschauung des überwiegenden Teils der Bevölkerung in den achtziger Jahren wieder geändert, jedoch muß mit den Sünden der Vergangenheit noch gelebt werden, zum Teil werden sie leider auch heute noch begangen.

Die dargelegten Probleme in der Entwicklung der Dörfer im Braunschweiger Land hat Werner Flechsig schon sehr früh erkannt und in seinen Publikationen in der „Braunschweigischen Heimat“ behandelt. Er hat dabei Zielrichtungen aufgezeigt, die heute der Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ verfolgt.

Auch erkannte er frühzeitig, daß sich die Veränderungen in den Dörfern durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft ebenso ergeben haben wie durch die Übernahme städtischer Gewohnheiten. So bedauerte Flechsig als ein wesentliches Indiz den Rückgang der plattdeutschen Sprache in den Dörfern des braunschweigischen Landes und den seit Beginn dieses Jahrhunderts geänderten Lebensstil. Es entstanden, bedingt durch den Wohlstand, den der Zuckerrübenanbau mit sich brachte, „neugotische Backsteinvillen mit spitzen Türmchen und Erkerchen oder auch Putzbauten mit vorgeblendetem Zierfachwerk im Stil altfränkischer Bürgerhäuser, bei denen auch der barock geschweifte Turmhelm über dem Erker nicht fehlen durfte“.¹⁾ Für diese Neubauten mußten die alten Gebäude selbstverständlich weichen.

Werner Flechsig führt dazu im Heft 2 des Jahres 1941 in der Braunschweigischen Heimat weiter aus:

„Die ländlichen Maurermeister vertraten nicht mehr entschieden den Standpunkt einer eigenständigen dörflichen Bauweise, sei es nun, daß sie durch Bauaufträge städtischer Art mehr zu verdienen glaubten, sei es, daß ihr eigener Geschmack durch den Niedergang der Baukunst in der Stadt ebenfalls mit verdorben war. Sie berieten jedenfalls fortan die Hofbesitzer, die um- oder anbauen wollten, äußerst schlecht. Sie schwatzten ihnen Baustoffe auf, die nicht nur nicht bodenständig, sondern auch häßlich waren, wie buntglasierte Ziegel, farbigen Kunstschiefer, Eternitplatten, Blech und Dachpappe. Sie nahmen Um- und Anbauarbeiten vor, die jedem natürlichen Stilgefühl ins Gesicht schlugen und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unmöglich gewesen wären, wie z. B. die lieblose Ausflickung schadhafter Fachwerkwände durch unverputzte Backsteinmauern mit unproportionierten Fensteröffnungen nach städtischem Stil. Insbesondere wurde von solchen Verschandelungen das alte Niedersachsenhaus betroffen, das den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen des bäuerlichen Betriebes weniger entsprach als die von jeher fortschrittlichere mitteldeutsche Gehöftanlage. Der von allen Fachkennern und Heimatfreunden heute als Spitzenleistung germanischer Holzbaukunst²⁾ bewunderte Raumkörper des niedersächsischen Einhauses wurde durch die unorganischen Anbauten an den Längsseiten oder gar vor der Giebelseite mit der Däleneinfahrt mißhandelt. Es wurde dabei weder auf die Baustoffe des alten Hauskerns noch auf dessen Größenmaße und Dachform Rücksicht genommen.“

Dr. Flechsig erkannte aber auch, daß selbstverständlich im Inneren der Häuser eine Anpassung an moderne Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse erforderlich ist. Er setzte sich dafür ein, daß besonders bedeutungsvolle Häuser unter Denkmalschutz gestellt wurden, und führte eine Bestandsaufnahme aller älteren Gebäude in den Dörfern des Braunschweiger Landes durch, so daß dadurch wichtige Dokumente erhalten geblieben sind.

¹⁾ W. FLECHSIG: Bäuerliche Wohnkultur als Waffe gegen die Landflucht. In: Braunschw. Heimat 23 (1941), S. 40–48. Hier: S. 45.

²⁾ Nach dem heutigen Forschungsstand ist davon auszugehen, daß es sich um eine hochmittelalterliche Entwicklung handelt.



Abb. 1.

Drahtzaun u. Eisenblechtor in Kl. Stöckheim, Landkreis Braunschweig um 1940.

Foto: IfD: Braunsch: 1243



Abb. 2.

Hecken als Grundstückseinfriedigungen in Kl. Veltheim, Landkreis Braunschweig um 1940.

Foto: IfD: Braunsch: 966

Mit Flechsigs eigenen Worten: „Das Gesicht unserer Dörfer wird nicht allein durch Stil und Erhaltungszustand ihrer Häuser bestimmt. Auch Baum und Strauch auf den Höfen, in den Gärten und an den Dorfplätzen formen sehr wesentlich das Erscheinungsbild mit. Vor allem aber haben die Einfriedungen der Höfe und Gärten ein gewichtiges Wort mitzureden. Sie sind die Bindeglieder zwischen den einzelnen Höfen, sie schließen diese von den öffentlichen Wegen und Plätzen ab und unterstreichen dadurch die Einheit der Ortslage, die sich oft, besonders bei unseren Haufendörfern, aus einem recht unregelmäßigen, lockeren Gefüge der einzelnen Hoflagen zusammensetzt. Die Einfriedungen bestimmen also als Ordnungskräfte wesentlich das Gesamtgepräge eines Ortes. Sie sind darüber hinaus aber im einzelnen auch gewissermaßen die „Visitenkarten“ des Grundstücks, zu dem sie gehören. Auf sie fällt der Blick dessen, der einen Hof aufsuchen will, zuerst, bevor er das Hofinnere betritt, und er macht sich, wenn er ein aufmerksamer, natürlich empfindender Beobachter ist, so seine Gedanken über das Bild, das sich ihm da bietet.“³⁾

Werner Flehsig bemängelt zu Recht, daß die Feldmarken durch die Separation sehr stark ausgeräumt sind und damit zur Verödung der Dörfer beitragen, daß aber auch die Grundstückseinfriedigungen im Dorf immer mehr aus Eisengittern, Backstein- und Betonmauern, Drahtzäunen und anderen Variationen bestehen.

Statt dessen empfiehlt er die lebende Hecke, Latten- und Plankenzäune, Bruch- und Werksteinmauern, alles natürliche, bodenständige Stoffe, die in der näheren oder weiteren Umgebung vorhanden sind.

Dies sind, wie aus dem Vergleich mit den o. a. Bewertungsmerkmalen festzustellen ist, durchaus moderne, zeitgemäße Gesichtspunkte. Werner Flehsig ist insoweit für das Braunschweiger Land eine Art „Vorreiterrolle“ zuzusprechen. Deshalb ist auch geboten, im Zusammenhang mit dem Gedenken an ihn auf seine Aktivitäten für die Erhaltung und Entwicklung der dörflichen Kultur im Braunschweiger Land hinzuweisen.

³⁾ W. FLEHSIG: Hecke, Zaun und Mauer im Dorfbild der Heimat. In: Braunsch. Heimat 34 (1943), S. 9–17. Hier: S. 9.

Dietmar Brandes

Geobotanische Erforschung der Braunschweiger Region

Vorbemerkung

Meine ersten kleinen Arbeiten über die Vegetation des Braunschweiger Landes konnten in der „Braunschweigischen Heimat“ publiziert werden. Herrn Dr. Werner Flehsig, dem damaligen Schriftleiter, bin ich für seine Unterstützung und Ermunterung sehr dankbar, so daß ich gern die Gelegenheit ergreife, mich an seiner Gedenkschrift mit diesem Überblick bzw. Rechenschaftsbericht zu beteiligen.

1. Die Anfänge der geobotanischen Erforschung

Die Geobotanik beschäftigt sich mit der Erfassung, Gliederung und Erklärung der Pflanzendecke der Erde. Geobotanische Forschung ist ohne sorgfältige und systematische Naturbeobachtung im Gelände nicht möglich. Die Wurzeln der Geobotanik liegen daher in der Renaissance. Die erste „Flora“ der Welt, d. h. das erste auf Vollständigkeit angelegte Verzeichnis von Pflanzenarten eines bestimmten



Abb. 1:
Darstellung der Asse in der Beschreibung des Schloßgartens von Hessen am Fallstein (Royer 1648).

INDEX
PLANTARVM

circa

BRUNSVIGAM

trium ferè milliarium circuitu

nascentium

cum

APPENDICE

JCONVM

conscrip̃tus

à

D. JOHANNE CHEMNITIO

BRUNSVIGATE.



BRUNSVIGÆ

Typis & sumtibus CHRISTOPHORI FRIDERICI ZILLIGERI.

ANNO M DC LII.

Abb. 2:

Titelblatt des „Index plantarum“ von J. Chemnitz (1652).

Gebietes berührte bereits das Braunschweiger Florengebiet: 1588 erschien die „Sylva Hercynia“ von Johann Thal (ca. 1542–1583). Der Schwerpunkt dieser Flora lag im Unterharz, wobei auch einige Fundorte im Westharz genannt wurden.

Bereits 60 Jahre nach Thal veröffentlichte Johann Royer (1574–1655) die ersten floristischen Angaben aus dem Braunschweigischen. Royer, der von 1607 bis 1655 fürstlicher Gärtner in Hessen am Fallstein war, gab in seiner „Beschreibung des ganzen Fürstl. Braunsch. Gartens zu Hessem . . .“, die von 1648 bis 1658 immerhin drei Auflagen erreichte, erstmals kurze Artenlisten vom Fallstein, von der Asse, vom Klotzberg sowie vom Großen Bruch. Es dürfte sich hierbei um das früheste Dokument naturwissenschaftlicher Forschung in Niedersachsen handeln.

1652 erschien der „Index plantarum“ von Johann Chemnitz (lat. Chemnitius), der 1610 in Braunschweig als Enkel des Reformationstheologen Martin Chemnitz geboren wurde. Er studierte in Leipzig, Jena, Padua und Oxford Medizin und erlangte in Padua, der Stadt mit dem ältesten noch heute vorhandenen Botanischen Garten (1545), die Doktorwürde. Anschließend praktizierte er in seiner Vaterstadt als Arzt. Sein von vornherein als Flora angelegter Index plantarum erschien 1652, ein Jahr nach seinem Tode. Der Index umfaßt etwa das heutige Stadtgebiet von Braunschweig, wobei einige Fundorte (z. B. Asse oder Rieseberg) in einem Umkreis von ca. 20 km liegen. Die Zuordnung der von ihm verwandten Namen zu den heute gültigen Namen bereitet erhebliche Schwierigkeiten, da das Werk etwa 100 Jahre vor der konsequenten Einführung der binären Nomenklatur durch Linné erschien. Immerhin konnten von den insgesamt 610 von Chemnitz genannten Pflanzen 463 identifiziert, d. h. Arten (438) oder zumindest Gattungen (25) zugeordnet werden (Brandes 1984). Die Chemnitz bereits bekannten Fundorte gehören inzwischen zu den klassischen Exkursionspunkten der Braunschweiger Botanik. Ein Vergleich seiner Angaben mit dem heutigen Zustand ist nicht nur aus historischer Sicht interessant, sondern er gibt bei seltenen und zugleich auffälligen Arten auch Anhaltspunkte darüber, wie lange sich Populationen (mindestens) halten können.

2. Botanische Aktivitäten im 18., 19. und 20. Jahrhundert

Die herausragenden Leistungen von Chemnitz fanden in der Stadt Braunschweig über 150 Jahre keine Fortsetzung. Die Universität Helmstedt wurde vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zum Zentrum der botanischen Aktivitäten in unserem Raum. 1784 publizierte J. F. L. Cappel (1759–1799) die erste Flora von Helmstedt.

Von 1827–1831 erschien die „Flora Brunsvicensis“ von H. W. L. Lachmann, die aufgrund ihrer zahlreichen Fehler jedoch nicht als Bezugspunkt für die Erfassung des Florenwandels geeignet ist. 1876 veröffentlichte der Pastor und spätere Generalsuperintendent W. Bertram (1835–1899) seine „Flora von Braunschweig“, die bis 1908 insgesamt 5 Auflagen erlebte und als Standardflora unseres Raumes gelten konnte. Gewissermaßen als Abschluß der floristischen Aktivitäten des 19. Jahrhunderts kann die zusammenfassende Darstellung des „Hercynischen Florenbezirks“ (1902) des gebürtigen Braunschweigers O. Drude (1852–1933) gelten.

1912 publizierte T. Jenner die erste und bislang einzige Gehölzflora von Braunschweig. In der Zwischenkriegszeit wurde nur wenig veröffentlicht. Die lokalfleuristische Fahne wurde von den Lehrern hochgehalten, so insbesondere von W. Libbert (1892–1945) und W. Osterloh (1903–1982).

Einen vorläufigen Höhepunkt in der flächenhaften Durchforschung der Flora bildete die von 1966 bis 1970 durchgeführte „Süd-Niedersachsenkartierung“, an der sich unter Göttinger Leitung auch aus dem Braunschweiger Raum zahlreiche ehrenamtliche Kartierer beteiligten. Das Ergebnis wurde von H. Haeupler (1976) in Form eines Atlas veröffentlicht.



Abb. 3:
Werner Bertram (1835–1899).
Original und Reproduktion: Landeskirchliches Archiv, Braunschweig

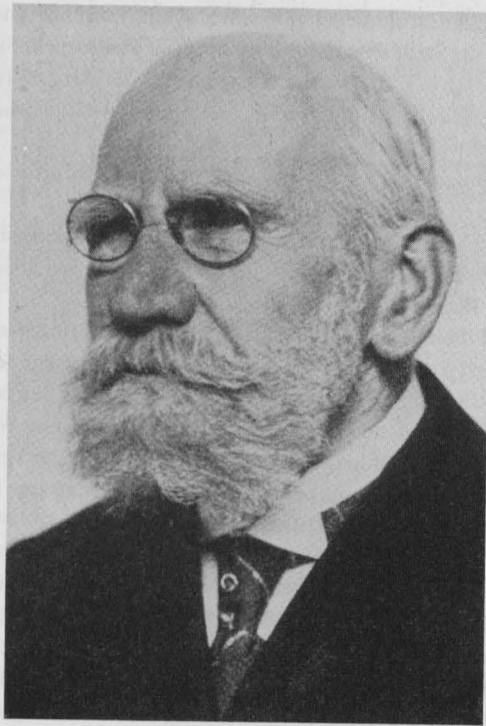


Abb. 4:
Oscar Drude (1852–1933).
Original und Reproduktion:
Universitätsbibliothek Braunschweig

4. Der Beitrag der heutigen Technischen Universität Braunschweig zur Erforschung der Vegetation von Südostniedersachsen

Mit dem apl. Professor F. J. Meyer (1891–1968) war die Geobotanik (Pflanzengeographie) erstmals an der TH Braunschweig vertreten. Meyer gründete um 1925 eine „Unterabteilung für Pflanzengeographie“ innerhalb des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig und publizierte einige Aufsätze über die Vegetation unserer Gegend. Von 1964–1967 war dann die Geobotanik mit H. Zeidler erstmals durch einen hauptamtlichen Hochschullehrer in Braunschweig vertreten. Zeidler mochte jedoch ebensowenig wie vor ihm E. Fröde in Braunschweig bleiben und folgte bald einem Ruf an die Technische Universität Hannover. Unter seiner Anleitung entstanden wichtige Dissertationen über die Wasserpflanzengesellschaften (Weber-Oldecop 1969), die Wälder (Bauch 1969, Sommer 1971) sowie über den Drömling (Seewald 1977).

Seit 1982 wurde vom Verfasser eine „Arbeitsgruppe für Geobotanik und Biologie der höheren Pflanzen“ am Botanischen Institut der TU Braunschweig aufgebaut. Als Teildisziplin der Botanik hat die Geobotanik heute eine wichtige Funktion für die Ausbildung der Studenten in der Biologie sowie in der Geoökologie. Darüber hinaus stellt sie eine wichtige Grundlagenwissenschaft für den Naturschutz dar.

An dieser Stelle soll nur über solche Forschungsvorhaben unserer Arbeitsgruppe berichtet werden, die sich mit der Pflanzenwelt der Braunschweiger Umgebung beschäftigen. Ein wichtiger Schwer-

punkt der bisherigen Arbeiten ist die Vegetation von Städten, Verkehrs- und Industrieanlagen (Brandes & Giese 1991), wobei die Stadt Braunschweig eine große Rolle spielt. Sie dürfte mit zu den besonders gut untersuchten Städten in Europa gehören, zumal von der Arbeitsgruppe Professor Willerding (Göttingen) die mittelalterliche bzw. frühneuzeitliche Vegetation rekonstruiert wurde (Hellwig 1990). Derzeit wird von Braunschweig aus die Flora historischer Bauten (Altstädte, Stadtmauern, Burgen, Klöster) in ganz Europa untersucht. Am Beispiel von Wolfsburg wird erforscht, wie rasch sich bei einer sehr jungen Großstadt die typische Stadtflora herausbildet.

Die Agrarlandschaften Südostniedersachsens sind Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Die Wälder wurden zum größten Teil bereits frühzeitig gerodet, man findet sie heute nur noch auf nicht oder kaum ackerfähigen Böden.

Glücklicherweise sind die allermeisten Wälder südlich von Braunschweig „alte“ Wälder in dem Sinne, daß sie nie andersartig genutzt wurden. Sie eignen sich daher sehr gut, allgemeine Zusammenhänge zwischen Artenreichtum und Flächengröße zu ermitteln. Nach den bisherigen Ergebnissen sind mehrere kleine Wälder stets artenreicher als ein einzelner ebenso großer Wald. Hieraus darf aber nun keineswegs der Schluß gezogen werden, daß Wälder ohne botanische Verluste einfach zerschnitten oder verkleinert werden könnten, denn es konnte gezeigt werden, daß eine Reihe seltener Arten nur in großen Wäldern vorkommt (Zacharias & Brandes 1990).

Waldwiesen wurden im Übergangsbereich zwischen Flach- und Hügelland studiert. Diese für Niedersachsen einmaligen Pfeifengras-Streuewiesen (Molinion) verdanken ihren Artenreichtum u. a. der isolierten Lage und der damit verbundenen geringen Nutzung (Zacharias, Janßen & Brandes 1988).

Über das Harzvorland finden sich etwa 60 Halbtrockenrasen verstreut. Sie beherbergen eine wärmeliebende und zugleich trockenheitsertragende Flora, die hochgradig gefährdet ist. Die Rasen zeigen ein deutliches floristisches Gefälle in Ost-West-Richtung, wobei die besonders interessanten am Rande des mitteldeutschen Trockengebietes liegen. Sie sind reich an reliktschen Vertretern der Steppenflora. Isolationsphänomene sowie Zusammenhänge zwischen Flächengröße und Artenzahl stehen daher im Vordergrund einer Dissertation (Janßen 1992). — Die bedeutenden binnenländischen Salzstellen südlich von Elm und Asse wurden bereits vor einigen Jahren eingehend ökologisch untersucht (Janßen 1986).

Mit dem Verschwinden der ehemaligen DDR ist nun seit 40 Jahren erstmals wieder das gesamte Braunschweiger Florengebiet, so wie es etwa von Bertram (1908) verstanden wurde, zugänglich. Neben Untersuchungen im direkten Bereich der Grenzanlagen sind es vor allem einige in der Nachkriegszeit nur wenig veränderte Gebiete im ehemaligen Sperrbereich, die uns besonders interessieren. Hier ist in erster Linie das obere Allertal bei Walbeck zu nennen, das sich östlich an den Lappwald anschließt. Dort war die Flora der Weferlinger Triasplatte Gegenstand einer Diplomarbeit (Kratel 1992).

Das Große Bruch, ein über 40 km Länge in Ost-West-Richtung verlaufendes Urstromtal im Harzvorland soll ebenfalls intensiv untersucht werden. Thema einer derzeit laufenden Diplomarbeit ist die Ackerunkrautflora der jungen, erst in der Nachkriegszeit durch Wiesenumbruch entstandenen Äcker (Thienel).

Flüsse sind geobotanisch besonders interessant, wegen der Vegetationszonierung an ihren Ufern, wegen ihrer Altwässer, vor allem aber wegen ihrer Bedeutung als Wanderwege der Flora. Neben anderen Flüssen wird in unserem Arbeitskreis das Wesersystem sehr intensiv bearbeitet. Hier ist die Oker bislang Gegenstand von zwei Diplomarbeiten, nachdem bereits unter Professor Zeidler ihre Wasserpflanzengesellschaften bearbeitet worden waren (Weber-Oldecop 1969). Eine Diplomarbeit beschäftigte sich mit der Ufervegetation in der Stadt Braunschweig (Grote 1987), in der anderen wird derzeit die Uferflora über ihre gesamte Länge von gut 100 km untersucht, um nähere Aufschlüsse über das Verbreitungsmuster der Pflanzen entlang der Oker zu bekommen (Oppermann). Insbesondere interessiert hierbei die Wanderung von Neophyten, von Neubürgern unserer Flora. In einer Staatsexamensarbeit wurden die Überschwemmungswiesen in der Schunterau nördlich von Braunschweig eingehend ökologisch untersucht (Kaberlah 1986).

4. Ausblick

Bislang ist lediglich eine – wenn auch relativ feine – Inventur der Pflanzenarten und Pflanzengesellschaften durchgeführt. Selbst deren Ende ist noch nicht absehbar, da ständig Veränderungen der Umwelt erfolgen, auf die die Vegetation z. T. rasch reagiert.

Zum genaueren Verständnis des Vegetationsprozesses ist jedoch sowohl die detaillierte Untersuchung einzelner coenologisch wichtiger Arten bzw. Populationen als auch die Anlage von Dauerbeobachtungsflächen erforderlich. Solche Dauerflächen sollen schwerpunktmäßig in den Naturschutzgebieten eingerichtet werden, auch um deren Schutzeffizienz überprüfen zu können. Schließlich sind populationsbiologische Untersuchungen gefährdeter Arten in Verbindung mit Erhaltungskulturen im Botanischen Garten der TU Braunschweig vorgesehen.

Literatur

- E. BAUCH: Die Buchenwälder im Elm und ihre Standorte. Diss. TU Braunschweig 1969, 99, IV S.
- W. BERTRAM: Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig mit Einschluß des ganzen Harzes. 5. Aufl., hrsg. v. F. Kretzer. Braunschweig 1908, 425.
- D. BRANDES: Die Flora von Braunschweig um 1650 im Spiegel des „Index plantarum“ von Johann Chemnitius. Braunschw. Naturkundliche Schriften 2 (1984), S. 1–18.
- D. BRANDES: Verzeichnis der im Stadtgebiet von Braunschweig wildwachsenden und verwilderten Gefäßpflanzen. Braunschweig 1987, 44 S.
- D. BRANDES & D. GRIESE: Siedlungs- und Ruderalvegetation von Niedersachsen. Braunschw. Geobotanische Arbeiten 1 (1991), 173 S.
- J. F. L. CAPPEL: Verzeichnis der um Helmstedt wildwachsenden Pflanzen. Dessau 1784, 196 S.
- J. CHEMNITZ: Index plantarum circa Brunsvigam trium fere milliarum circuitu nascentium cum appendice iconum. Braunschweig 1652, 55 S.
- D. GRIESE: Literatur über Flora und Vegetation im südöstlichen Niedersachsen. Braunschweig 1990, 77 S.
- H. HAEUPLER: Atlas zur Flora von Südniedersachsen. Göttingen 1976, 367 S.
- M. HELLWIG: Paläoethnobotanische Untersuchungen an mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Pflanzenresten aus Braunschweig. Stuttgart 1990, 196 S., Anh.
- C. JANßEN: Ökologische Untersuchungen an Binnensalzstellen in Südostniedersachsen. Phytocoenologia 14 (1986), S. 109–142.
- C. JANßEN: Flora und Vegetation von Halbtrockenrasen (Festuco-Brometea) im nördlichen Harzvorland Niedersachsens unter besonderer Berücksichtigung ihrer Isolierung in der Agrarlandschaft. Diss. TU Braunschweig 1992.
- T. JENNER: Benennung der im Freien aushaltenden Holzgewächse in Braunschweig und seiner weiteren Umgebung. Braunschweig 1912, 58 S.
- H. W. L. LACHMANN: Flora Brunsvicensis. 3 Bde. Braunschweig 1827/31.
- J. ROYER: Beschreibung des ganzen fürstl. Braunschw. Gartens zu Hessem . . . Halberstadt 1648, 130 S.
- C. SEEWALD: Wald- und Grünlandgesellschaften im Drömling. Lehre 1977, 93 S.
- H.-U. SOMMER: Wald- und Ersatzgesellschaften im östlichen Niedersachsen. Diss. TU Hannover 1971, 101 S.
- J. THAL: Sylva Hercynia, sive catalogus plantarum sponte nascentium in montibus, et locis vicinis Hercyniae, quae respicit Saxoniam. Frankfurt a. M. 1588, 133 S.
- D. W. WEBER-OLDECOP: Wasserpflanzengesellschaften im östlichen Niedersachsen. Diss. TU Hannover 1969, 172 S.

- D. ZACHARIAS & D. BRANDES: Species area-relationships and frequency — floristical data analysis of 44 isolated woods in northwestern Germany. *Vegetatio* 88 (1990), S. 21–29.
- D. ZACHARIAS, C. JANßEN & D. BRANDES: Basenreiche Pfeifengras-Streuwiesen des *Molinietum caeruleae* W. KOCH 1926, ihre Brachstadien und ihre wichtigsten Kontaktgesellschaften in Südost-Niedersachsen. *Tuexenia* 8 (1988), S. 55–78.

Unveröffentlichte Examensarbeiten am Botanischen Institut der TU Braunschweig

- R. BECHER: Floristische und pflanzensoziologische Untersuchungen an städtischen und stadtnahen Gehölzbeständen im Bereich von Braunschweig. Diplomarbeit 1983, 139 S.
- D. GRIESE: Geobotanische Untersuchungen an Waldmänteln und Hecken im Gebiet östlich von Braunschweig. Schriftl. Hausarbeit z. Wiss. Prüfung f. d. Lehramt an Gymnasien 1984, 85 S., 10 Kt.
- S. GROTE: Floristische Untersuchungen an der Ufervegetation der Oker im Stadtgebiet von Braunschweig. Diplomarbeit 1987, 99 S.
- E. HAMMERSCHMIDT: Flora und Vegetation des Salzgitter-Höhenzuges im Bereich Elber Berg — Gustedter Berg. Schriftl. Hausarbeit z. Wiss. Prüfung f. d. Lehramt an Gymnasien 1986, 36 S.
- C. JANßEN: Vegetationszonierung und Standortfaktoren von Salzstellen bei Braunschweig. Diplomarbeit 1985, 140 S.
- O. KALBERLAH: Artenspektrum und wirtschaftliche Nutzung der Überschwemmungswiesen der nördlichen Schunteraue. Schriftl. Hausarbeit z. Wiss. Prüfung f. d. Lehramt an Gymnasien 1986, 110 S.
- A. KRATEL: Floristische Untersuchungen an ausgewählten Lebensräumen im Bereich der Weferlinger Triasplatte. Diplomarbeit 1992, 109 S.
- F. W. OPPERMANN: Die Uferflora der Oker in Abhängigkeit von Naturraum und angrenzender Nutzung. Lfd. Diplomarbeit.
- U. RUMPF: Unkrautflora von Äckern im Gebiet der Stadt Wolfsburg. Diplomarbeit 1990, 83 S.
- H.-J. SCHRADER: Die Moosflora von Braunschweig. Diplomarbeit 1990, 97 S. u. Atlas.
- T. THIENEL: Untersuchungen zur Ackerbegleitflora im Großen Bruch (Niedersachsen/Sachsen-Anhalt). Lfd. Diplomarbeit.
- D. ZACHARIAS: Die Wald- und Saumvegetation des Dorm. Diplomarbeit 1986, 113 S.

Karl Friedrich Arend Scheller und das „Sassische“

1. Die Mehrsprachigkeit der Braunschweiger im 18. und 19. Jahrhundert

Heute spricht man in Braunschweig Hochdeutsch¹⁾, und man schreibt es auch.²⁾ Daß man sich beim Schreiben derjenigen Sprache bedient, die man im Alltag auch spricht, scheint uns so selbstverständlich, daß es trivial erscheinen mag, auf diese Tatsache eigens hinzuweisen. Der Blick über die Grenzen der Region, Deutschlands, gar Europas zeigt jedoch, daß die Identität von Sprech- und Schreibsprache keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist. Auch vor einem halben Jahrtausend schrieb man in Braunschweig – und in den allermeisten anderen Städten Norddeutschlands – die Sprache, deren man sich mündlich bediente. Nur sprach u n d schrieb man damals in Braunschweig Niederdeutsch, genauer: Mittelniederdeutsch, die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Vorform des heutigen Neuniederdeutsch. (Letzteres wird außerhalb der Wissenschaft normalerweise als „Plattdeutsch“ bezeichnet.)

Zwischen etwa 1500 und heute hat in Braunschweig also ein Wechsel sowohl der Schreibsprache als auch der Sprechsprache stattgefunden. Dieser Wechsel hat sich in beiden Existenzformen der Sprache, der schriftlichen und der mündlichen, nun aber nicht gleichzeitig und in Parallele zueinander vollzogen, sondern mit einem Zeitverzug, der mehrere Jahrhunderte umfaßt.

Der Schreibsprachwechsel vollzog sich früher als der Wechsel der gesprochenen Sprache. In der Schriftsprache ging man in den städtischen Kanzleien, in der Kirche, in den Schulen und im Buchdruck Braunschweigs ungefähr zwischen 1530 (früheste hochdeutsche Texte) und 1650 (späteste nd. Texte) vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen über.³⁾ In der gesprochenen Sprache jedoch blieben weite Kreise der Braunschweiger Stadtbevölkerung bis ins 19., ja bis ins 20. Jahrhundert hinein noch beim Niederdeutschen. Dies war keineswegs nur in den unteren Bevölkerungsschichten der Fall. Auch das höhere Bürgertum sprach im Braunschweig des 18. und 19. Jahrhundert durchaus noch Niederdeutsch.⁴⁾ Allerdings waren die Braunschweiger Gebildeten in diesen Jahrhunderten in aller Regel zweisprachig, beherrschten also das Niederdeutsche und das Hochdeutsche. Und schließlich dürfte im Laufe des 19. Jahrhunderts auch die Zahl jener Braunschweiger stark angewachsen sein, die das Nd. nur noch verstanden, es selbst aber nicht mehr sprachen, von der aktiven Sprachbeherrschung also zu einer nur noch passiven gelangt waren.

¹⁾ Im folgenden werden Bezeichnungen von Sprachen und Sprachepochen bisweilen abgekürzt: dt = deutsch; hd. = hochdeutsch; mhd. = mittelhochdeutsch; nd. = niederdeutsch; mnd. = mittelniederdeutsch; nnd. = neuniederdeutsch; ndl. = niederländisch; mnl. = mittelniederländisch. Außerdem gelten folgende Archiv- und Bibliothekssiglen: StA BS = Stadtarchiv Braunschweig; NdsStA WF = Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel; HAB WF = Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

²⁾ Diese vereinfachende Feststellung will nicht der Mehrsprachigkeit einer Stadt wie Braunschweig gerecht werden, wie sie durch die Fremdsprachenkenntnis vieler Einheimischen, durch das Miteinander von Muttersprachen und Deutsch bei Arbeitsmigranten, ausländischen Studenten u. a. m. sowie in der Konsumtion großer Bereiche der musikalischen Alltagskultur auf englisch de facto gegeben ist. Unberücksichtigt bleibt auch die Tatsache, daß es in Braunschweig, insbesondere in den eingemeindeten Dörfern, nach wie vor eine (allerdings abnehmende, zudem nicht bekannte) Zahl von Sprechern des autochthonen ostfälischen Nd. gibt.

³⁾ Der Schreibsprachwandel vom Nd. zum Hd. ist für Braunschweig bislang nicht sehr gründlich untersucht worden. Zum gesamt-norddeutschen Phänomen zuletzt: T. Sodmann: Der Rückgang des Mittelniederdeutschen als Schreib- und Druckersprache. In: W. Besch, O. Reichmann, St. Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. Berlin/New York 1985, S. 1289–1294.

⁴⁾ Vgl. hierzu die Hinweise bei: M. Wiswe: Sprache. In: R. Moderhack (Hrsg.): Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick. 3. Aufl. Braunschweig 1979, S. 245–257.

Das uns heute so selbstverständlich erscheinende Prinzip „Die Sprache, die man spricht, schreibt man auch“ galt somit für die Zeit von etwa 1650 bis weit ins 19., ja 20. Jahrhundert keineswegs. Vielmehr war Braunschweig eine zweisprachige Stadt. Allerdings war diese Zweisprachigkeits-Situation weder drei Jahrhunderte hindurch statisch, noch hatten die verschiedenen sozialen Schichten auf gleiche Weise daran teil. Für jemanden, der wenig oder gar nicht las und schrieb, spielte das Hochdeutsche zunächst eine sehr geringe Rolle. Die aktive Kenntnis und Verwendung des Hochdeutschen (erst als Schreib-, dann auch als Sprechsprache) haben in der Bevölkerung im Lauf der Jahrhunderte ständig an Boden gewonnen, bis die heutige hochdeutsche Einsprachigkeit schließlich erreicht war. Eine sehr grobe⁵⁾ Typologie der Sprachteilhaber Braunschweigs und ihrer Mehrsprachigkeit in jenen rund 300 Jahren sähe etwa so aus (nicht berücksichtigt ist hier die in diesem Zeitraum immer kleiner werdende Gruppe der Analphabeten):

Sprachteilhabertyp	Sprechsprache	Schreib- und Lesesprache
A	Niederdeutsch	Hochdeutsch
B	Niederdeutsch und Hochdeutsch (je nach Situation, Gesprächspartner usw.)	Hochdeutsch
C	Hochdeutsch	Hochdeutsch

Ob ein Braunschweiger Bürger (oder eine Bürgerin) jener Jahrhunderte zum Typ A oder zum Typ B gehörte, war eine Frage der Schulbildung, des Umgangs mit Büchern und Papier, des Theaterbesuchs, der geographischen Mobilität, damit also meist eine Frage der sozialen Schichtzugehörigkeit. Dem Typ C gehören anfänglich nur die wenigen aus dem hochdeutschen Sprachgebiet zugereisten Personen an (z. B. Pastoren), seit dem 18. Jahrhundert auch größere Teile des nunmehr nach Braunschweig verlagerten Hofes und des Lehrkörpers am 1745 gegründeten Carolinum; später, insbesondere seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gewinnt dieser Typus entscheidend an Bedeutung; heute ist er fast alleingültig.

Die Braunschweiger (allgemeiner: die norddeutschen) Gebildeten lebten solchermassen zu großen Teilen jahrhundertlang ein für sie unausweichliches Leben in zwei Sprachwelten (Typ B), vergleichbar etwa der heutigen Situation der Deutschschweizer, die ja tagtäglich ungezählte Male aus der Sprach- und Denkwelt der Mundart in die des „Schriftdeutschen“ hinüber- und herüberwechseln. Wichtig ist in unserem Zusammenhang der Hinweis auf die interne Asymmetrie der Zweisprachigkeit der (einheimischen) gebildeten Bürger Norddeutschlands: Niederdeutsch können sie zwar sprechen, es fehlen ihnen aber die Möglichkeit der niederdeutschen Lektüre und die Fähigkeit und Praxis des niederdeutschen Schreibens.

Auf dieses asymmetrische Nebeneinander zweier Idiome (Mundart und Hochsprache) in ihrem Leben und in ihrer Gesellschaft haben die Gebildeten Norddeutschlands des 18. und 19. Jahrhunderts –

⁵⁾ Um die Darstellung nicht zu komplizieren, wird hier davon abgesehen, daß die Braunschweiger hd. Stadtsprache des 18. und 19. Jh.s sehr anders geklungen hat als das heute in Braunschweig gesprochene, der Siebsschen Norm recht nahe kommende Hochdeutsch. Zum „klaren A“ und Verwandtem siehe: H. Blume: Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover. Zum Wandel ostfälischer Stadtsprachen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: Braunschweigische Heimat 73 (1987), S. 21–32.

soweit sie dazu Stellung genommen haben – sehr verschieden reagiert. Einerseits gibt es die eindeutige Zurückweisung des Dialekts und die entschlossene Hinwendung zum Hochdeutschen, wie wir sie, ästhetisch begründet und von Berührungsangst gegenüber der Mundart geprägt, in der Aufklärungszeit am entschiedensten bei Karl Philipp Moritz (1757–1793)⁶⁾ und im Vormärz, sozialpolitisch motiviert, bei Ludolf Wienbarg (1802–1872)⁷⁾ antreffen. Eine andere Möglichkeit, auf diese in ihrer Schiefheit als unbefriedigend erfahrene Situation zu antworten, besteht darin, daß man das vorfindliche asymmetrische Verhältnis auszugleichen versucht und sich anschickt, literarische Texte in niederdeutscher Sprache zu verfassen. Der Prominenteste derer, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts dieses Experiment wagen, ist Johann Heinrich Voß (1751–1826) mit seinen beiden plattdeutschen Idyllen,⁸⁾ doch ist er schon zu seiner Zeit nicht der einzige niederdeutsche Poet. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind ihm auf dem Felde der Poesie viele gefolgt, u. a. der Hamburger Niklaas Bärmann (1785–1850)⁹⁾, der aus Gardelegen stammende Wilhelm Bornemann (1767–1851)¹⁰⁾ und der in Braunschweig publizierende Vormärz-Autor Eduard Schmelzkopf (1814–1896).¹¹⁾ Sie und zahlreiche andere sind seit dem Erscheinen von Klaus Groths (1819–1899) Gedichtband „Quickborn“ (1852), der im Zeichen des poetischen Realismus eine neue, von Innerlichkeit und z. T. auch Sentimentalität geprägte nd. Lyrik präsentiert, in den Schatten dieses Autors getreten. Schließlich gibt es eine dritte Reaktionsmöglichkeit, zu der einige norddeutsche Gebildete, denen das kommunikative Ungleichgewicht ihrer beiden Alltagssprachen bewußt geworden ist, sich veranlaßt sehen: die antiquarische Beschäftigung mit der Geschichte der niederdeutschen Sprache und ihrer Literatur, das Sammeln und Edieren von niederdeutschen Texten früherer Jahrhunderte, das Anlegen und die Edition von Wortsammlungen (vorzüglich von „Idiotica“) und das Verfassen von gelehrten Abhandlungen über niederdeutsche oder vermeintlich niederdeutsche Gegenstände. Auch hier mögen einige wenige Namensnennungen genügen: Bernhard Raupach (1682–1745), Verfasser einer Dissertation „De linguae Saxoniae inferioris neglectu“ (Rostock 1704),¹²⁾ der Helmstedter Professor Friedrich August Hackmann (vor 1678 – nach 1734) mit seinen Editionen des „Reineke de Voss“ und von Hermann Botes „Köker“ (1711),¹³⁾ der gleichfalls als Editor älterer niederdeutscher Texte hervorgetretene Helmstedter Orientalist Paul Jacob Bruns (1743–1814) sowie der Hamburger Schulmann und Poet Michael Richey (1678–1761), Verfasser des „Idioticon Hamburgense“ (1743, 1755). Auf der Grenze zwischen älterer Gelehrsamkeit und neuer, germanistisch-zünftiger Wissenschaft steht schließlich der junge Hoffmann von Fallersleben, der 1821 und in den Folgejahren Wortsammlungen seiner heimatlichen Mundart publiziert.¹⁴⁾

Im Zusammenhang solcher gelehrt-antiquarischer Hinwendung zur niederdeutschen Sprache ist auch die Tätigkeit Karl Friedrich Arend Schellers (1773–1842), dem wir uns im folgenden zuwenden, zu betrachten. Schellers Interesse am Niederdeutschen ist, wie wir sehen werden, von der im Zeichen der Romantik stehenden Vorstellung geprägt, es sei möglich, die (von ihm so gesehene) einstige Größe

⁶⁾ An mehreren Stellen seines autobiographischen Romans „Anton Reiser“ (etwa: der Braunschweiger Pastor Paulmann im plattdeutschen Gespräch mit seinem Küster; oder: die Sprechweise der Fuhrleute im Nachtquartier zu Niederorschel) oder in seinen sprachpädagogischen Schriften.

⁷⁾ L. Wienbarg: Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres. Hamburg 1834.

⁸⁾ De Winterawend (1777); De Geldhapers (1778).

⁹⁾ Von ihm stammen u. a.: Rymels un Dichtels. 2 Bde. Hamburg 1822/23.

¹⁰⁾ Plattdeutsche Gedichte. Berlin 1810.

¹¹⁾ Über ihn: H. Blume: Eduard Schmelzkopf. Plattdeutscher Literat und Achtundvierziger in Braunschweig. In: Carolo-Wilhelmina. Mitteilungen der Technischen Universität Braunschweig 25 (1990), H.3, S. 39–50.

¹²⁾ Neudruck (bearbeitet von W. Lindow und mit einer Übersetzung von S. Graf Wedel versehen): Leer 1984.

¹³⁾ Über ihn: H. Menke: Hermann Botes Köker. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: H. Blume, E. Rohse (Hrsg.): Hermann Bote. Städtisch-hansischer Autor in Braunschweig. 1488–1988. Beiträge zum Braunschweiger Bote-Kolloquium 1988. Tübingen 1991, S. 155–170, insbes. S. 157 ff.

¹⁴⁾ H. Hoffmann von Fallersleben: Mundartliche Sprache in und um Fallersleben. In: Vaterländisches Archiv 4 (1821), S. 171–189; 5 (1822), S. 1–31; Neues Vaterländisches Archiv 4 (1823), S. 152–158.

niederdeutscher Sprache und Literatur durch bibliographisches philologisches, übersetzerisches und poetisches Tun wiederherzustellen, oder (mit Schellers eigenen Worten gesagt), „einer Sprache, die man nicht aufgehört haben sollte zu schreiben und zu lesen, wenigstens wieder Leser zu verschaffen.“¹⁵⁾

2. Schellers Leben

Karl Friedrich Arend Scheller wurde am 6. November 1773 im braunschweigischen Flecken Hessen als Sohn des Schuhmachermeisters und Kotsassen Johann Andreas Scheller und dessen Frau Dorothee Elisabeth, geb. Harling(en), geboren.¹⁶⁾ Er war das zweite von acht Kindern. Daß er „als Krüppel“ zur Welt gekommen sei, wie einige seiner Biographen¹⁷⁾ behaupten, stimmt nicht. Die Gehbehinderung, an der er zeitlebens zu leiden hatte, ist vielmehr dadurch bewirkt worden, daß ihm als Kleinkind „durch ungeschicktes Tragen“¹⁸⁾ beide Hüftgelenke ausgelenkt wurden. Alle Versuche, diesen wohl auf eine Hüftdysplasie zurückzuführenden Schaden zu kurieren, blieben fruchtlos; auch die in Göttingen konsultierten Chirurgen der Universität vermochten nichts auszurichten.¹⁹⁾

Die körperliche Behinderung Schellers hat möglicherweise den äußeren Anlaß dazu gegeben, daß weder Schusterschemel noch Pflug, sondern Bücher und Papier seinen Lebenslauf bestimmt haben. Lange Stunden und Tage der Kindheit verbringt der Knabe, dem jeder Schritt schwerfällt, zu Hause, auf dem Sofa liegend. Unter solchen Umständen empfängt er auch den ersten Lateinunterricht durch den „pastor loci“. Nach dem Besuch der Wolfenbütteler Gelehrtenschule (der „Großen Schule“) von 1787 bis 1793 beginnt er am Collegium Anatomico-Chirurgicum in Braunschweig ein Studium der Medizin, das er von 1796 bis 1801 in Jena fortführt.²⁰⁾ Vermutlich hatten die Namen berühmter Mediziner wie Christoph Wilhelm Hufeland oder Justus Loder Scheller dazu bewogen, nach Jena zu gehen.

Sein Aufenthalt in Jena fällt indessen in eben jenes letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in dem sich an der philosophischen Fakultät der Universität und in ihrem Umkreis die (aus der Rückschau so genannten) „Jenaer Frühromantiker“ zusammenfinden. Ob und in welchem Umfang der unter dürftigsten materiellen Bedingungen in Jena studierende Scheller auch die Vorlesungen dieser Gelehrten besucht hat, ob er etwa August Wilhelm Schlegel gehört hat, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist aber, daß der Grund zu Schellers späterer Hinwendung zur Literatur des Mittelalters und zu seinem Bestre-

¹⁵⁾ K. F. A. Scheller: *Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache hauptsächlich nach den Schriftdenkmälern der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel* entworfen. Braunschweig 1826, S. *III.

¹⁶⁾ Kirchenbuch Hessen. NdsStA WF 1 Kb 622, S. 156. — Die folgenden Ausführungen zur Biographie Schellers beruhen, soweit nicht anders vermerkt, im wesentlichen auf: [F.K. v. Vechelde:] *Das gelehrte Braunschweig*. In: *Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig*. Jg. 1831. Nr. 17, 25. Februar 1831; A. Schmidt, B.F. Voigt (Hrsg.): *Neuer Necrolog der Deutschen* 21 (1843). Weimar 1845, S. 708–712; E. Schröder: *Scheller, Karl Friedrich Arend*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. 31. Bd. (1890). Neudruck Berlin 1970, S. 1–3; R. Andree: *Karl Friedrich Arend Scheller (Gesprächsprotokoll vom 28. 9. 1896)*. StA BS, H III 3, Nr. 268; K. Steinacker: *Abklang der Aufklärung und Wiederhall der Romantik*. Braunschweig 1939, S. 93–96. — Bio- und bibliographische Informationen über Scheller finden sich außerdem (u. a.) bei: R. Eckart: *Handbuch zur Geschichte der plattdeutschen Literatur*. Bremen 1911, S. 334–339; E. Goetze: *Karl Friedrich Arend Scheller*. In: *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. Von K. Goedeke. 2. Aufl., 10. Bd., 8. Buch, 3. Abt. Dresden 1913, S. 546–547; K. Meyer-Rotermund: *Ein unglücklicher Außenseiter der Germanistik in Braunschweig*. In: *Das Weghaus. Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Volkstum*. Beilage der Wolfenbütteler Zeitung. 6 (1935), Nr. 7, Juli 1935; K. Rohmann: *Er war Armenarzt und Sprachforscher*. In: *Ders.: Begegnungen in Braunschweigs Mauern*. Braunschweig 1980, S. 297–299; K. Reich: *Das große plattdeutsche Bilderbuch*. Rostock 1986, S. 39 ff.; H. Blume: *Scheller, Karl Friedrich Arend*. In: W. Killy (Hrsg.): *Literatur-Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Bd. 10. Gütersloh/München 1991, S. 184–185.

¹⁷⁾ E. Schröder 1890 (wie Anm. 16), S. 1; K. Meyer-Rotermund 1935 (wie Anm. 16); K. Steinacker 1939 (wie Anm. 16), S. 93.

¹⁸⁾ R. Andree 1896 (wie Anm. 16).

¹⁹⁾ Ebd.

²⁰⁾ E. Schröder 1890 (wie Anm. 16) läßt Scheller 1797 in Göttingen studieren. Die gedruckte Göttinger Matrikel kennt jedoch keinen K. F. A. Scheller.

ben, ein versunkenes Goldenes Zeitalter der niederdeutschen Sprache und Literatur aufs neue emporsteigen zu lassen, hier in Jena gelegt wurde. Noch während seiner Jenenser Studienzeit war Scheller im Jahre 1800 überdies vom Wolfenbütteler Bibliothekar Ernst Theodor Langer, dem Nachfolger Lessings, dazu angeregt worden, die „Schätze der dortigen Herzogl. Bibliothek“ für eine Bibliographie der dort vorhandenen niederdeutschen Sprachdenkmäler „zu benutzen“. ²¹⁾ Hieraus erwächst endlich seine 1826 erschienene „Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache“. ²²⁾

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der auf Scheller aufmerksam geworden war, ermuntert 1804 den jungen Mediziner, seine Studien auch formell abzuschließen. Dies geschieht mit einer Dissertation über „notata quaedam physiologica ex vivisectionibus collecta“, ²³⁾ aufgrund deren ihn die Universität Helmstedt 1804 zum Dr. med. promoviert, und mit einer Prüfung vor dem Obersanitätscollegium in Braunschweig am 18. 7. 1804, das ihm daraufhin die Approbation erteilt. ²⁴⁾

Scheller übt den Beruf des Arztes bis an sein Lebensende aus, und zwar zunächst im heimatlichen Hessen, wo er nebenbei auch noch den väterlichen Bauernhof bewirtschaftet. Karl Wilhelm Ferdinand hatte ihm sogar Aussichten auf eine Professur der Medizin in Helmstedt gemacht. Nach dem Tod des Herzogs, der 1806 an den Folgen seiner in der Schlacht bei Auerstedt erlittenen Verwundung starb, mußten diese Hoffnungen Schellers zerrinnen. Doch auch noch in anderer Hinsicht hat die 1806 beginnende „Franzosenzeit“ Schellers Lebensschicksal bestimmt. Hessen, auf halbem Wege zwischen Wolfenbüttel und Halberstadt an der Handels- und Heerstraße von Braunschweig nach Leipzig gelegen, hatte, wie die ländlichen Gemeinden überhaupt, ²⁵⁾ empfindlicher als die Stadt Braunschweig unter den Einquartierungen des napoleonischen Heeres und den Willkürakten der Soldateska zu leiden. Napoleon selbst hatte 1807 angeordnet, daß die Truppen um der besseren Verpflegungsmöglichkeiten willen den Umweg von Kassel über Braunschweig nach Halberstadt zu nehmen hätten. ²⁶⁾ Für Scheller – wie für viele andere Hofeigentümer – führte die tägliche Einquartierung (oft bis zu 20 Mann) zum finanziellen Ruin: die wirtschaftliche Situation wurde schließlich so unerträglich, daß er 1807 „den Schlüssel seines Hofes nahm u. ihn auf die Mairie brachte. Er verließ das Besitztum seiner Väter u. zog nach Braunschweig als Arzt.“ ²⁷⁾

Wie unlieb ihm der Arztberuf jedoch war, bekennt Scheller an vielen Stellen seines Werks. „Wenn mir das Schicksal den *Médecin malgré moi* abnimmt, und mich dahin stellt, wo ich, meinen Kräften gemäss, besser wirken kann [. . .]“, ²⁸⁾ schreibt er 1821. Und 1826 spricht er von den „gegen meinen eigenen Willen und gegen Neigung bald auferlegten Geschäfte[n] des praktischen Arztes“, ²⁹⁾ die ihn an den ihm eigentlich wichtigen Arbeiten hindern. Ob ihn die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Medizin mehr erfüllt hätte, ist schwer zu sagen. Einen Ruf nach Rußland lehnt Scheller 1812 auf Zureden Herzog Friedrich Wilhelms (der sich damals im Exil befindet) ab. Ohnehin war die Helmstedter Universität damals bereits aufgelöst; welcher Art der Posten gewesen sein mag, den der Herzog ihm 1812 in Aussicht stellt, ist nicht bekannt; denkbar wäre eine Professur am Collegium Anatomico-Chirurgicum in Braunschweig. Mit dem Tod des Herzogs 1815 bei Quatrebras schmelzen alle Hoffnungen auf ein höheres Amt dahin. Zum zweiten Mal in wenigen Jahren war ihm ein fürstlicher Gönner hinweggestorben. Scheller bleibt praktischer Arzt in Braunschweig.

²¹⁾ Bücherkunde (wie Anm. 15), S. *III.

²²⁾ Siehe Anm. 15.

²³⁾ Vgl. die handschriftliche Notiz von P. Zimmermann: StA BS, H III 3, Nr. 268.

²⁴⁾ Das Protokoll dieser Prüfung ist erhalten: NdsStA WF, 111 Neu 964.

²⁵⁾ Vgl. D. Puhle: Das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Königreich Westphalen. O.O. [=Braunschweig] 1989, S. 39 ff.

²⁶⁾ Ebd., S. 35.

²⁷⁾ R. Andree 1896 (wie Anm. 16). – Scheller ist offensichtlich nur einer von vielen, die unter dem Druck der Einquartierungen Haus und Hof im Stich gelassen haben. Vgl. D. Puhle 1989 (wie Anm. 25), S. 34 f.

²⁸⁾ Quintus Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Deutsch von Karl F. A. Scheller. Helmstädt 1821. Vorrede, S. VIII.

²⁹⁾ Bücherkunde (wie Anm. 15), S. *III.

Den Konflikt zwischen Pflicht und Neigung hat Scheller allerdings in einem Kompromiß eigener Art gelöst. Fast sein gesamtes Arztleben hindurch, mehr als drei Jahrzehnte lang, praktizierte er nur montags bis mittwochs. Jeden Donnerstag aber bestieg er morgens die Postkutsche nach Wolfenbüttel und kam erst sonabend wieder nach Braunschweig zurück. Seiner ärztlichen Praxis und den Einkünften der Familie tat das nicht gut; für Scheller aber dürften die in der herzoglichen Bibliothek verbrachten Tage die erfüllteren gewesen sein. Das muß nicht heißen, daß er den nur zum Broterwerb versehenen Arztberuf nonchalant betrieben hätte. Bezeugt ist, daß er – ganz im Sinne seines Lehrers Hufeland – von den Armen kaum Honorare verlangte, ja bisweilen sogar das Essen der eigenen Familie mit ihnen teilte.³⁰⁾

Seinen außermedizinischen gelehrten Interessen konnte Scheller in geringem Umfang auch in öffentlichem Auftrag nachgehen. Von 1814 bis 1822 war er mit der „Konservation der Naturalien des herzogl. Museums“ betraut, 1817 bis 1823 mit der „Revision und Verzeichnung der Überreste der vormaligen Riddagshäuser Klosterbibliothek“ und 1827 bis 1833 mit der „Aufnahme der Doubletten in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel“. ³¹⁾ Die Entlohnung für diese Tätigkeiten verschaffte ihm immerhin einen Nebenverdienst.

Am 20. Februar 1812 wurde Scheller in Braunschweig mit „Jungfer Heinriette Sophia Hebecker, genannt Thomae, natürl. Tochter der Johanna Catharina Hebeckers zu Wolfenbüttel“ getraut.³²⁾ sichtlich so wenig eine Geldheirat wie ein Entreebillet in die gehobenen Schichten der Braunschweiger Gesellschaft. Aus Schellers Ehe sind zwei Söhne und vier Töchter hervorgegangen.

Schellers Tod infolge eines Fenstersturzes am frühen Morgen des 1. August 1842³³⁾ ist als Selbstmord gedeutet worden. Der für Schellers Wohnung (Schöppenstedter Straße, Ecke Abelnkarre) zuständige Pfarrer von St. Katharinen, Sachtleben, verweigert dem Toten das kirchliche Begräbnis; die Grabrede hält ein Arztkollege. Von Schellers Selbstmord sind auch seine Biographen Edward Schröder³⁴⁾ und Karl Steinacker³⁵⁾ überzeugt. Für ihre Auffassung spräche, daß einige Jahre zuvor, 1836, ein straffällig gewordener unehelicher Sohn Schellers im Wolfenbütteler Gefängnis hingerichtet worden und in der Folge eine der Töchter Schellers „darüber wahnsinnig“ geworden war. Zu alledem war Scheller von einem „Freund“ um die Ersparnisse betrogen worden, mit denen das Studium eines seiner Söhne hätte finanziert werden sollen. Diese Schicksalsschläge hätten Scheller, dem bereits so vieles im Leben mißglückt war, dann in den Tod getrieben.

Der Annahme, Schellers Fenstersturz sei ein von ihm selbst ins Werk gesetzter gewesen, widerspricht allerdings das Zeugnis seiner Tochter Auguste (geb. 1815). Der Braunschweiger Volkskundler und Museumsmann Richard Andree hat Auguste Scheller 1896 nach den Lebensumständen ihres Vaters befragt und von diesem Gespräch eine Art Protokoll angelegt. Danach litt Scheller im Alter an „Herzerweiterung, die ihm viele Beklemmungen und Angstschauer verursachte. In einem solchen öffnete er das Fenster, welches eine sehr niedrige Brüstung hatte, bekam dabei das Übergewicht u. stürzte zu Tode.“³⁶⁾

³⁰⁾ R. Andree 1896 (wie Anm. 16).

³¹⁾ Neuer Necrolog der Deutschen 1843/1845 (wie Anm. 16).

³²⁾ Kirchenbuch St. Ulrich zu Braunschweig, StA BS, G III 1, 225.

³³⁾ Mit Ausnahme von K. Rohmann, der für seine Plauderei offenbar die handschriftlichen Notizen von R. Andree verwertet hat, geben fast alle Scheller betreffenden gedruckten Arbeiten (vom Neuen Necrolog der Deutschen 1843/1845 bis Blume 1991) ein falsches Todesdatum, nämlich den 1. 8. 1843, an. Laut dem „Verzeichnis der Verstorbenen und Begrabenen zu St. Catharinen in Braunschweig“ (StA BS, G III 1, 102) ist Scheller ein Jahr früher, am 1. 8. 1842, gestorben. – R. Andree hat über Scheller am 30. 4. 1900 vor dem Braunschweiger „Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde“ einen Vortrag gehalten, über dessen Inhalt die Tageszeitungen („Braunschweiger Allgemeiner Anzeiger“ vom 1. 5. 1900; „Braunschweigische Landeszeitung“ vom 2. 5. 1900; „Braunschweiger Neueste Nachrichten“ vom 2. 5. 1900; „Braunschweigische Anzeigen“ vom 3. 5. 1900) ausführlich berichten. Diese Referate enthalten, wie schon R. Andrees Notizen (s. o., Anm. 16), das korrekte Todesdatum.

³⁴⁾ E. Schröder 1890 (wie Anm. 16).

³⁵⁾ K. Steinacker 1939 (wie Anm. 16).

³⁶⁾ R. Andree 1896 (wie Anm. 16).

Wie es wirklich gewesen ist, dürfte sich heute schwerlich klären lassen. Immerhin hat das Phänomen und Problem des Selbstmordes Scheller auch literarisch beschäftigt. Das 229. Distichon aus seiner ungedruckt gebliebenen Epigramm-Sammlung „Karl Notwehrs Sinngedichte“ lautet:³⁷⁾

Dem Selbstmörder S.

Nicht mit Schande zu leben, erkor er ein Eselsbegräbnis,
Um zu entrinnen dem Recht, gab er sich selber sein Recht.

Eine Antwort auf die Frage nach den Umständen von Schellers Tod enthalten diese vieldeutigen Zeilen nicht; wir lassen die Frage unbeantwortet.

3. Schellers Schriften

Karl Friedrich Arend Scheller hat ein umfangreiches, teils gedrucktes, teils nicht zum Druck gelangtes Werk hinterlassen. Außer acht bleiben müssen hier seine medizinischen Schriften, zum größeren Teil Übersetzungen von Arbeiten ausländischer Mediziner und Veterinärmediziner, aber auch eigene Arbeiten, insbesondere pathologische Beobachtungen. Eine Sichtung von Schellers wissenschaftlich-publizistischen Arbeiten von medizinhistorischer Warte wäre aber durchaus von Interesse.³⁸⁾

Weiterhin ist Scheller mit mehreren Horaz-Übersetzungen hervorgetreten. 1821 erscheinen die „Oden und Epoden“ in seiner deutschen Version,³⁹⁾ 1826 dann Horaz' „sämtliche Werke“.⁴⁰⁾ Ungedruckt geblieben ist das Manuskript von „Kvintus Horatius Flakkus Berispingen oder Satiren, Sassisch to Düde“, d. i. seine nach der eigenen hochdeutschen Übersetzung von 1826 vorgenommene Übertragung der Satiren ins Niederdeutsche.⁴¹⁾

Sieht man von einer kleinen Schrift des Titels „Herr Gyrinus nach dem Leben gezeichnet von M.J.R.“,⁴²⁾ die Scheller zugeschrieben wird, einmal ab, so ist das 1814 erschienene satirische Epos „Die Jeromiade. In sieben Gesängen und einer Apotheose“⁴³⁾ seine erste i.e.S. schönliterarische hochdeutsche Schrift, die zum Druck gelangt ist. Alles weitere Hochdeutsche bleibt Manuskript (s.u.). Das an die zwölftausend Verse lange Werk ist Schellers persönliche Abrechnung mit der Franzosenzeit. „Als negativer Hofpoet“ / „Der Westphälischen Majestät/ des Königs Hieronymus“ gießt der Autor seinen bitteren, auch hämischen Spott über Napoleons Bruder Jérôme („Herrn Jerum“, „Jerum Malapart“, „Hieronymus aus Korsika“), über Napoleon selbst („Abaddon Malapart“)⁴⁴⁾ und über die aus, die sich als braunschweigische Politiker und Amtsträger – auch Schellers Sicht – durch Kooperation oder Kollaboration mit dem westphälischen Regiment schuldig gemacht haben.

Scheller beschränkt sich nicht darauf, in drastischer Ausführlichkeit die Grausamkeiten der napoleonischen Truppen zu schildern, die Regierungstaten des „Königs aus Ajaccio“ (was er gern auf „Hoho!“ reimt) als die eines einfältigen, genußsüchtigen Emporkömmlings darzustellen und ein tief-schwarzes Bild der westphälischen Rechts-, Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik zu malen. Vielmehr ist Frankreich schlechthin ihm die Wurzel allen Übels, und für Personen wie Karl den Großen (hier spricht der „sassische“ Gegner allen Frankentums aus Scheller), Descartes, Voltaire oder Lavoisier empfindet er nur Verachtung. Indessen:

³⁷⁾ StA BS, H III 3, Nr. 184.

³⁸⁾ Zusammenstellungen von Schellers medizinischen und veterinärmedizinischen Schriften finden sich bei F. K. v. Vechelde 1831 und im Neuen Necrolog der Deutschen 1843/1845 (beide wie Anm. 16). – Handschriftlich hinterlassen hat Scheller einen Band „Memorabilia medica“ (StA BS, H III 3, Nr. 188; 512 S.).

³⁹⁾ Siehe Anm. 28.

⁴⁰⁾ Braunschweig 1826. – Vechelde 1831 (wie Anm. 16) verzeichnet eine „2., verbesserte Aufl. Halberstadt 1830“.

⁴¹⁾ Bücherkunde (wie Anm. 15), S. 471, Nr. 1840.

⁴²⁾ Wolfenbüttel 1803.

⁴³⁾ Pathopoli [d. i. Braunschweig] anno recuperatae salutis primo [d. i. 1814].

⁴⁴⁾ Abaddon ist der Name des Würgeengels aus der Offenbarung des Johannes.

Wo ward gesprengt die schnöde Bande
 Des Geistes? Über alle Lande
 Geschaffen eine neue Zeit,
 Und Licht statt Finsternis bereit't?
 In Deutschland, wo *Melanchthon* dachte,
 Und *Luther* es ins Leben brachte!⁴⁵⁾
 [. . .]
 Wo weilt' ein *Leibnitz*, *Lessing*, *Voss*?
 Wird auch ein *Haydn* in Welschland groß?⁴⁶⁾
 [. . .]

Ein *Blücher*?
 Ein *Nassau*, der das Niederland
 Der Wuth der Barbarei entwand?
 Ein *Herrmann* – Retter der Germanen?
 Ein *Tell* – o tausend heilge Namen
 Der Deutschen Tugend, Deutschen Kraft
 Und Kunst, der Deutschen Wissenschaft?⁴⁷⁾

Schellers bedingungsloser Franzosenhaß („jedes andre Volk in Ehren!“)⁴⁸⁾ paart sich in der „Jeromiade“ mit deutlichem Antisemitismus, der an vielen Stellen aufscheint. Die Rechtsreformen des Königreichs Westphalen hatten den darin ansässigen Juden erstmals die völlige rechtliche Gleichstellung gebracht; manchen Braunschweiger Juden hatte dieser Akt des Fortschritts zu wirtschaftlichem Aufschwung verholfen.⁴⁹⁾ Für Scheller dagegen bedeutet die westphälische Epoche den Verlust des elterlichen Hofs (aufgrund französischer Besatzung) und des fürstlichen Gönners (im Kampf gegen die Franzosen). Diese an das Mark der ökonomischen Existenz Schellers und an die Fundamente seines beruflichen Glücks rührenden Geschehnisse müssen auf ihn eine traumatische Wirkung ausgeübt haben, und man mag hier die Motive für seine blind antifranzösische und fühlbar antisemitische Attitüde finden können.⁵⁰⁾ Uns trüben diese Einschlüsse in seinem Werk die Freude an dem sonst in all seiner Grimmigkeit durchaus auch witzigen Epos.

Als Autor in niederdeutschen Angelegenheiten tritt Scheller erst ein gutes Jahrzehnt später auf den Plan. Von 1825 bis 1829 erscheinen:

Der Laien Doctrinäl, ein Altsassisches gereimtes Sittenbuch, herausgegeben und mit einem Glossar versehen von Dr. K. Scheller. Braunschweig, 1825. Gedr. im Fürstl. Waisenhouse. In Commiss. bei H. Vogler, in Halberstadt.⁵¹⁾

Reineke de Fos van Hinrek van Alkmer, upt nye útgegeven dorg K. F. A. Scheller. To Brunswyk, 1825. Prented im förstliken weisenhuse. In bekostinge H. Voglers to Halverstad.⁵²⁾

⁴⁵⁾ Jeromiade (wie Anm. 43), S. 60.

⁴⁶⁾ Ebd.

⁴⁷⁾ Ebd., S. 61.

⁴⁸⁾ Ebd.

⁴⁹⁾ Vgl. D. Puhle 1989 (wie Anm. 25), S. 166 ff.; H.-H. Ebeling: Die Juden in Braunschweig. Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von den Anfängen der Jüdischen Gemeinde bis zur Emanzipation (1282–1848). Braunschweig 1987, S. 237–262.

⁵⁰⁾ Bezeichnenderweise war Scheller in Braunschweig Mitglied des 1805 gegründeten „Klubs auf dem Hänischen Garten“, der – in gewolltem Gegensatz zum aufgeklärt gesonnenen „Großen Klub“, welchem u. a. Lessing angehört hatte – in seinen Statuten die Mitgliedschaft von Juden ausschloß. Vgl. K. Steinacker 1939 (wie Anm. 16), S. 10 u. 110.

⁵¹⁾ Vorlage ist die um 1400 entstandene mnd. Übertragung eines ursprünglich mnl. Lehrgedichts. Siehe: G. Ljunggren: Der Leyen Doctrinal. Lund/Kopenhagen 1963.

⁵²⁾ Zugrunde liegt der Lübecker Druck des „Reynke de vos“ von 1498.

De Kronika fan Sassen in Rimen fan Wedekind went up Albregt fan Brunswyk 1279. Na der shrift berigted un forlugted dorg K. F. A. Scheller. To Brunswyk, 1826. Drükked im Förstliken Weisenhuse. In Bekostinge H. Voglers to Halverstad.⁵³⁾

Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftdenkmälern der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel entworfen von Dr. Karl F. A. Scheller. Braunschweig, 1826. Gedruckt im Fürstl. Waisenhause. In Kommission bei H. Vogler in Halberstadt.

Dat Sassishe Döneken-Bôk. Sammed tor Tydkörtinge dorg Arend Wärmund. Hamborg 1828. Drükked un forlägd dorg F. H. Nestler.

Shigt-bôk der Stad Brunswyk. Zur Ergänzung von G. G. Leibnitii Scriptores rerum Brunsvicensium herausgegeben von Karl F. A. Scheller. MDCCCXXIX. Gedruckt in Herzogl. Waisenhaus-Buchdruckerei. In Kommission in H. Vogler's Buchhandlung in Halberstadt.⁵⁴⁾

Sechs „niederdeutsche“ Bücher also, davon vier Ausgaben spätmittelalterlicher Literaturdenkmäler, eine bibliographische Bestandsaufnahme alles dessen, was Scheller (insbesondere) in der Wolfenbütteler Bibliothek an Niederdeutschem oder vermeintlich Niederdeutschem hatte feststellen können, schließlich eine Anekdotensammlung: ein Produkt aus Schellers eigener Feder.

Außer der hochdeutsch verfaßten „Bücherkunde“ sind Schellers Schriften niederdeutschen Inhalts sämtlich in einer eigentümlichen, von ihm selbst erfundenen Graphie zu Papier gebracht, die von Anfang an auf Kritik gestoßen ist, umso mehr, als er sie nicht nur für seine eigenen dichterischen Produkte („Döneken-Bôk“) verwendet, sondern auch die von ihm edierten Texte in diese Graphie transponiert. Einen ersten Eindruck von seiner Schreibweise geben bereits die oben angeführten Titel. Zur eingehenden Illustration seien hier zwei kurze Passagen aus den eigentlichen Texten wiedergegeben. Zunächst einige Zeilen aus seiner „Schichtbuch“-Edition; im Anschluß daran die buchstabengetreue Wiedergabe von Botes Autograph, das Schellers Umschrift zugrunde liegt.

Ein twydraght to maken in den städen fan den understen, dat gait one also dem ossen, de sinen drek in den stal shit, unde maket mes, unde men spänt one denne för den wagen, unde mot sinen drek sulven üttein. Dâr umme wäse ein islik hyrto fordagt, unde marke även, wat he betengen wille, wer de ende ôk wille so gud syn, also de anbegin.⁵⁵⁾

Eyn twidracht to maken jnden steden van den vndersten dat geyt one also dem ossen de synen dreck jnden stal schit vnde maket meß vnde spent one den ne vor den wagen vnde mod synen dreck sulven vthteyn. Dar vmme wese eyne jslick hir to vordacht vnde marke euen wat he betengen wille wer de ende ock wille so ghut syn also de ambegyn.⁵⁶⁾

Nicht grundsätzlich anders als dieser spätmittelalterliche Text nimmt sich bei Scheller ein aus der Gegenwart „geschöpfter“ Text aus. Als Beispiel diene die Anekdote Nr. 6 „Sete un Stemme“ aus dem „Döneken-Bôk“.⁵⁷⁾

De sülveste Wg.⁵⁸⁾ was Westfälisch landstand, as se it nömeden, worden, unde ein borger to Bk. wünshede öm gelükke, nig även to er ere, men to der kanze, de he nu hädde, wat gutes

⁵³⁾ Heute als „Braunschweigische Reimchronik“ bekannt. Vgl. z. B. R. Herdenhorst: Die Br. R. als ritterlich-höfische Geschichtsdichtung. Diss. Göttingen 1964.

⁵⁴⁾ Hermann Botes „Schichtboick“ (ca. 1510/14).

⁵⁵⁾ Anfang der „Schicht der Gildemeister (1292)“. „Shigt-bôk“, S. 5.

⁵⁶⁾ HAB WF, Cod. Guelf. 120 Extrav., Bl. 2. v.

⁵⁷⁾ S. 4f.

⁵⁸⁾ Der Braunschweiger Jurist und Politiker Johann Heinrich Wilmerding, zur Zeit des Königreichs Westphalen Bürgermeister in Braunschweig, war einer der Vertreter Braunschweigs in den Kasseler „Reichsständen“, der Zweiten Kammer der westphälischen Legislative. Vgl. D. Puhle 1989 (wie Anm. 25), S. 49 ff.

stigten un útrigten to können. „Dat wel nig fel syn!“ sáde de borgemáster. „Worumme nig?“ áshede de borger: „hávvét Se nig sêet un stemme?“ – Og ja, de hat de árs ôk – dôrt sik aver nig hören laten, nouwe so as wi – landständers!“⁵⁹⁾

Schellers (ortho-)graphische Grundsätze können hier weder ausführlich dargelegt noch diskutiert werden.⁶⁰⁾ Am auffälligsten sind wohl seine Schreibungen <sh> statt üblichem <sch>, <g> für „ich-“ und „ach-Laut“ im Auslaut und vor Dental, <f> konsequent für die stimmlose labiodentale Spirans, außerdem seine qualitative Unterscheidung von <ä>, <e> und <ë> sowie die Verwendung des Zirkumflex-Akzents zur Kennzeichnung der Vokallänge. Offensichtlich hat Scheller die Prinzipien seiner Schreibweise aus mehreren Quellen gewonnen. Die Unterscheidung der drei e-Qualitäten übernimmt er, wie es scheint, aus der gesprochenen ostfälischen Mundart seiner Zeit. Das konsequente <g> in Wörtern wie *dorg* 'durch', *nig* 'nicht', *fordagt* 'verdacht', *útrigten* 'ausrichten' ist eine Generalisierung der norddeutschen spirantischen Aussprache des Velars in Wörtern wie *Flug*, *er krieget* usw. Schellers <g>-Gebrauch gibt seinen Texten jedoch auch ein (von ihm vermutlich gewolltes) niederländisches Kolorit: man wird an Schreibungen des „ach-Lautes“ wie in ndl. *nog* 'noch', *graag* 'gern', *hij ligt* 'er liegt', *hoogte* 'Höhe' erinnert.

Während Scheller in der hier wiedergegebenen Passage aus seiner „Schichtbuch“-Transkription, von editorischen Konjekturen abgesehen, den Wortlaut unangetastet läßt, fällt auf, daß seine in der Gegenwart angesiedelte Anekdote Wörter enthält, die er selbst weder im heimatlichen Hessen noch auf der Straße in Braunschweig gehört haben kann. Besonders stechen die Wörter *kanze* 'Möglichkeit, Chance' und *áshede* 'fragte' hervor. Archaisierende Neologismen wie diese sind die Frucht von Schellers lexikographischem Interesse am Niederdeutschen, speziell am Mittelniederdeutschen. In der „Bücherkunde“ berichtet er unter Nr. 1851 von seinem „Allgemeinen Sassisch-Niederdeutschen Wörterbuch“, das er in einem 12 Foliohefte umfassenden Manuskript teilweise ausgearbeitet habe. Am Ende dieser lexikographischen Arbeit steht dann 1840 ein im Manuskript abgeschlossenes Wörterbuch in acht Foliobänden (von denen sich sieben in der Universitätsbibliothek Greifswald erhalten haben).⁶¹⁾ Das in diesen Bänden zusammengetragene Wortmaterial entstammt sowohl den rezenten Mundarten als auch den Idiotika des 18. Jahrhunderts, als auch dem Mittelniederdeutschen. Scheller kannte den Wortschatz des Mittelniederdeutschen also nicht nur aus der rezeptiven Sicht des Wolfenbütteler Bibliotheksbenutzers, sondern auch aus dem intensiveren Umgang, den der Wörterbuchmacher mit den Wörtern pflegt. Somit fiel es ihm leicht, Wörter wie *kanze* oder *áshede* aus dem Mittelniederdeutschen zu entlehnen und damit den Wortschatz der niederdeutschen Gegenwartssprache „anzureichern“. Wiederum fällt die Parallele zum Niederländischen auf: ndl. *kans* 'Chance, Möglichkeit', *eisen* 'fordern, verlangen, beanspruchen'.

Schellers niederdeutsche Schreibsprache ist somit ein selbstgeschaffenes Kunstprodukt mit Anteilen insbesondere aus dem Mittelniederdeutschen und aus den zu seiner Zeit gesprochenen Mundarten, bei oft deutlichem Anklang an das Niederländische. In und mit dieser von ihm neugeformten Schriftsprache will Scheller den niederdeutsch sprechenden Norddeutschen ihre seit dem 16. Jahrhundert abhanden gekommene muttersprachliche Schreibfähigkeit wiedergeben: das schriftlos geworde-

⁵⁹⁾ Hochdeutsch: Besagter Wg. war westphälischer Landstand, wie sie es nannten, geworden, und ein Bürger zu Bg. wünschte ihm Glück, nicht gerade zu der Ehre, sondern zu der Möglichkeit, die er jetzt habe, etwas Gutes zu stiften und ausrichten zu können. „Das wird nicht viel sein!“, sagte der Bürgermeister. „Warum nicht?“, fragte der Bürger: „Haben Sie nicht Sitz und Stimme?“ – „Ach ja, die hat der Arsch auch – darf sich aber nicht hören lassen, gerade so wie wir – Landstände.“

⁶⁰⁾ Er hat sie mehrfach selbst erläutert, z. B. in der Vorrede zum „Reineke de Fos“ und in der „Bücherkunde“ (S. 449 ff.).

⁶¹⁾ Dazu: Hans-Friedrich Rosenfeld: K. F. A. Schellers Sassisch-Niederdeutsches Wörterbuch. In: Niederdeutsches Jahrbuch 69/70 (1943/47), S. 118–137. – Rosenfeld spricht auf S. 119 von nur vier erhaltenen Bänden. Nach freundlicher Auskunft von Frau Dr. Christine Petrick (UB Greifswald) sind jedoch außer dem ersten Band, der Schellers Vorwort enthielt, alle weiteren bewahrt. Das Wörterbuchmanuskript trägt die Signatur 4° Ms 1258.

ne Niederdeutsch soll wieder Literatursprache werden. Scheller spricht allerdings kaum von „Niederdeutsch“ und gar nicht von „Plattdeutsch“: er nennt seine Sprache „Sassisch“, um so den Gegensatz und die Frontstellung zu allem Fränkischen und Meißnischen zu markieren.

Sein Programm der Wiederherstellung und Modernisierung der niederdeutschen Schriftsprache hat er an mehreren Stellen schriftlich niedergelegt. Im „Fôrwôrd“ zum „Döneken-Bôk“ (1828) z. B. spricht er von einem „forsö'k“, de ôlde Sassensprake an de nige to binden un to knütten, umme de läste fan männigen upgedrungenen un ingeslekenen Misenishen, dat sint Hôgdüdeshen, wôrden to süvern [. . .]. It dait wârklik nôd, usen ôlden Sassishen sün- un hilgedages-rok eins ût to bôrsten un to kloppen, un up to fligen, dewile it nog tyd is, êr ön de mutten, de de Hôgdüdeshe aldages-rok darin ebragt hävt, hêl un gans upfräten.“⁶²⁾

Diesem Ziel, der Reliterarisierung und zugleich des „Ausbaus“ des Niederdeutschen dient nahezu die gesamte editorische und schriftstellerische Tätigkeit Schellers. Aus der von ihm geübten Praxis, mnd. Wörter neu zu „beleben“, ergibt sich notwendig, daß er seinem „Döneken-Bôk“ ein Glossar (Wôrd-forklaringe“) anhängen muß, in dem er die Bedeutung von Wörtern wie *kanze* erläutert. Außerdem resultiert aus Schellers kompilatorischem Konzept der Schriftsprach(re)konstruktion, daß seine „sassische“ Sprache gewissermaßen alterslos ist: weder wirklich mittelniederdeutsch noch wirklich gegenwärtig und dennoch beides zugleich.

Über die fünf im Druck erschienenen schönliterarischen Bücher in „sassischer“ Sprache hinaus (wovon vier ins „Sassische“ umgegossene spätmittelalterliche Texte wiedergaben) hatte Scheller sich für die (Wieder-)Herstellung einer „sassischen“ Belletristik noch viel vorgenommen. Im Juli 1829 lädt er zur „Subskription auf eine Ausgabe des Nibelungenliedes in der Sassischen Ursprache unter dem Titel: Der Nevelungen Leid, fullen Dude“ (d. h. völlig niederdeutsch) ein, das zur Ostermesse 1830 im „Verlags-Comtoir“ [sic!] in Braunschweig und Leipzig erscheinen soll; ursprünglich ist nach Schellers Überzeugung das Nibelungenlied einmal in „Sassische[r] oder Urdeutsche[r] Sprache“ geschrieben gewesen.⁶³⁾ Derselbe Titel wird noch 1831 als „unter der Presse“ befindlich notiert, nun soll das Buch allerdings im Verlag von J. C. Fritsche und Sohn in Dessau erscheinen.⁶⁴⁾ Das Buch scheint jedoch das Licht der Welt nicht erblickt zu haben, ebensowenig wie die 1831 gleichfalls angekündigten „Zehn Bände humoristischer etc. Schriften“, sein oben bereits erwähntes „Allgemeines Sassisch-Niederdeutsches Wörterbuch“ und sein „Pröve-Bôk Oldsassisher Gedigte“.⁶⁵⁾

Erhalten sind allerdings die beiden Manuskriptbände zu diesem auf zwei gedruckte Bände angelegten „Probenbuch“.⁶⁶⁾ Es handelt sich dabei um ein buntgemischtes Florilegium niederdeutscher Versdichtung aus mehreren Jahrhunderten, unter Einschluß von eigens hierfür aus anderen Sprachen übersetzten Texten. (Seit jeher ist die Übersetzung aus fremden Sprachen eines der bevorzugten Mittel zum literatursprachlichen Ausbau von Volkssprachen gewesen: prominentestes Beispiel hierfür sind die Übersetzungen ins Hochdeutsche, die im 17. Jahrhundert auf Anregung und Geheiß der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ hergestellt worden sind.) Neben vielem anderen sollte das gedruckte „Pröve-Bôk“ enthalten: das Lied vom „Henneke Knecht“, ein „Lob der Gose“ von 1652, „De Älern-Koning (na Goethe)“, Tibulls 3. Elegie, Vossens zwei niederdeutsche Idyllen, die 2. Epode des Horaz („Og, de is salig, de fan geldes-warven fry“), Sprüche aus Freidanks „Bescheidenheit“, niederdeutsche Gedichte von Lauremberg, Bärmann, Bornemann, Babst, Wolke, Proben aus dem nd. „Narrenschyp“, dazu niederdeutsche Epigramme aus Schellers eigener Feder. Schellers Plan war es, wie man sieht, hier eine

⁶²⁾ S. V.

⁶³⁾ Beilage z. d. Braunschweigischen Anzeigen [Juli 1829]. NdsStA WF, 27 Slg.

⁶⁴⁾ F. K. v. Vechelde 1831 (wie Anm. 16).

⁶⁵⁾ Ebd.

⁶⁶⁾ StA BS, H VI 10, Nr. 20 u. 21.

Art „Hausschatz niederdeutscher Poesie“ zusammenzustellen, der den niederdeutsch Sprechenden in ihrer eigenen Sprache Lesestoff von literarischem Rang greifbar machen sollte.⁶⁷⁾

Doch damit nicht genug. In seiner „Bücherkunde“ zählt Scheller unter den Nummern 1810 bis 1850 eine lange Reihe von zumeist „nach meinen Schreibregeln“⁶⁸⁾ transkribierten mittelniederdeutschen Texten oder von ihm für das „Sassische“ beanspruchten hochdeutschen Werken auf (Freidank und Hugo von Trimberg reklamiert er als eigentlich „sassische“ Autoren, die er deswegen „zurück-übersetzt“ hat). Die meisten dieser Texte hätte er wohl zwecks Schaffung eines Vorrats „sassischer“ Literatur edieren mögen, wenn die Umstände es ihm erlaubt hätten. Nicht wenig von diesen auf Edition zielenden Transkripten ist in Schellers Nachlaß, den das Stadtarchiv Braunschweig und (zum kleineren Teil) die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel aufbewahren, erhalten geblieben.⁶⁹⁾

Auch nach der Veröffentlichung seiner „Bücherkunde“ hat Scheller das – die Dinge graphisch meist ins „Sassische“ überführende – Abschreiben Wolfenbütteler Handschriften und Frühdrucke fortgesetzt. Soweit ich sehe, sind dreizehn so entstandene Manuskripte noch vorhanden.⁷⁰⁾ Sicherlich war das Abschreiben in jener Zeit das einzig mögliche Verfahren, sich nur handschriftlich vorliegende Texte zur privaten Benutzung verfügbar zu machen. Man wird aber kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß Scheller einen großen Teil auch dieser Texte mit der Absicht kopiert hat, sie eines Tages zur Bereicherung des „sassischen“ Lesevorrats drucken zu lassen. Auch am Beispiel dieser zwischen 1828 und etwa 1840 entstandenen jüngsten Gruppe seiner adaptierenden Abschreibetätigkeit erblicken wir das uns schon bekannte Prinzip: Schneller spannt den inhaltlichen Bogen seines „sassischen“ Literaturprogramms durchaus weit: Mittelhochdeutsches wird ebenso eingeschlossen wie Altfriesisches oder eine mittelniederdeutsche Version der „Phainomena“ des Aratus. Sicherlich darf man sich fragen, welches Lesepublikum Scheller sich denn eigentlich bei alledem vorgestellt haben mag. Sieht man vom aus der Gegenwart für die Gegenwart geschriebenen „Döneken-Bôk“ ab, so setzt Schellers Lite-

⁶⁷⁾ Auch eine fragmentarisch erhaltene, unbetitelte Prosaarbeit autobiographischen Charakters in nd. Sprache ist hier zu erwähnen. Ort der Handlung ist der Flecken Hessen, „wurin Kârel Nôdwêr alias Arend Wärmund levede“. StA BS, H VI 10, Nr. 27.

⁶⁸⁾ S. 467, Nr. 1816.

⁶⁹⁾ Erhalten sind zumindest die folgenden Manuskripte (die Bezifferung folgt der „Bücherkunde“): 1812 (Harte-bôk) = StA BS, H VI 10, Nr. 9; 1813 (Speigel der Minskliken Saligheid) = StA BS, H VI 10, Nr. 22; 1815 (Sassische minnegedigte) = StA BS, H VI 10, Nr. 6; 1816 (Sassische hogtyds-gedigte) = StA BS, H VI 10, Nr. 25; 1823 (De Dodendanz fan Kaspar Scheit) = StA BS, H VI 10, Nr. 10; 1825 (Bädebökelyn) = StA BS, H VI 10, Nr. 24; 1826 (Sassische Leder) = StA BS, H VI 10, Nr. 26; 1827 (De Koker fan Fr. Aug. Hackmann) = StA BS, H VI 10, Nr. 16; 1838 (Everhards Rymkronika des Stigtes to Gandersem) = StA BS, H VI 10, Nr. 5; 1839 (Georg Rollenhagens Poggenmüseler) = HAB WF, Cod. Guelf. 975 Nov.; 1841 (Kronika fan Diderik Engelhûs) = HAB WF, Cod. Guelf. 704 Nov.; 1843 (Döneken na der wârheid) = StA BS, H VI 10, Nr. 27; 1844 (Excerpta medica & zoiatrica lingua Sax. scripta) = StA BS, H VI 10, Nr. 4; 1846 (Rhythmus de S. Annone) = StA BS, H VI 10, Nr. 3; 1848 (Joh. Klinckhamers Ossenbruggessche Cronick in rime) = StA BS, H VI 10, Nr. 14; 1850 (Brunsvicensia) = (?) StABS, H III 2, Nr. 50. – Einige wenige weitere nd. Manuskripte von Schellers Hand, die sich im Stadtarchiv Braunschweig befinden, lassen sich den Einträgen der „Bücherkunde“ nicht sicher zuordnen.

⁷⁰⁾ De Kroneke des Landes unde der Stad Luneborg, bet 1392 (StA BS, H VI 10, Nr. 8); Historische Volkslieder zur Hildesheimer Stiftsfehde (StA BS, H VI 10, Nr. 11); De Shâphârders Kalender prented to Rostok dorg Lud. Dyetz, 1523. (StA BS, H VI 10, Nr. 12); Jakob Schomakers Luneborger Chronicon, bet 1561 (StA BS, H VI 10, Nr. 13); Litterae Brocmannorum. Tha kera ther Brocmen (StA BS, H VI 10, Nr. 18); Asega-Bok ther Frisona Rustringd (StA BS, H VI 10, Nr. 19); Nd. Gedicht über den Rangstreit zwischen einem Doktor der Rechte und einem der Medizin zu Paris (StA BS, H VI 10, Nr. 28); De Bibel fan Johans, Heren Janse en Enkel Sassish, Na ener handshrift des XIV. jârhunderdes (HAB WF, Cod. Guelf. 707 Nov.); Hûg fan Trymberg. Sassish. Handshrift des XIV. Jârhunderdes aveshreven dorg K. F. A. Scheller. 1828 (HAB WF, Cod. Guelf. 706 Nov.); Dat Levend Marien unde ores Kindes Jesus gerimed dorg Mâster Filip [. . .] mid gebâterder shryvwise aveshreven dorg K. F. A. Scheller (HAB WF, Cod. Guelf. 705 Nov.); Arati Solensis des Grekeshen poeten gedigt unde geshrift fan dem tal, namen [. . .] der hemmelsher ershiningen [. . .] ut dem Grekeshen in de Nedder-Sasseshe sprake [. . .] foranderd [. . .] Dorg Joannem Macrowarinum Anno 1563. Aveshreven dorg Karel F. A. Scheller [= Aratus: Phainomena, nd.] (HAB WF, Cod. Guelf. 701 Nov.); Dirik Meineken Fôrsâttinge fan Schomakers Luneborger Kronik [. . .] (HAB WF, Cod. Guelf. 702 Nov.); Kroneken der Graveshop fan Holsten unde Schowenborg formiddels Broder Hermen fan Leerbeke, fan dem Predeker-orden des huses to Minden (HAB WF, Cod. Guelf. 703 Nov.).

raturprogramm einen von literarisch-romantischem Interesse am Mittelalter inspirierten, dabei aber nicht philologisch-germanistisch gebildeten Leser voraus, der überdies bereit ist, sich Schellers neugeschaffene Orthographie (zumindest zum Lesen) anzueignen, was wiederum eine starke „niederdeutsche Motivation“ voraussetzt. Die Zahl der Norddeutschen, die alle diese Merkmale in sich vereinen, dürfte gering gewesen sein. Das baldige Versiegen der zwischen 1825 und 1829 zunächst munter sprudelnden Quelle Schellerscher Druckpublikationen ist zu einem Teil wohl auch darauf zurückzuführen, daß Schellers sehr antiquarisch geprägtes Interesse an der Literatur nicht von allzuvielen geteilt wurde.

Nicht in den Zusammenhang von Schellers „sassischem“ Literaturprogramm gehört eine Reihe ungedruckt gebliebener belletristischer Arbeiten in hochdeutscher Sprache. Da sie sonst nirgends zur Kenntnis genommen worden sind, sei hier wenigstens auf sie aufmerksam gemacht. „Karl Nothwehrs Denkwort“⁷¹⁾ ist der Titel einer Folge von 136 satirischen Gedichten in vierhebigen Jamben, in der der Autor sich als ein zeitgenössischer Sebastian Brant präsentiert: „Wer mögt' ein Narrenschiffer sein/ Anitzo, wo die Welt gar fein [. . .] Der Narr vom Fach sogar anitzt/ in Reih' und Glied mit Weisen sitzt.“⁷²⁾ Unter dasselbe Pseudonym hat Scheller eine Sammlung von 566 in Distichen gefaßten Epigrammen gestellt, aus denen oben kurz zitiert worden ist: „Karl Nothwehrs Sinngedichte“.⁷³⁾ Im Vorwort der Handschrift bekennt der Verfasser, „den größten Theil seiner Einfälle aus eigenen Mitteln zu haben [. . .], dem bessten Theil derselben [gebühre] jedoch die Ehre der Owenschen“⁷⁴⁾ Erfindung.⁷⁵⁾ Zwei Bände bald romanhafter, bald in Einzelepisoden gegliederter Erzählprosa, teilweise autobiographischen Charakters, sind mit „Karl Nothwehrs Lebensfahrten“⁷⁶⁾ und „Karl Nothwehrs Mittheilungen zum Lachen und Weinen. Erster Theil“⁷⁷⁾ überschrieben. „Karl Nothwehrs Gedankenspähn“⁷⁸⁾ heißt eine Sammlung von 204 Prosa-Betrachtungen unterschiedlicher Länge: „Gedankenspähn“. Nr. 31 z. B. handelt von der (Nicht-)Eignung der französischen und der deutschen Sprache für „Witz und Aberwitz der gesellschaftlichen Unterhaltung“ einerseits und für „Dichtkunst, Weltweisheit und selbst die Liebe“ auf der anderen Seite. (Schellers Ansicht hierüber ist unschwer zu erraten.) Nur in einem zwölf Seiten kurzen Bruchstück erhalten ist schließlich das erste Kapitel des zweiten Theils eines hochdeutschen Romans (?) „Die Schwarze Schaar“, der offensichtlich das Leben Herzog Friedrich Wilhelms zum Gegenstand haben sollte.⁷⁹⁾

Über die literarische Qualität dieser hochdeutschen Schriften Schellers sei hier nicht geurteilt. Aufschlußreich scheint jedoch das vom ihm gewählte Pseudonym „Karl Nothwehr“, um so mehr, wenn man bedenkt, daß Scheller als „sassischer“ Schriftsteller den Namen „Arend Wärmund“ gewählt hat. Die Namen sind sprechend. Hier wendet sich ein Literat an uns, der sich in einer Notwehrsituation sieht, oder aber: der eine drohende Not abwehrt und der zugleich im Besitz von Wahrheit („der“ Wahrheit?) ist und sie ausspricht (eventuell: gegen eine Flut der Unwahrheit), allem Anschein nach einer, der sich in die Enge getrieben fühlt. In der Namenwahl wird unzweifelhaft einiges von Schellers Einschätzung seiner selbst und seiner literarisch-sprachreformerischen Tätigkeit erkennbar. Schriftsprachreform als Abwendung von Not, in Kenntnis der wahren Ziele, die es anzusteuern gilt. Im Hin-

⁷¹⁾ StA BS, H III 3, Nr. 183 (246 S.).

⁷²⁾ Ebd., S. 3.

⁷³⁾ StA BS, H III 3, Nr. 184 (176 S.).

⁷⁴⁾ John Owen (ca. 1560–1622), engl. neulat. Epigrammatiker.

⁷⁵⁾ Karl Nothwehrs Sinngedichte (wie Anm. 73), S. 3.

⁷⁶⁾ StA BS, H III 3, Nr. 186 (320 S.).

⁷⁷⁾ StA BS, H III 3, Nr. 187 (320 S.).

⁷⁸⁾ StA BS, H III 3, Nr. 185 (320 S.).

⁷⁹⁾ StA BS, H III 3, Nr. 189. — Nicht unerwähnt bleiben darf schließlich eine andere Frucht von Schellers jahrzehntelanger Bibliotheksarbeit: drei umfangreiche Kollektaneenbände mit (hauptsächlich) humanistisch-neogriechischer Gelegenheitspoesie deutscher Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts: *Carmina Hellenica Teutonorum I–III*, variorum, impr. & manuscr. (HAB WF, Cod. Guelf. 870–872 Novi).

tergrund dieser tristen, bedenklich stimmenden Namenwahl stehen vermutlich auch die schlimmen Lebenserfahrungen des Namenträgers; zugleich werfen die Namen ein klärendes Licht auf die Bissigkeit, Unentwegtheit und (manchmal auch) Rechthaberei, die wir beim Epigrammatiker und Orthographen Scheller beobachten können und die dem Privatmann nachgesagt werden.

4. Scheller, ein „Sprachreformer“

Schellers Bemühungen, das zu seiner Zeit zwar noch sehr geläufige, aber doch „nur“ noch gesprochene Niederdeutsch durch orthographische Normierung und lexikalischen Ausbau sowie durch „Herstellung“ eines belletristischen Kanons wieder zu einer Literatur- und Schriftsprache zu machen, sind gescheitert. Wir schreiben alle Hochdeutsch; wo hier und da Niederdeutsch dennoch schriftlich verwendet wird, bestätigt die Ausnahme die Regel.

Könnte man Scheller selbst fragen, wozu denn die Ursachen seines Mißerfolgs zu suchen seien, so hätte er vermutlich Jacob Grimm in Person dafür verantwortlich gemacht. Dieser hatte drei von Schellers der „sassischen“ Sache dienenden Büchern (seine Ausgaben von „Der Laien Doctrinâl“ und der „Braunschweiger Reimchronik“ sowie seine „Bücherkunde“) vernichtend rezensiert.⁸⁰⁾ Grimm bemängelt zunächst das, was aus der Sicht germanistischer Editionstechnik, wie sie durch Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann wenige Jahre vor Schellers Publikationstätigkeit begründet worden war, an dessen Vorgehensweise getadelt werden muß, vor allem also, daß Scheller, statt die „handschrift sorgfältig abdrucken zu lassen, ein durchgreifendes system selbstersonnener orthographie einführt.“⁸¹⁾ Hätte Jacob Grimm Einsicht in die von Scheller später edierten Handschriften gehabt, so wäre seine Kritik wohl noch schärfer ausgefallen: Scheller kompiliert, da er andere Ziele als die Göttinger Philologen verfolgt, den Wortlaut seines Textes (wo es ihm angebracht erscheint) aus verschiedenen ihm vorliegenden Handschriften, ohne dem Leser darüber Rechenschaft abzulegen.⁸²⁾ Sein unbekümmerter, letztlich unphilologischer Umgang mit den mittelalterlichen Texten ist offensichtlich noch ganz vom Geist vor- und frühgermanistischer Editionstechnik getragen, wenn er auch in seiner „frühromantischen Aneignung“⁸³⁾ der Texte nicht so weit geht, wie Arnim und Brentano es in „Des Knaben Wunderhorn“ (1806–1808) getan hatten.

So wenig Scheller seit dem Abschluß seiner Jenenser Studien (1801) sich die vor allem mit den Namen Beneckes, Lachmanns und Jacob Grimms verbundenen neuen Prinzipien wissenschaftlicher Edition zu eigen gemacht hatte, so wenig hatte er die neuen, erstmals Klarheit verschaffenden Einsichten in den internen historischen Zusammenhang der indogermanischen und germanischen Sprachen wirklich zur Kenntnis genommen, die kurz zuvor in den Arbeiten von Franz Bopp,⁸⁴⁾ Rasmus Rask⁸⁵⁾ und wiederum Jacob Grimm⁸⁶⁾ niedergelegt worden waren. Das „Sassische“ ist für Scheller auch noch 1826, zehn Jahre also nach der „Boppschen Wende“, die Sprache des „europäischen Urvolks“, ⁸⁷⁾ ist

⁸⁰⁾ In den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ Jg. 1825, S. 1113–1122; Jg. 1826, S. 945–959; Jg. 1826, S. 1721–1726. – Wiederabgedruckt in: J. Grimm: Kleinere Schriften. Bd. IV. Berlin 1869 (Neudruck: Hildesheim 1965), S. 290–296, 385–395, 412–415.

⁸¹⁾ Göttingische Gelehrte Anzeigen, Jg. 1825, S. 1115.

⁸²⁾ Dies ist besonders in der von Grimm nicht mehr rezensierten Schichtbuch-Edition der Fall, wo Scheller den Text, den Cod. Guelf. 120 Extrav. bietet, nach Bedarf mit Einschüben aus der jüngeren Hs. Cod. Guelf. 107 Blankenb. und mit Botes Liedern aus den Handschriften des „Chronicon Brunsvicense“ des Andreas Schoppius erweitert.

⁸³⁾ A. Henkel: Nachwort zu: Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutsche Lieder, gesammelt von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Dritter Theil (1808). München 1963, S. 278.

⁸⁴⁾ Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Frankfurt am Main 1816.

⁸⁵⁾ Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse. Kjøbenhavn 1818.

⁸⁶⁾ Deutsche Grammatik. Erster Theil. Göttingen 1819; Deutsche Grammatik. Erster Theil. Zweite Ausgabe. Göttingen 1822.

⁸⁷⁾ Bücherkunde (wie Anm. 15), S. V.

die „Urdeutsche (Düdesche)“ Sprache.⁸⁸⁾ Dieses „Sassische“ liegt für ihn etwa in den mittelniederdeutschen Texten der Hansezeit vor, und „sassisch“ sind ihm die zeitgenössischen nd. Dialekte ebenso wie etwa die Sprache der „Brökmänner“⁸⁹⁾ (d. h. das Altfriesische) oder das Niederländische seiner Zeit. Obwohl Scheller selbstverständlich weiß, daß es sich dabei um Sprachen und Sprachzustände unterschiedlicher Epochen handelt, ist sein Bild von „Sassischen“ im Grunde doch ein ganz unhistorisches. Sein „Sassisch“ war seit uralten Zeiten immer schon da und ist nie ganz gewichen – eine „lingua perennis“. Es ist zwar durch die Ungunst der politisch-kulturellen Geschichte an den Rand gedrängt worden und deswegen auch in mancher Hinsicht (lexikalisch, morphologisch) depraviert. Aber man kann es ja wieder herrichten, etwa durch Rückgriff auf den Wortschatz alter „sassischer“ Texte (und da ist dann Mittelniederdeutsches genauso recht wie Niederländisches), und ein dergestalt „renoviertes“ „Sassisch“ kann dann in verloren gegangene Verwendungsweisen wieder eintreten. Insbesondere müsse man bei dieser Erneuerungskur das „Sassische“ von den ihm aufgezwungenen hochdeutschen Bestandteilen reinigen, denn Hochdeutsch sei bloß ein minderwertiges Mischprodukt der Völkerwanderungszeit, zusammengewürfelt aus den Sprachen der „Franken“, „Sueven und Alemannen“.⁹⁰⁾

Aus solchen Überzeugungen spricht das sprachhistorische Bewußtsein des 18., wenn nicht 17. Jahrhunderts, keineswegs der Kenntnisstand des Jahres 1826. Daß Jacob Grimm Scheller einen „unkritische[n], verunglückte[n] sprachforscher“⁹¹⁾ nennt, scheint daher, für sich genommen, ein völlig korrektes Urteil. Scheller haben Grimms Rezensionen seiner „sassischen“ Publikationen offenbar aufs tiefste getroffen. Dies darf man daraus schließen, daß er seit 1826 gegen Grimm teils sachlich argumentiert, meist aber polemisch vom Leder zieht, wo er nur kann: etwa in seiner „Bücherkunde“ (der Eintrag „Der Laien Doctrinâl“ besteht aus zehn enggedruckten Seiten Gegenangriff gegen den „kindisch“ tadelnden Grimm), noch weit ausführlicher in den umfangreichen Marginalien seines Handexemplars der „Bücherkunde“⁹²⁾ und nicht zuletzt auch in mehreren Epigrammen aus „Karl Nothwehrs Sinnegedichten“. Das 56. Distichon („Antikritik für J. Gm.“) lautet: „Wer mit Koth sich streitet, er sieg“, er werde besiegt/ Immer erhält sein Rokk schmutzige Spuren davon.“ Nur scheinbar begegnet Scheller in diesen Versen Grimm mit der Gelassenheit des Überlegenen; die Verbissenheit und die wortreiche Ausführlichkeit, mit der Scheller den Handschuh immer wieder aufgreift, zeugen vielmehr von innerstem Verletztsein.

Spätere Germanisten – einmal abgesehen von Edmund Goetze, der im „Goedeke“ nur von Schellers „eingebildeten, unhaltbaren Ansichten“⁹³⁾ zu reden weiß – sind meist um eine minder schroffe Beurteilung als Grimm bemüht gewesen. Das Dilemma besteht für sie dann darin, daß sie der immensen Arbeitsleistung, die noch dazu für eine Sache erbracht worden ist, die seit Klaus Groth einerseits, seit der Begründung der Mundartforschung andererseits ja den Respekt der Gebildeten genießt, nicht die Anerkennung versagen mögen, daß aus germanistischer Sicht Schellers wissenschaftliche Irrtümer aber unübersehbar bleiben. Bisweilen ist dann der Ausweg darin gesucht worden, daß man Schellers desaströses Lebensschicksal gleichsam als mildernden Umstand bei der Beurteilung seiner sachlichen Irrtümer und germanistisch nicht brauchbaren Editionen in die Waagschale geworfen hat. So verfährt z. B. Edward Schröder.⁹⁴⁾

⁸⁸⁾ Ebd., S. VI.

⁸⁹⁾ Ebd., S. VIII.

⁹⁰⁾ Ebd., S. IX.

⁹¹⁾ Göttingische Gelehrte Anzeigen 1826, S. 1723.

⁹²⁾ HAB WF, Cod. Guelf. 556 Nov.

⁹³⁾ E. Goetze 1913 (wie Anm. 16).

⁹⁴⁾ Wie Anm. 16, S. 3: „[...] und der Geschichtschreiber der niederdeutschen Literatur wird dem Manne, dessen Unglück fast merkwürdiger ist als seine wissenschaftliche Arbeit, den Zoll der Dankbarkeit nicht versagen.“

53.

21.

Unterschied für B.

Gänzlich gehört du der Frau, mein Freund,
Doch aber allein nicht;
Sie - sie gehört dir allein, aber, bedenk
es, nicht ganz.

54.

An F. T. in S--st.

Nur einen einzigen Finger gereicht dem ver-
suchenden Teufel,
Und fort ist dir die Hand ganz und du
selber dazu.

55.

Westfälischer Landthand 1808.

Ähnlich dem Hinteren ist dir Sitz und Stim-
me geworden,
Die mit Fuge jedoch hören sich lassen
nicht darf.

56.

Antikritik für J. Gm.

Wer mit Roth sich streicht, er fieg, er werde
besiegt,
Immer erhält sein Roth jehmutzige Spu-
ren davon.

K. F. A. Scheller: Karl Nothwehrs Sinngedichte, S. 21.

Ungedrucktes Manuskript. STA BS: H III 3, Nr. 184.

Unten auf der Seite Distichon Nr. 56: Antikritik für J. Gm. (= Jacob Grimm).

Solange man indessen Schellers Leistung immer nur daran mißt, ob und in welchem Maße seine Editionen sowie seine Äußerungen zur niederdeutschen Sprachgeschichte dem methodischen Niveau bzw. dem Erkenntnisstand der Philologie seiner Zeit entsprachen, wird man zu keiner gerechten Beurteilung seines Wirkens gelangen können. Wer an Schellers Werk einzig die Meßlatte germanistischer Zunftmäßigkeit legt, verkennet, was Scheller eigentlich bezweckte. Mit allen seinen niederdeutschen Schriften (und zwar mit den Editionen alter Texte wie mit den eigenen poetischen Produkten, mit den Übersetzungen ins Niederdeutsche wie mit der niederdeutschen Bibliographie) beabsichtigte Scheller,

den in ihrer eigenen Sprache illiterat gewordenen Norddeutschen ein Korpus lesenswerter niederdeutscher Literatur zur Verfügung zu stellen. Es ging ihm um die Wiedereinsetzung des Niederdeutschen als Schrift- und Literatursprache in Norddeutschland – neben dem Hochdeutschen. Zu eben diesem Zweck hatte er sich eine Orthographie konstruiert, von der er glaubte, daß sie das gesamte geographische Areal des Niederdeutschen überdachen könne. Zu seinem Programm gehörte – wie wir gesehen haben – außerdem die von romantischen Ideen inspirierte Anreicherung des modernen Niederdeutsch mit „uralten“ Wortschatzelementen aus dem Mittelniederdeutschen.

Kurzum: Scheller war von vornherein nicht als Philologe (dem es um ja um die alten Texte an sich und um ihre bestmögliche Rekonstruktion zu gehen hat) auf den Plan getreten, sondern – um es in der sprachwissenschaftlichen Terminologie unserer Zeit zu sagen – als „Sprachplaner“ bzw. „Sprachreformer“, ⁹⁵⁾ d. h. als einer, der es sich zum Ziel gesetzt hat, eine lediglich gesprochene Sprache zur modernen Schriftsprache „auszubauen“. ⁹⁶⁾ Diesem Ziel hätte es keineswegs gedient, wenn Scheller den buchstabengetreuen Abdruck mittelniederdeutscher Handschriften betrieben hätte; er wollte ja (graphisch normierten) Lesestoff für die Gegenwart schaffen, für jedermann, nicht für die Fachwissenschaft. Jacob Grimm hat dies nicht gesehen; vermutlich hätte er sich außerdem auch an der pro-niederdeutschen Grundeinstellung Schellers gestoßen, so wie er auch gegenüber Groths Gedichten ablehnend blieb, die von Hebel aber schätzte. ⁹⁷⁾

Schellers Bestrebungen sind also nicht an den Leistungen Beneckes, Lachmanns, Jacob Grimms und anderer zeitgenössischer Germanisten zu messen. Auch ist es völlig verfehlt, Scheller überhaupt einen „Sprachforscher“ zu nennen, wie dies aus journalistischem Unverstand in allerlei Gedenkartikeln geschehen ist. Scheller gehört vielmehr in die Gesellschaft derjenigen, die, angeregt vom Nationalbegriff der französischen Revolution und der Romantik, sich seit dem frühen 19. Jahrhundert in verschiedenen Regionen Europas daran begeben, ganz oder teilweise illiterate Idiome zu Schrift- und Literatursprachen auszubilden. Bei diesen Akten von „Sprachreform“ geht es stets um Standardisierung (Festlegung von Normen, besonders orthographischen), um Modernisierung (vor allem: Einholung des neuzeitlichen Kulturwortschatzes in die betreffende Sprache) und um den Anstoß zur Literaturproduktion (Belletristik, Sachprosa und Gebrauchstexte, z. B. Zeitungen). Scheller betätigt sich auf allen drei Gebieten.

Seine Geistesverwandten sind also im 19. Jahrhundert z. B. der Serbe Vuk Stefanović Karadžić (1787–1864) ⁹⁸⁾, der Norweger Ivar Aasen (1813–1896), der Färinger Venceslaus Ulricus Hammershaimb (1819–1909) ⁹⁹⁾, im 20. Jahrhundert etwa der Este Johannes Aavik (1880–1973) ¹⁰⁰⁾, um nur wenige zu nennen.

Die Sprachreformversuche der eben Genannten sind mehr oder minder erfolgreich verlaufen: Serbokroatisch, Nynorsk, Färöisch, Estnisch sind heute funktionierende und benutzte Schriftsprachen. Daß Schellers ganz ähnliche Bestrebungen ohne eine vergleichbare Wirkung geblieben sind, hat mehrere Gründe. (1) Anders als in Serbien, Kroatien, Norwegen, auf den Färöern oder in Estland gibt es in

⁹⁵⁾ Zu den Begriffen „Sprachplanung“ und „Sprachreform“ grundlegend: C. Hagège: *Voies et destins de l'action humaine sur les langues*. In: I. Fodor, C. Hagège (Hrsg.): *Language Reform. La réforme des langues*. Sprachreform. 1. Hamburg 1983, S. 11–68.

⁹⁶⁾ Vgl. H. Kloss: *Abstandssprachen und Ausbausprachen*. In: J. Göschel, N. Nail, G. van der Elst: *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden 1976, S. 301–322.

⁹⁷⁾ Vgl. W. Haas: *Jacob Grimm und die deutschen Mundarten*. Stuttgart 1990, bes. S. 30.

⁹⁸⁾ Vgl. B. Franolić: *The Development of Literary Croatian and Serbian*. In: I. Fodor, C. Hagège 1983 (wie Anm. 95), 2, S. 85–112. – Die Normierung eines gemeinsamen Serbokroatisch ist aus Karadžićs Normierung des Serbischen weiterentwickelt worden.

⁹⁹⁾ Zu Norwegen und den Färöern siehe z. B.: H. Blume: *Zur Entwicklung der nordgermanischen Sprachen im 19. Jahrhundert. Ein Überblick*. In: D. Cherubim, K. J. Mattheier (Hrsg.): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache, Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*. Berlin/New York 1989, S. 333–351.

¹⁰⁰⁾ Vgl. V. Tauli: *The Estonian Language Reform*. In: I. Fodor, C. Hagège (wie Anm. 95), 3 (1984), S. 309–330.

Norddeutschland nicht die Vorstellung einer eigenen, sprachlich definierten oder definierbaren „niederdeutschen“ Nation. Zwar hat sich eine kleine Schar von Ideologen „des Niederdeutschen“ im 19. und 20. Jahrhundert bisweilen als die „eigentlichen“, die „besseren“ Deutschen gefühlt¹⁰¹), nie jedoch gab es einen ernstzunehmenden politischen Separatismus.¹⁰²) (2) Das norddeutsche Bürgertum des 19. Jahrhunderts sieht seine politischen Entwicklungsmöglichkeiten vielmehr durch das Überwechseln vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen gefördert und nicht durch die Wiederbelebung des Niederdeutschen zur Literatursprache – aller Wertschätzung der Gedichte eines Klaus Groth zum Trotz. (3) Scheller selbst hat seinen Bestrebungen durch seine verfremdende, schwer erlernbare Orthographie und durch seinen für die meisten Leser unattraktiv ausgewählten Literaturkanon beträchtliche Hindernisse in den Weg gelegt, außerdem wohl auch durch sein missionarisches Eifern und blindwütiges Schelten gegen alle, die anders schrieben als er, hießen sie nun Voß, Bornemann, Wolke oder Hoffmann von Fallersleben.

Kaum geschadet haben dürften demgegenüber Jacob Grimms Verrisse. Wenn Schellers bürgerliches Publikum ein ernsthaftes Interesse an seinen sprachreformerischen Vorhaben gehabt hätte, wäre es durch Grimms (auf Mißverständnis beruhende und von der kühlen Distanz des am Niederdeutschen emotional nicht teilhabenden Hessen geprägte) Urteile darin nicht zu stören gewesen.

So erblicken wir heute in Karl Friedrich Arend Scheller denn nicht den Editionsphilologen oder gar „Sprachforscher“ (der er nicht war), sondern den frühromantisch-prägermanistischen Freund der mittelniederdeutschen Literatur und Sprache, den glücklosen und teils auch schrullenhaften, in vielem aber auch sehr klarsichtigen Reformen der niederdeutschen Sprache sowie den sprachreformerisch motivierten niederdeutschen Schriftsteller, Übersetzer, Lexikographen und Bibliographen. Von allen seinen Schriften hat wirklichen Gebrauchswert einzig seine Bibliographie, die „Bücherkunde“, erlangt. Mehr als hundert Jahre lang war sie unentbehrliches Hilfsmittel, bis sie in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts durch die Bibliographie von Borchling und Claußen ersetzt wurde. Schellers Gesamtwerk, bisher kaum bekannt und kaum erschlossen (und auch hier nur in Umrissen dargestellt), verdiente zumindest als Quelle für die Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts, aber wohl auch in anderen Hinsichten, mehr Aufmerksamkeit, als ihm bislang entgegengebracht worden ist.

¹⁰¹) Vgl. U.-K. Ketelsen: Niederdeutsch–Hochdeutsch. Ideologische Gefährdungen von Groth bis heute. In: Jahresgabe 1989 der Klaus-Groth-Gesellschaft. Heide in Holstein 1989, S. 28–32.

¹⁰²) Das Ziel der Errichtung eines separaten niederländisch-niederdeutschen Staates wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh.s zwar von einer Gruppe deutscher und flämischer politischer Schwärmer vertreten, fand aber nie ernsthaften Rückhalt in der Gesamtbevölkerung der in Betracht kommenden Gebiete. Vgl. hierzu: C. Schuppenhauer: Auch Eulenspiegel hat Zeit und Ort. . . Notizen über Erich Klahn und die 'niederdeutsche Idee'. In: Erich Klahns Ulenspiegel. Illustrationsfolgen zu Charles de Costers Roman. Ausstellungskatalog Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1986, S. 13–26.

Reichard contra Kuntzen: Ein Fall von angewandter Sprachkritik im Zeitalter der Aufklärung

1. Vorbemerkungen

Im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel befindet sich in den Akten des Geheimen Rats die Dokumentation eines Vorgangs von 1748 (Signatur: 2 Alt 4156), die durch den Umschlagtitel wie folgt erläutert wird:

„Acta / Des Professoris Reichard Beschwerden über den Dr. Kuntzen und dessen Sohn“ /
pto.¹⁾ geänderter gelehrter Artikel / 1748“

Es handelt sich dabei um eine Streitsache zwischen zwei Wolfenbütteler Medizinern, Vater und Sohn Kuntze, einerseits und dem Braunschweiger Sprachwissenschaftler und Betreuer des gelehrten Artikels der „Braunschweigischen Anzeigen“ Elias Caspar Reichard, andererseits. Gegenstand des Streits ist eine medizinische Abhandlung mit dem Titel „de febre maligna“, die der jüngere Kuntze, Kandidat der Medizin, als Manuskript beim Intelligenz-Comptoir zum Druck eingereicht hatte und die dann in einer durch Reichard völlig veränderten Fassung im 38. Stück des Intelligenzblattes von 1748 gedruckt worden war. Von der Sache und den Konsequenzen her ist der Vorgang ohne größere Bedeutung, zumal der Streit bereits einige Monate später durch eine salomonische Entscheidung „von oben“ beendet wurde. Dennoch verdient er m. E. eine ausführlichere Behandlung, denn er läßt sich als Exempel für eine bestimmte Form von angewandter Sprachwissenschaft lesen, die als zeittypisch gelten kann und – gerade in der damaligen Ausdrucksweise – als „critische“ Sprachwissenschaft zu qualifizieren wäre.²⁾ Im folgenden will ich erstens diesen Fall anhand der Akte näher beschreiben, zweitens auf Person und Bedeutung des einen Kontrahenten, Elias Caspar Reichard, eingehen, drittens Form und Interessen der hier praktizierten Sprachkritik verdeutlichen und viertens schließlich diese Art von Sprachkritik auf dem Hintergrund zeitgenössischer sprachwissenschaftlicher Konzeptionen und Praxis zu erklären versuchen.

2. Dokumentation des Streitfalls

Der Inhalt der genannten Akte ist nach Blättern durchgezählt und läßt sich wie folgt gruppieren:

- Bl. 1: Umschlagtitel (wie oben).
Bl. 2–3: Schreiben E. C. Reichards an den Herzog (bzw. den Geheimen Rat) vom 25. 5. 1748, in dem er *erstens*, wie verlangt, einige zum Druck eingereichte und von ihm durchkorrigierte Artikel für die „Braunschweigischen Anzeigen“ (zur Zensur) zusendet, *zweitens*

¹⁾ Für *in puncto*, „in Betreff“. – Für die erste Transkription des handschriftlichen Textes bin ich Frau Gabriele Fleskes (Göttingen) sehr zu Dank verpflichtet, für einige Hinweise zur Textform den Mitarbeitern des Niedersächsischen Staatsarchivs Wolfenbüttel. Die zeitgenössische Orthographie wurde beibehalten, die Antiqua-Schreibung der Fremdwörter durch Kursive markiert.

²⁾ Man denke nur an Titel wie J. Ch. Gottscheds „Versuch einer *Critischen* Dichtkunst“ (1730), an J. Ch. Adelungs „Versuch eines vollständigen grammatisch-*critischen* Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart“ (1774 ff.) oder an J. Grimms nachträgliche Charakteristik der „*critischen* Richtung des Sprachstudiums“ in seiner berühmten Vorrede zum ersten Teil der „Deutschen Grammatik“ von 1819. Tatsächlich verweist aber das Epitheton *kritisch* über den Rationalismus des 18. Jahrhunderts hinaus auch auf die Tradition der antiken normativen Grammatik und deren Fundierung durch rhetorische und philologische Konzeptionen. Vgl. dazu E. Siebenborn: Die Lehre von der Sprachrichtigkeit und ihren Kriterien. Studien zur antiken normativen Grammatik. Amsterdam 1976.

sich über zwei Mediziner, Vater und Sohn Kuntze, wegen ihrer ungehörigen Kritik an seiner Korrektur eines eingereichten Artikels beschwert, *drittens* eine Rechtfertigung seiner Korrektur ankündigt und die Anlagen spezifiziert, die er seinem Schreiben als Dokumente beifügt.

- Bl. 4: Pro memoria des Autors (= Sohn) E. C. J. Kuntze vom 31. 1. 1748, in dem er (zunächst noch) höflich bei der Intelligenz-Commission anfragt, warum sich die Drucklegung seines Aufsatzes verzögert habe:
- „Wann die hochfürstl. *Intelligenz-Commission* den Empfang meines Aufsatzes de febre maligna mir gütigst haben wollen wissen lassen; so habe wollen vernehmen, ob etwan was dabey zu erinnern,³⁾ bey Ihnen vorkommen sey? Weil bißhero solches nicht zum Vorschein kommen ...“
- Bl. 5–21: Vier zum Druck eingereichte, stark korrigierte Manuskripte mit verschiedenen Themen (als Belege für die sonstige redaktionelle Tätigkeit Reichards).
- Bl. 22–23: Pro memoria des Dr. Johann Georg Kuntze (= Vater) vom 15. 5. 1748 an die Intelligenz-Commission, in dem er sich in scharfer und beleidigender Form über die fachliche und sprachliche Qualität des Artikels und die Fähigkeiten des (ihm offensichtlich nicht bekannten) Korrektors äußert.
- Bl. 24–25: Pro memoria des jüngeren Kuntze vom 16. 5. 1748, in dem er Kritik und Attacken seines Vaters partiell aufnimmt und die Kommission um Auskunft darüber bittet, (25 leer)
- „durch wen mein *Concept* gantz Jungenshaftt *corrigiret*“.
- Bl. 26–34: Die vom jüngeren Kuntze eingereichte erste Fassung (= Manuskript) des Artikels mit in den Text eingearbeiteten handschriftlichen Korrekturen Reichards.
- Bl. 35–42: Zwei Fahnenabzüge des Artikels mit weiteren (handschriftlichen) Korrekturen.
- Bl. 43–54: Eine saubere Abschrift der ersten (d. h. ursprünglich eingereichten) Manuskriptfassung durch E. C. Reichard, jeweils in der rechten Spalte angeordnet, verbunden mit seinen (in der linken Spalte) sorgfältig notierten und durchgezählten Korrekturen.
- Bl. 55–60: Eine allgemeine und eine speziellere Rechtfertigung der Korrekturen durch Reichard. (60 leer)
- Bl. 61–62: Reskript des Geheimen Rates (A. A..v. Cramm) an den Commissarius (Johann Albert) Zum Felde vom 28. 5. 1748 (ausgefertigt am 4. 6. 1748) mit dem Bescheid, die Kuntzes wegen ihrer ungebührlichen Kritik („recht ungeschliffene und mehr als grobe Schreibart“) zurechtzuweisen; Mitteilung über diesen Bescheid an Reichard, aber verbunden mit der Aufforderung,
- „hinkünftig die Medicinischen Artikel ohne Censur des *Collegii Medici* nicht drucken zu lassen.“⁴⁾
- Bl. 63–66: Vollzugsmeldung des Commissarius Zum Felde an den Geheimen Rat über die Zurechtweisung der Kuntzes mit beigelegtem Protokoll vom 26. und 27. 6. 1748; dabei auch der Hinweis, daß der jüngere Kuntze seine sachlichen Einwände gegen die von Reichard erstellte Druckfassung schriftlich niederlegen werde bzw. niedergelegt habe,

³⁾ *Erinnern* steht in dieser Zeit für das heutige *kritisieren*.

⁴⁾ Das Collegium Medicum war eine Art Aufsichtsbehörde für medizinische und sanitäre Angelegenheiten, dem der Herzog kurz vorher (1747) mit einer Verordnung weitgehende Vollmachten gegeben hatte. Vgl. dazu: R. Döhnel: Das Anatomisch-Chirurgische Institut in Braunschweig 1750–1869. Braunschweig 1957.

was ihm auch im herzoglichen Reskript und bei der mündlichen Verhandlung ausdrücklich zugestanden worden war.⁵⁾

Bl. 67: Reskript des Geheimen Rats (A. A.-v. Cramm) vom 4. 7. 1748 an Reichard mit der Mitteilung über die erfolgte Zurechtweisung der Kuntzes, verbunden mit der kritischen Bemerkung,

„Die eingebrachten *Monita* aber zeigen, daß der Verstand verschiedener Stellen ihres Aufsatzes durch die Korrektur ganz aufgehoben und geändert worden [...] [weswegen] dergleichen medizinische Artikel allzeit erst dem *Collegio Medico* zur Censur zuzuführen [seien].“

Im Zusammenhang läßt sich der Verlauf dieser Auseinandersetzung also wie folgt rekonstruieren:

Bereits am 17. November 1747 hatte der cand. med. E. C. J. Kuntze seinen Artikel „de febre maligna“ der Intelligenzkommission zum Druck eingereicht. Die Drucklegung hatte sich, nicht zuletzt wohl wegen der vielen und mehrfach durch Reichard vorgenommenen Korrekturen, verzögert, so daß es zu einer Nachfrage des Autors am 31. 1. 1748 (Bl. 4) kam. Als dann der Aufsatz am 11. 5. 1748 in einer stark veränderten Fassung, aber unter dem Namen des E. C. J. Kuntze im 38. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“ erschien, reagierte zunächst der Vater Kuntze am 15. 5. 1748 mit einer scharfen Kritik am Inhalt und der sprachlichen Formulierung des Textes (Bl. 22 f.), die mit der Bitte schloß, die Kommission solle künftig erst Rücksprache mit ihm nehmen, bevor sie derartige Texte seines Sohnes zum Druck befördere:

„[...] die hochfürstl. *Commission* aber gehorsamst ersuchende, daß wann dieser mein Sohn mit einem solchen Geschmiere seine Weißheit abermals sollte begleiten, dieselbe wolle so geneigt seyn, ehe und bevor selbige zum Abdruck befördert werde, mir ohnschwer solches *communiciren* zu lassen“ (Bl. 23)

Gleichzeitig wird deutlich, daß er seinem Sohn schwere Vorwürfe gemacht hatte, weil er ihn natürlich für den Text in der gedruckten Fassung für verantwortlich hielt, wogegen sich dieser wiederum wahrte –

„wann nun mein Vater wegen solcher medicinischen Schlängeley, so darin gottloser Weise eingeflicket worden, mich sehr zusetzet und dafür gehalten, als sey ich *Autor* eines solchen Gemische, mein *Concept* aber ganz anders lautet [...]“ (Bl. 24)

– und seinerseits am 16. 5. 1748 bei der Intelligenzkommission anfragte, wer denn für diese Korrekturen verantwortlich sei (Bl. 24 f.), nicht ohne dabei mit der Möglichkeit zu drohen, ein Außengutachten anzufordern:

„[...] daß wenn von außwärtigen mein *Concept* zu einer gelehrten *Censur* werde kommen, ein solches *Procedere* von keinem werde als gerecht erkannt werden“ (Bl. 24)

⁵⁾ Dort heißt es (Bl. 64/65): „[...] daß sofern er in dem Artikel etwas nicht recht ausgedrückt vermeinte, solches ihm auf eine bescheidene Art zu verbeßern, von Sermi. [= Serenissimi] Durchl. gnädigst verstatet würde.“ – Die Kuntzes reagierten übrigens ganz unterschiedlich auf die Vorhaltungen. Während der Sohn zu Protokoll gibt, er habe „die Hoch-Fürstl. Intelligenz-Commission [...] nicht mit seinen Aufsatz so wenig zu beleidigen intendiret, als der Ausdruck von jungenshaften corrigiren auf selbige ginge, sondern nur soviel heißen solln, daß sein *Concept* dergestalt aussähe, als wenn man einen jungen in der Schule sein exercitium corrigiret, und thäte es ihm leid, daß solches so übel aufgenommen worden“ (Bl. 64), verhält sich der Vater, der zunächst nicht der Vorladung folgt und erst am nächsten Tag erscheint, uneinsichtiger: Er habe aus Sorge um den Ruf seines Sohnes bei den Fachkollegen das Pro Memoria „abgelaßen und vermeinte nicht, daß darinnen etwas unanständiges enthalten wäre“ (Bl. 65). Im übrigen bleibt er bei seiner Kritik und verspricht nur, seinen Sohn künftig daran zu hindern, sich unangemessen zu äußern: „Und wie sein Sohn seine Erinnerungen [= Kritik] bereits schriftlich übergeben hätte, so wolte er pro futuro demselben schon dahin anhalten dergleichen anstößigen Schreib-Art sich zu enthalten“ (Bl. 65). Die schriftlich niedergelegte Kritik des jüngeren Kuntze befindet sich nicht in der Akte.

Beide Promemorias⁶⁾ und die darin geäußerten Vorwürfe und Beleidigungen veranlaßten nun Reichard zu seiner Beschwerde vom 25. 5. 1748, die sich an den Herzog bzw. seine vorgesetzte Behörde, den Geheimen Rat, richtete und um Abhilfe bat. Vorsorglich verband er dabei seine Beschwerde mit einer Rechtfertigung seines Vorgehens, indem er den gesamten Korrekturvorgang durch die entsprechenden Dokumente (ursprünglich eingereichtes Manuskript mit seinen ersten Korrekturen, Fahren-abzüge mit weiteren Korrekturen, sorgfältige Abschrift des ursprünglichen Textes und genaue Lokalisation seiner Korrekturen: Bl. 26–54) belegte und dann seine Korrekturprinzipien im allgemeinen und in einigen besonderen Fällen erläuterte (Bl. 55–60), nicht ohne allerdings die Angriffe der Kuntzes mit Gegenangriffen zu beantworten.

Die Reaktion des Geheimen Rats war rasch und wirkungsvoll. Schon am 28. 5. 1748 erfolgte ein Reskript, das – laut Aktenvermerk – am 4. 6. 1748 ausgefertigt wurde und folgende Entscheidung enthielt: Ein Mitglied der Intelligenzkommission (der Kommissar Zum Felde) wird angewiesen, die Kuntzes wegen ihres ungebührlichen Tones zurechtzuweisen. Reichard wird davon Mitteilung gemacht, aber er wird gleichzeitig auch angehalten, künftig bei derartigen Angelegenheiten eine fachmännische Überprüfung durch das Collegium Medicum vornehmen zu lassen, ehe er entsprechende Änderungen zum Druck gebe (Bl. 61 f.). Die durch das Reskript angeordnete Zurechtweisung der Kuntzes erfolgte am 26. und 27. 6. 1748 und wurde protokolliert, das Protokoll dann an den Geheimen Rat weitergeleitet (Bl. 63–66). Daraus geht hervor, daß die Kuntzes auf ihrer Kritik in der Sache insistierten (wofür ihnen ja ausdrücklich die Möglichkeit eingeräumt worden war), so daß im letzten Reskript des Geheimen Rats an Reichard vom 4. 7. 1748 diesem nicht nur die Zurechtweisung als vollzogen mitgeteilt wurde, sondern er auch wegen der Berechtigung der Sachkritik, jedenfalls in dem Punkt, daß einige Korrekturen sinnverändert gewesen seien, erneut ermahnt wurde, in Zukunft bei analogen Fällen das Collegium Medicum einzuschalten (Bl. 67).

3. Der Sprachkritiker E. C. Reichard

Über die Kuntzes ist wenig zu ermitteln,⁷⁾ Elias Caspar Reichard war hingegen schon damals ein bekannter Sprachgelehrter, dessen Biographie eine typische Aufklärerkarriere beschreibt.⁸⁾ Geboren 1714 in Quedlinburg als Sohn eines Leinendamastwebers muß er nach kurzer Schulzeit zunächst das Handwerk seines Vaters erlernen und sich darin bewähren, ehe er – auf ein „deutschpoetisches“ Bittschreiben hin – seine schulische Ausbildung am Waisenhaus in Halle fortsetzen darf. 1736 nimmt er

⁶⁾ Promemorias sind nach dem Verständnis der Zeit Schreiben an Institutionen (Behörden) oder hochgestellte Persönlichkeiten, die in vereinfachter Form Bitten oder Vorstellungen vortragen. Die Vereinfachung besteht dabei vor allem in der Reduktion der pragmatischen Situierung (Titulaturen, submissive Formeln usw.) und einer Verkürzung der Sachverhaltsdarstellung. Vgl. [H. J. Hinze:] Anweisung Bittschriften und Vorstellungen zweckmäßig abzufassen. Gotha 1795, S. 15 ff.; J. G. L. Adelungs allgemeiner teutscher Briefsteller für alle Fälle des menschlichen Lebens. Fünfte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Nürnberg 1821, S. 14 f.

⁷⁾ Johann Georg Kuntze (= der Vater) wird im Wolfenbütteler Adreßbuch von 1725 (Hrsg. von P. Zimmermann. Leipzig 1929) als „D. (= Doktor) und Hoff-Medicus“ aufgeführt. Nach Angabe des British Library General Catalogue of Printed Books to 1975 (vol. 180. London 1983, S. 412) wurde er 1709 in Jena mit einer „Dissertatio inauguralis medica qua theses ex universa medicina excerptas exhibet“ promoviert. Von ihm erhalten ist ferner eine Schrift über den Oelberschen Gesundbrunnen, dem er, wie er in der Vorrede (S. 25) verdeutlicht, die Heilung (oder Besserung) einer Schwerhörigkeit verdankte. Titel: D. Johann Georg Kuntzen/Fürstl. Braunsch. Lüneb. Hof=Medici/ Gruendliche Untersuchung/ Des von 74. Jahren her/ im Herzogthum Braunschweig bey Oelber am weißew/ Wege auf dem Alt=Felde belegenen so genannten/ Oelberschen / Gesund=Brunnens/ und Bades, [...]. Hanover/ Verlegts Nicolaus Foerster und Sohn, 1728 (Stadtbiibl. Braunschweig, Sign. I 14/806). Über den Sohn E. C. J. Kuntze ließ sich nichts ermitteln.

⁸⁾ Es wäre reizvoll, kann jedoch hier nicht geleistet werden, Reichards Lebenslauf mit denen anderer Sprachwissenschaftler aus der Zeit der Aufklärung zu vergleichen, etwa mit dem Lebensweg der Spätaufklärer Johann Christoph Adelung, Karl Philipp Moritz oder Joachim Heinrich Campe, wobei manche Gemeinsamkeiten (etwa hinsichtlich der Interessen), aber auch bedeutsame Unterschiede (etwa hinsichtlich der Leistung und Wirkung) festzustellen wären.

LAETAMINI
 QVID QVOD OMNIBVS LAETITIS IMMERGIMINI
 AC GAUDIIS VESTRIS
 NON CASSIS SED SOLIDIS
 NON FVGITIVIS SED REMANENTIBVS
 NON FLVXIS SED PROPRIIS
 EXULTATE
 FELICES TER ET AMPLIVS
 PROVINCIARVM BRVNSVICENSIVM CIVES INCOLAE HOSPITES OMNES AC SINGVLI
 VESTRYM EST EXCELLENTIBVS BONIS FRVI
 AC COPIOSISSIMIS SEMPER FLORENTISSIMAE FELICITATIS FRVCTIBVS CVMVLARI
 NEC HABETIS QVOD VEREAMINI
 VT VITA HAEC VESTRA PERPETVO SIT VITALIS
 VIVIT
 CVI POST DEVM VNICE EAM DEBETIS
 ET QVI SIMVL PERENNITATEM EIVS VOBIS CONCILIAT PRAESTATQVE
 SERENISSIMVS AC CELSISSIMVS PRINCEPS
CAROLVS
 BRVNSVICENSIVM AC LVNEBVRGENSIVM DVX ET RELIQA
 PRINCEPS AC DOMINVS NOSTER LONGE CLEMENTISSIMVS
 OMNIVM QVAE VOS CIRCVMFLVNT RERYM SECVNDARVM
 AVCTOR AMPLIFICATOR STATORQVE LONGE SAPIENTISSIMVS
 PRINCEPS PRIMIGENII INSTAR EXEMPLARIS PRINCIPIBVS OMNIBVS
 QVEIS CVRAE CORDIQVE EST DIVINOS IMITARI CARACTERES
 POPVLORVMQVE SVORVM SALVTI PRIMVM ATQVE VNICVM SIBI SCOPVM PRAEFIGERE
 SCIET HAEC POSTERITAS SCIET LAVDABIT ET MIRABITVR
 LAVDEMQVE ADEO BENIGNISSIMI PRINCIPIS IPSA CONSERVABIT AC TVEBITVR AETERNITAS
 AT QVANTO VOS FORTVNATIORES QVI IN PRAESENS PRAESENTI ILLIVS NVMINE GAVDERE QVITIS
 EN REDIT ITERVM AVSPICATISSIMO SIDERE EXOPTATISSIMVS
CAROLI
 OPTIME DE QVOVIS PROMERENTIS
DIES NATALIS
 DIES LOCULENTISSIMVS FESTIVISSIMVS AVGVSTISSIMVS
 QVO NVLLVS VMQVAM HIS TERRIS ILVXIT HILARIOR NVLLVS FELICIOR
 DIGNVS OMNINO QVI EXCIPIATVR VOTIS LAETISSIMIS FAVSTISSIMISQVE ADCLAMATIONIBVS
 DIGNVS QVI OMNIBVS COMMENDETVR SECVLS AETERNISQVE LITTERARVM MONVMENTIS CELEBRETVR
 IN PVBLICI GAVDII SOCIETATEM AC CONSORTIONEM EVNT
 QVAS CAROLI VERI HERCVLIS MVSAGETAE CLEMENTIA LIBERALITAS AC SAPIENTIA VNDEQVAQVE HVC ACCTIV
 SECVRISSIMAE QVOD EIVS NOMINE SVPERBIANT MVSAE
COLLEGII CAROLINI
 IN QVO PRAESIDIVM HOC ET DVLCESSIMVM EARVNDEM DECVS
 HELICONA ILLIS EXSTRVXIT
 IPSA THESSALICA LONGE SVPERANTE EVA LONGE SVPERANTE
 TANTIQVE ILLICEBIS EAS ALLICIENTEM
 VT EXTRA HVIVS VIRIDARIA VIVERE IPSIS NON VIVERE SIT
 QVID NIAM ITAQVE
 QVOD QVO PROPRIVS AC CREBRIVS APOLLINEM SVVM CORAM INTVENTVR
 ET QVO PLVRIBVS QVOQVE INSIGNIORIBVS EIVS FOVENTVR AC ALVNTVR BENEFICIS
 EO EFFVSIVS IPSVM DILIGANT VENERENTVR EO SANCTIVS EQVE IMPENSIVS IPSIVS GRATIA OBLECTENTVR
 EXCITATAE HOC TAM SPLENDIDO TAMQVE IVCVNDIO DIE
 ADPECTVM SVVM FERVENTISSIMVM PVBLICE TESTABVNTVR
 ANIMOQVE GRATISSIMO PARITER AC DEVOTISSIMO
 PRO SALVTE PRINCIPIS SAPIENTISSIMI IVSTISSIMI MVNIFICENTISSIMI
 PROQVE AETerno SERENISSIMAE AC CELSISSIMAE DOMVS IPSIVS AC PROSAPIAE FLORE
 ARDENTISSIMA DEO NVNCVAVNT VOTA
 QVOD VERO VNA MENTE VOCE VNA PRECANTVR ATQVE EXOPTANT
 VT TVTOREM AC CONSERVATOREM SVVM QVAM DIVITISSIME VIVERE IVBEAT
 VT CAROLVM HOSPITEM INCOLVMEM FELICEM SERVARE AC TVERI VELIT
 DEVS OPTIMVS MAXIMVS
 NOMINE OMNIUM CONCEPTIS VERRIS DECLARABIT
 CARISSIMA NOSTRORVM CIVIVM PORTIO
 IUVENIS ILLVSTRISSIMVS
 IOANNES IVLIVS COMES DE SCHWEINITZ ET KRAIN L. B. DE KAVDER
 ORATIONEM PANEGYRICAM VERNACVLA LINGVA CONSCRIPTAM
OPTIMO CAROLO DICTVRVS
 AD QVAE SOLEMNIA
 D. II. AVQ. MDCCCLII. N. L. Q. C. CELEBRANDA
 OMNES AVLAE AC VRBIS BRVNSVICENSIS PROCERES
 MAECENATES PRAETEREA FAVTORES PATRONOS CIVES
 ET QVOTQVOT HEIC MVSES AVT PRAESVNT AVT BENE CVPIVNT
 DEMISSE ET PERAMANTER
ELIAS CASPAR REICHARD P. P. O.
 P. P. BRVNSVIGAE D. II. AVQ. MDCCCLII.
 STANNO FRIDERICI GVILIELMI MEYERI.

Abb. 2

Einladung zur Feier des Geburtstages des Herzogs Karls I. von Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahre 1752 durch das Collegium Carolinum, verfaßt von E. C. Reichard
 Original und Reproduktion: Nds. Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
 (Signatur: 4° H. Brunsv. 650)

das Studium der Theologie und der Humaniora in Leipzig auf, 1738 setzt er es in Halle, wo er inzwischen auch eine Stelle als Lehrer an der Waisenhausschule erhalten hat, fort. Bereits ein Jahr später wechselt er jedoch an das berühmte Gymnasium Kloster Berge bei Magdeburg, wieder ein Jahr später (1740) finden wir ihn als Professor für Poesie und Beredsamkeit, 1741 sogar als Konrektor am königlich dänischen (akademischen) Gymnasium in Altona. 1745 wird er als Professor ord. publ. an das eben neu gegründete Collegium Carolinum in Braunschweig, eine Art Vorbereitungsanstalt für das akademische Studium und die höhere Verwaltungstätigkeit, berufen, wo er seitdem lateinische und deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Geschichte der „Gelahrtheit“ und – freilich seltener – orthodoxe („geoffenbarte“) Theologie unterrichtet.⁹⁾

Zum Zeitpunkt der Auseinandersetzung mit den Kuntzes (1748) ist Reichard bereits mit einer Fülle von wissenschaftlichen Arbeiten in der gelehrten Öffentlichkeit hervorgetreten, die unter anderem zeittypische Gelegenheitsdichtungen (zu institutionellen oder persönlichen Anlässen), moralisch-pädagogische Programmschriften, historische Studien, Proben eigener Lyrik und Übersetzungsarbeiten, nicht zuletzt auch philologische und sprachwissenschaftliche Beiträge umfassen.¹⁰⁾ Viele dieser Arbeiten sind in lateinischer Sprache und in klassischen Versmaßen abgefaßt, einige davon sind Übersetzungen aus dem Englischen, Dänischen, Französischen oder Lateinischen.¹¹⁾ Und Reichard kann darüber hinaus auch schon als erfahrener Journalist und „Zeitungsmacher“ gelten. Wie er nämlich selbst 1754 anlässlich seiner Bewerbung auf das Rektorat des altstädtischen Gymnasiums in Magdeburg (wo er dann bis zum Lebensende bleiben wird) in seiner Publikationsliste mitteilt,¹²⁾ hat er „die gelehrte Artikel und *Recensiones* zu den dänischen Correspondenten [...] in Altona 4 Jahre lang allein geschrieben [...], (sind) die altonaischen gelehrten Zeitungen 1745 auf meine (d. h. Reichards) Veranlassung angefangen und die beyden ersten Jahrgänge oder Bände fast allein von mir ausgearbeitet worden“, hat er „an den Hamburgischen gelehrten Berichten, auch freyen Urtheilen [...] etliche Jahre ordentl. mitgearbeitet.“ Für den speziellen Anlaß hier ist schließlich von Bedeutung, daß Reichard während seiner Braunschweiger Zeit (1745–1755) die gelehrten Artikel in den „Braunschweigischen Anzeigen“ betreute, „über welche seit 1747 die Direction und Correctur und Censur gnädigst aufgetragen gewesen.“¹³⁾ Reichards Ansehen als Gelehrter läßt sich nicht nur aus den zahlreichen po-

⁹⁾ Reichards Lebenslauf wird bereits ausführlich in F. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791 (Gotha 1795, S. 340 ff.) beschrieben, der seinerseits auf eine Selbstdarstellung Reichards zurückgreifen konnte und von dem wieder alle späteren Darstellungen in den einschlägigen biographischen Nachschlagewerken (Hirsching, Meusel etc.) abhängig sind. Über das bei Schlichtegroll Vorfindbare kommt man auch heute, – trotz einiger Recherchen in jüngerer Zeit – kaum hinaus. Vgl. auch D. Cherubim: Elias Caspar Reichard. Der erste Sprachwissenschaftler am Collegium Carolinum. In: Referate beim Workshop zur Geschichte der Carolo-Wilhelmina am 22. Juni 1987. Braunschweig 1987, S. 17–50 (mit einigen Fehlern, was die hier behandelte Akte betrifft); jetzt D. Cherubim: Elias Caspar Reichard: Sprachwissenschaft und Sprachkritik im 18. Jahrhundert. In: K. Dutz (Hrsg.), Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert. Fallstudien und Überblicke. München 1992 (im Druck).

¹⁰⁾ Alle wichtigen Arbeiten Reichards sind bereits bei J. G. Meusel: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller. Bd. XI. Leipzig 1811 (Repr. Hildesheim 1968), S. 98 ff. aufgeführt, obwohl auch diese ca. 110 Positionen (mit Sammelangaben) umfassende Liste nicht vollständig ist, da z. B. viele Zeitschriften und die Akten wissenschaftlicher Gesellschaften, deren Mitglied Reichard war, noch nicht überprüft wurden. Dazu kommt, daß Reichard sich sehr häufig mit Überarbeitungen von Schriften anderer beschäftigt oder anonyme Beiträge zu Zeitschriften oder Nachschlagewerken beige-steuert hat, die ihm im Einzelfall oft nur schwer zugeordnet werden können. Vgl. dazu auch D. Cherubim 1992 (wie Anm. 9).

¹¹⁾ So hat Reichard u. a. moralphilosophische Schriften Isaac Watts aus dem Englischen und historische Schriften Ludwig Holbergs aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen. Außerdem gibt es von ihm Übersetzungen aus dem Lateinischen (z. B. Cicero, Epist. ad Atticum) und dem Französischen (Voltaire, Henriade). Über die Qualität seiner Übersetzungen urteilte später ein Rezensent B. im 12. Stück der Braunschweigischen Anzeigen von 1755 (Sp. 1751 f.) sehr positiv.

¹²⁾ Diese Liste befindet sich noch in den Akten des Stadtarchivs Magdeburg (Signatur: Act. Arch. R. 112, Bl. 27) und wurde mir freundlicherweise in Form einer Abschrift zugänglich gemacht.

¹³⁾ Alle Zitate stammen aus (der Abschrift) der in der vorigen Anmerkung genannten Akte.

sitiven Äußerungen damaliger (und späterer) Zeitgenossen, z. B. Gottscheds oder Adelungs,¹⁴⁾ sondern auch aus der intensiven Zusammenarbeit mit anderen Gelehrten seiner Zeit (z. B. in Form von Vorreden, Widmungen, Korrespondenzen) und seiner aktiven Mitarbeit in einigen „gelehrten Gesellschaften“ rekonstruieren:

„Auch habe verschiedene Abhandlungen an die gelehrte(n) Gesellschaft(en) gesandt, welche mir ohne Gesuch die Ehre erwiesen und mich zum Mitgliede aufgenommen haben, als die deutsche in Göttingen, Königsberg, Greifswald, Helmstädt und die lateinische in Jena.“¹⁵⁾

In seiner Zeit dürfte Reichard also – zumindest in Norddeutschland – eine angesehene Gelehrtenpersönlichkeit gewesen sein; er galt als vielseitig interessiert, war auf zahlreichen wissenschaftlichen Gebieten tätig und wurde wegen seines unermüdlichen Fleißes immer wieder gerühmt:

„Seine Thätigkeit verdient Bewunderung und Nachahmung, wenn man auf den Umfang der Gegenstände betrachtet, auf welche sie gerichtet war [...]; Bewunderung und Nachahmung, wenn man auf die Unablässigkeit derselben sieht“,

wird über ihn nach seinem Tode in Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1791 gesagt.¹⁶⁾ Und ein anderer Biograph, Friedrich Carl Gottlob Hirsching, notiert ein paar Jahre später:

„Viele Schriftsteller von nicht unbedeutendem Rufe unterwarfen ihre Arbeiten seiner Kritik, und machten sie erst dadurch des Drucks fähiger. Er selbst hat nicht wenige Schriften herausgegeben, die meistens philologische Wissenschaften, Geschichte und Theologie betreffen; viele davon sind Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Englischen und Dänischen. Er hinterließ auch mehrere Folioebände, Collectaneen und andere zum Druck fertige Manuscripte, besonders für die teutsche Sprachrichtigkeit.“¹⁷⁾

Dennoch wird man aus heutiger Sicht Reichard nicht zu den bedeutenderen Figuren in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaften rechnen oder ihn für maßgeblich bei den gelehrten Bemühungen um die Entwicklung einer deutschen Standardsprache im 18. Jahrhundert halten wollen. Übersichtsdarstellungen wie Rudolf Raumers „Geschichte der Germanischen Philologie“ oder Max Hermann Jellinek „Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik“ heben daher auch nur eine seiner größeren Arbeiten besonders heraus, seinen „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst“, der 1747 (also noch in seiner Braunschweiger Zeit) in Hamburg erschien und zum erstenmal die Grammatikographie des Deutschen, von Karl dem Großen bis Gottsched, historisch-kritisch resümierte.¹⁸⁾ Reichard gehört somit zu denjenigen, die in dieser Zeit erste historische Bestandsaufnahmen zur Sprachforschung versuchten: Johann Georg (von) Eccards „*Historia studii etymologici linguae ger-*

¹⁴⁾ Vgl. etwa Gottscheds Rezension von Reichards „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst“ (1747) in: Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste. 5. Jg., Bd. 1, 6. Stück, Leipzig 1747, S. 340–352; ferner seine positive Bemerkung zu diesem Werk in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst“ (1748), jetzt in: J. C. Gottsched: Ausgewählte Werke. Hrsg. von P. M. Mitthell. Bd. 8/1 bearb. von H. Penzl. Berlin, New York 1978, S. 99. Vgl. auch J. C. Adelung: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache [...]. Leipzig 1782, S. 15.

¹⁵⁾ So ebenfalls in der in Anm. 8 genannten Akte. In diesem Zusammenhang ist auch bemerkenswert, daß Reichard sein Hauptwerk, den „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst“ (Hamburg 1747), den deutschen Gesellschaften von Leipzig, Jena, Göttingen, Greifswald und Helmstedt widmete. Einen guten Einblick in Reichards vielfältige wissenschaftliche Kontakte gibt eine Pränumeranten- und Subskribentenliste mit ca. 470 Positionen, die einem historischen Spätwerk von 1786 (vgl. unten Anm. 26) vorangestellt ist.

¹⁶⁾ F. Schlichtegroll (wie Anm. 9), S. 340f.

¹⁷⁾ F. C. G. Hirsching's Historisch-litterarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben [...]. Fortgesetzt und herausgegeben von J. H. M. Ernesti. Bd. IX, 1. Abtlg. Leipzig 1806–1807 (Repr. Graz 1975), S. 308.

¹⁸⁾ Vgl. R. Raumer: Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870, S. 193; M. H. Jellinek: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg, 1. Hbd. 1913, S. 1 f. Hinsichtlich der Qualität der historisch-kritischen Würdigung der früheren Sprachlehren ging Reichard für einen seiner historiographischen Nachfolger, nämlich Johann Christian Christoph Rüdiger (Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten. Viertes Stück. Leipzig 1785, S. 10) nicht systematisch genug vor.

manicae hactenus impensi“ (Hannover 1711) gehört ebenso dazu wie Johann August Egenolffs fragmentarisch gebliebene „Historie der teutschen Sprache“ (Leipzig 1716, 1720), die der Sache nach erst von Johann Christoph Adelung im letzten Drittel des Jahrhunderts vollendet und als Einleitung in sein „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache“ (Leipzig 1782) aufgenommen wurde. Wie später bei Adelung ist aber auch der „Versuch“ Reichards als forschungsgeschichtliche Einleitung zu einer Sprachlehre gedacht, die im ganzen nie fertiggestellt wurde, zu der aber immerhin einige Vorarbeiten und „Fingerübungen“ von ihm erschienen.¹⁹⁾ Zu nennen sind hier „Die Lehre von den deutschen Vorwörtern“, eine Abhandlung zu verschiedenen grammatischen Themen, die 1752 in Hamburg publiziert wurde und die, wie Reichard selbst betonte, eine stark überarbeitete Fassung einer fremden Vorlage darstellte;²⁰⁾ ferner eine Reihe von kleineren Beiträgen in gelehrten Zeitschriften, die sich vor allem mit lexikologischen bzw. lexikographischen und sprachhistorischen Fragestellungen befaßten.

So gibt es z. B. „Anmerkungen über die deutsche Sprache“ gleich im ersten Stück der neuen „Braunschweigischen Anzeigen“ (1745), wo es um Synonymendifferenzierung (*Vermögen* vs. *Macht* vs. *Gewalt*), um Flexionsvarianten (*fragst* vs. *frägst*), um valenzsyntaktische Unterschiede beim Verbum *besorgen* oder um den richtigen Gebrauch von *nach* vs. *zu* geht; oder im 85. und 91. Stück des nächsten Jahrgangs (1746), wo die Pluralvarianten bestimmter Substantive (*Orte* vs. *Örter*, *Worte* vs. *Wörter*) behandelt werden; ferner Untersuchungen zum „bestimmten Gebrauch“ von *für* und *vor* (99 und 101/1747), der Mittelwörter (Partizipien) in der deutschen Sprache (78 und 80/1749); schließlich „Beyträge zur teutschen Sprachkunst“ in sechs Stücken des Jahrgangs 1750 und in 8 Stücken des Jahrgangs 1751, wo die damals aktuelle Genusfestlegung bzw. -differenzierung von Substantiven im Deutschen (z. B. *der Verdienst* vs. *das Verdienst*) ausgiebig und an alphabetisch geordnetem Wortmaterial erörtert wird.²¹⁾ Ganz zuletzt kann man noch Zusätze zu Johann Leonhard Frischs „Teutschem (recte: Deutsch-lateinischem) Wörterbuche“ nennen, die in sechs Stücken des Jahrgangs 1754 reiches Wortmaterial zur Ergänzung anboten.²²⁾

¹⁹⁾ So heißt es in der Vorrede (Bl. 3): „Die göttliche Fürscheidung mich in solche äussere Umstände gesetzt (gemeint ist seine Professorentätigkeit in Braunschweig D. Ch.), worinnen ich schon seit geraumer Zeit auf verschiedene Weise veranlasst, ja recht gedrungen worden bin, an die Ausarbeitung einer deutschen Sprachlehre zu denken. Ich habe auch nach und nach einen ziemlichen Vorrath von dahin gehörigen Anmerkungen gesammelt, und mich in der Kenntniß der Regeln meiner Muttersprache immer fester zu gründen gesucht. Es war natürlich, daß ich mich dabey mit den braven Männern, die mir vorgearbeitet haben, bekannt machen müßte. Ich bin dadurch in eine ganz weitläufige Bekanntschaft gerathen, wie gegenwärtiger Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst zeuget. Von der Aufnahme derselben wird die Ausfertigung der Grammatick selbst abhängen.“

²⁰⁾ Die ursprüngliche Fassung stammte von Michael Bernhard Schiele, zuletzt Kirchen- und Schulinspektor im Herzogtum Magdeburg und Pastor zu Hedmersleben, und war partiell (d. h. mit einem Kapitel) bereits in Gottscheds „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ (im 4. Stück von 1732) der Öffentlichkeit annonciert worden (vgl. Vorrede Bl. 4 ff.).

²¹⁾ Es handelt sich bei den zuletzt genannten Beiträgen um folgende Stücke: 95–97, 99, 101 und 103/1750; 5, 12, 17, 24, 31, 45–47/1751. Daß Reichard sich mit solchen Arbeiten ganz bewußt in die Tradition der sprachnormativen Arbeiten der Humanisten und klassischen Philologen stellte, macht er deutlich, wenn er sich im 1. Stück der Braunschweigischen Anzeigen von 1745, Sp. 4 einen „deutschen Popma“ herbeiwünscht, der „den Unterscheid der gleichgültigen und gleichgültig scheinenden Wörter richtig bestimmen möchte [...]“ Der friesische Jurist und Philologe Ausonius de Popma gehörte mit seiner Arbeit „De differentiis verborum libri quatuor“ (zuerst Antwerpen 1606, danach mehrfach bis ins 18. Jahrhundert aufgelegt) zu den bedeutendsten Synonymie-Spezialisten der älteren Zeit. Probleme der Synonymie bzw. Homonymie waren ein wichtiges Thema der zeitgenössischen Sprachdebatten, etwa in den sog. „Deutschen Gesellschaften“. Auch Gottsched befaßte sich damit in einer eigenen Abhandlung (Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg, Leipzig 1758, Neuausgabe hrsg. von J. H. Slangen. Heerlen 1955). Eine gewisse Systematisierung wurde aber erst bei Johann August Eberhard (Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache [...] Halle 1802, 17. Aufl. Leipzig 1910) erreicht.

²²⁾ Es handelt sich um die Stücke 45–47, 92, 94 und 96/1754. Reichard arbeitete auch bei anderen Wörterbüchern mit. H. Weiß (Regensburg) verdanke ich den Hinweis auf das von Christian Friedrich Schrader herausgegebene „Nouvel et complet dictionnaire étymologique, grammatical et critique de la langue française ancienne et moderne“, ein zweisprachiges Wörterbuch, für dessen zweiten Teil (Allemand – français. Halle 1781, 1784) Reichard, wie der Herausgeber Schrader in der Vorrede (1. Bl.) anmerkt, „eine sehr beträchtliche Menge von Beyträgen eingesendet, von welchen diejenigen benutzt sind, welche dem Plan dieses Werks angemessen waren.“

Die
S e h r e
von den
deutschen
Vorwörfern
nach der Grundlage und dem Entwurfe
des
Hrn. Michael Bernh. Schielen
ausgearbeitet
und dem Druck überlassen
von
Elias Caspar Reichard

öffentlichem ordentlichem Lehrer an dem Collegio Carolino zu Braun-
schweig und der deutschen Gesellschaften zu Göttingen, Helmstädt,
Greifswald und Königsberg, wie auch der lateinischen zu Jena or-
dentlichem Mitgliede.

H a m b u r g,
bey Johann Adolph Martini,
1 7 5 2.

Abb. 3
Titelblatt des Hauptwerkes von E. C. Reichard.

Neben diesen auf den „richtigen Gebrauch“ der deutschen Sprache, also ihre Standardisierung ausgerichteten sprachwissenschaftlichen Beiträgen Reichards, die in eine, wie er 1752 notiert,²³⁾ „bereits ausgearbeitete philosophische deutsche Sprachlehre“ eingehen sollten, finden sich jedoch seit seiner Braunschweiger Zeit immer mehr sprachhistorische Beiträge, die sowohl etymologische Fallstudien²⁴⁾ wie auch durchgehende historische Worterklärungen zu umfangreicheren Darstellungen umfassen. Für den letzten Komplex seien hier nur folgende herausgegriffen: eine kleine Studie zu einem mittelhochdeutschen Textfragment (dem sog. Tobiassegen) im 16. Stück der Braunschweigischen Anzeigen von 1755,²⁵⁾ ferner die fortlaufende Erklärung altertümlicher Wörter in einer Braunschweiger Bibelausgabe von 1756 und schließlich, als Curiosum besonderer Art, ein Buch über zwei alte im Braunschweiger Kunst- und Naturalienkabinett (heute: Herzog Anton Ulrich-Museum) befindliche Handschriften, in denen ein gewisser Matthäus Schwarz in Augsburg, „Prokurist“ Jakob Fuggers des Reichen, und sein Sohn Veit Konrad ihren Lebenslauf in Bildern darstellen, die vor allem ihre jeweilige Kleidung zeigen, aber auch durch Erläuterungen und in die Bilder eingeschriebene Äußerungen der abgebildeten Personen ergänzt werden.²⁶⁾ Die Schrift wurde im „Teutschen Merkur“ (Februar 1786, S. XXV f.) – vermutlich von Reichard selbst – wie folgt charakterisiert:

„Diese Bilder sind insgesamt nach dem Leben von einer Meisterhand mit erstaunlichem Fleiße, mit bewunderswürdiger Feinheit und Delikatesse, so schön, so natürlich, und überall mit einer so vollkommenen Aehnlichkeit der Gesichter gemalt, daß man solche nicht ohne Bewunderung und Vergnügen beaugenscheinigen kann. Und in den kurzen Erklärungen derselben, worinn sich beyde Schwarze ungemein herzig und traulich ausdrücken, kommt, auch in Ansehung der Geschichte und Sprache, so viel Merkwürdiges vor, daß der Herausgeber sich nicht ohne Grund schmeichelt, seine von diesen zwey Büchlein aufgesetzte Beschreibung, welche durchgängig mit historischen und moralischen Anmerkungen, wie auch mit Erläuterungen der veralteten Wörter begleitet wird, werde dem Publikum überhaupt, besonders aber den Alterthumsliebhabern, vielleicht auch den Seelenkundebeflissenen und den Sprachforschern, kein unwillkommenes Geschenk seyn.“

Hier wird nur von Reichard am Ende seines Lebens das Programm einer aufklärerischen Sprachforschung, für die „Critik“ und „Historie“ keine „theoretischen“, sondern vor allem praktische und moralische Anliegen waren, auf den Punkt gebracht,²⁷⁾ aber es war wohl für ihn bereits gültig, als er sich

²³⁾ Die Lehre von den deutschen Vorwörtern. Hamburg 1752, Vorrede, Bl. 4.

²⁴⁾ Bei Meusel 1811 (wie Anm. 10), S. 103 wird als selbständig erschienene Arbeit folgender Titel genannt: Etymologische und kritische Untersuchungen des Namens Ulrich oder Uldarich (Magdeburg 1756). Diese Arbeit war mir bisher aber nicht zugänglich. Kleinere etymologische Studien finden sich in den Braunschweigischen Anzeigen: zu *Beuerschaft* in 84/1746, zu *ellenhaft* in 103 f./1751, zu einem alten Titel *dem erbaren vorscheinenden vorsten* in: 78/1754.

²⁵⁾ Zur Textgeschichte dieses Stücks vgl. K. Müllenhoff/W. Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert. 4. Aufl. Berlin 1964, S. 290 f.

²⁶⁾ Der barocke Titel dieses Werks lautet: Matthäus und Veit Konrad Schwarz nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen und vielfältig abwechselnden Kleidertrachten aus zwey im Herzoglich-Braunschweigischen Kunst- und Naturalienkabinette befindlichen Originalien ausführlich beschrieben und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caspar Reichard [...] Ein Beytrag zur Geschichte der Kleidermoden, zur Beförderung der Menschenkunde und zur Kenntniß der deutschen Sprache des 16. Jahrhunderts. Es erschien 1786 in Magdeburg, Vorstudien dazu publizierte Reichard aber bereits in den Braunschweigischen Anzeigen (67 f., 96 f., 99 f., 102/1745; 59, 96, 100, 104/1746). Eine ausführliche kunstgeschichtliche Würdigung dieser Handschriften hat A. Fink vorgenommen, der auch die Texte in den Bildern sorgfältig transkribiert bzw. erst lesbar gemacht hat. Vgl. A. Fink: die Schwarzschen Trachtenbücher. Berlin 1963.

²⁷⁾ Daß solche Konzeptionen tatsächlich bis in den Humanismus (und darüber hinaus) zurückreichen, läßt sich leicht zeigen. Eine Brückenfunktion übernimmt dabei sicherlich die Tradition der Lateingrammatiken und Antibarbari, in denen z. B. im 17. Jahrhundert (J. G. Vossius, O. Borrichius, Ch. Cellarius) sprachkritische Debatten hochaktuell waren. In das Braunschweiger Umfeld Reichards gehört etwa die Schrift „Dubiorum grammaticorum dodekas I–V“ des Johann Caspar Grünwald, Konrektor am Gymnasium Catharineum, die 1660 und 1663 in Braunschweig (bei F. Zilliger) erschienen war und schon im Titel auf das antike Vorbild von C. Plinius Secundus (bzw. dessen verloren gegangene „dubii sermonis libri“) verwies.

1748 mit den Wolfenbütteler Medizinern sprachkritisch auseinandersetzte. Dieser Auseinandersetzung will ich mich jetzt wieder zuwenden.

4. Reichards Sprachkritik

Als die von Reichard korrigierte Fassung der Abhandlung „De febre maligna“ des jüngeren Kuntze nach einer gewissen Verzögerung endlich im 38. Stück des Jahrgangs 1748 der „Braunschweigischen Anzeigen“ (Sp. 757–767) erschien, nahm, wie bereits erläutert, zunächst der Vater, Johann Georg Kuntze, daran Anstoß. Seine Kritik richtete sich auf zwei Punkte: auf Grammatik und Stil der Ausarbeitung („verstümmelte Schreib-Art“) einerseits und die fachliche Unangemessenheit des Gesagten („medizinische Schlüngeley“) andererseits; das derart entstandene Produkt der redaktionellen Bearbeitung wurde insgesamt mehrfach als „Geschmiere“ bezeichnet:

„Wann in den Braunsch. Anzeigen vom 11ten May unter meines Sohnes Namen ohnvermuthend unter dem gelehrten *Articul* eine *Piece* angetroffen so bald gelehrt, bald ungelehrt außgefertiget; So habe mit erstaunen ein Geschmiere darin gefunden welches wann einem Schul-Knaben dasselbe solte zu einer *Censur* gegeben werden, weder mein Sohn noch ich selbst, als Vater, schlechte Ehre haben würde, wenn dieser nicht solte wissen, daß im deutschen sowohl als lateinischen das wort daß jedes mahl einen *conjunctivum* erfodere. Da nun mein Sohn nach deren hochfürstl. Absichten unsers theuersten Landes-Herrn eine gar wichtige *materiam medicam* außzuarbeiten sich bemühet, und dessen Außerarbeitung *Rei publicae literariae* zu einer Censur zu übergeben, von keinem gelehrten aber möchte geglaubet werden, daß eine so schlechte und verstümmelte Schreib-Art wahrscheinlich mache, daß derselbe *Autor* dieser Außerarbeitung seyn könne, umb so weniger da fast alle *paragraphi* aus einem solchen Geschmiere von deutsch und in den *stylum* gar nicht gehörenden wortten, also geradebracket daß ein diverser *stylus*, denselben einer eigenen Außerarbeitung müsse verdächtig machen, daher solche wortte nicht auß einer *Condition*, sondern auß einer scheinbaren *ignorance* darin geflicket seyn müssen umbsomehr da eine krebs-artige Entzündung wider alle *principia medica* daselbst *allegiret* worden.

[...]

[...] Also hat ein rechtschaffener Vater hohe Ursach seinem Sohne solches Geschmiere, wider die *physiologischen* Gründe, und widder die allgemeinen Schuel-Regeln seiner erlernten *grammatic* auch wider den geradebrackten *stylum mechanicum* zu Gemüthe zu führen [...]“ (Bl. 22 f.)²⁸⁾

²⁸⁾ Zeilenaufteilung, Rechtschreibung und Interpunktion des Originaltextes wurden beibehalten.

Es ist klar, daß Reichard solche Kritik nicht nur des Tones wegen („auf eine so unanständige und empfindliche Art abgefaßt [...] mit solchen groben und ungeziemenden Belästigungen [...]“, charakterisiert er es selbst: Bl. 2) auf sich sitzen lassen konnte, sondern daß hier seine Kompetenz als verantwortlicher Redakteur des gelehrten Artikels, Stillehrer und Sprachwissenschaftler in Frage gestellt wurde. Daher war es aus Gründen der Reputation und Selbsterhaltung notwendig, daß er diese Kritik nicht nur zurückwies bzw. durch obrigkeitliche Maßnahmen maßregeln ließ, sondern daß er auch seine eigenen Korrekturen an der ursprünglichen Manuskriptfassung im einzelnen erläuterte und rechtfertigte. Damit ist uns jedoch ein interessantes Dokument erhalten, das erlaubt, einen Blick in die Werkstatt der Stilkritik des 18. Jahrhunderts zu tun, wie es sonst nur in den Protokollen der Sprachgesellschaften bzw. der „Deutschen Gesellschaften“ des 18. Jahrhunderts oder den „Moralischen Wochenschriften“ der Zeit möglich ist.²⁹⁾

Reichards Kritik der eingereichten Manuskriptfassung wird in dem von ihm sauber abgeschrieben und zweispaltig angeordneten Text (Blatt 43 v bis 54 r) durch ca. 280 Korrekturen zu insgesamt 721 Textzeilen, also einer Korrektur pro 2–3 Textzeilen, repräsentiert. Diese Korrekturen lassen sich grob in vier Gruppen einteilen:

- (1) Etwa 120 Korrekturen (fast die Hälfte also) zur Konsistenz, Strukturierung und Verständlichkeit des Textes (KONSISTENZ);
- (2) etwa 100 Korrekturen (über ein Drittel) zum Fremdwortgebrauch bzw. zur sprachlichen Reinheit des Textes (PURISMUS);
- (3) etwa 45 Korrekturen (etwa ein Sechstel) zur Lexik bzw. semantischen Problemen des Textes (LEXIK),
- (4) etwa 20 Korrekturen (also nur ein Vierzehntel) zur Grammatik des Textes (GRAMMATIK).³⁰⁾

Dabei lassen sich die Korrekturen in Gruppe (1) weiter als Erläuterungen (EXPL) oder Vereinfachungen (SIMPL) mittels Hinzufügung (ADD), Tilgung (DEL), Umordnung (PERM) oder Abwandlung (TRANSF) charakterisieren und sie betreffen

- a) Sätze oder Satzteile,
- b) Konnektoren (Konjunktionen, Pronomina, Artikel),
- c) Prädikate,
- d) die Tempusgestaltung,
- e) den Konjunktiv- und Modalverbgebrauch des Textes.

Beispiele dafür sind:

- zu a) – *physiologische Gründe der Naturlehre* → *physiologische Gründe* (SIMPL, DEL) (43 v/2)
- *in eine desto stärkere Bewegung gesetzt werden, jedoch nicht anders als der Empfindung proportional* → *in eine stärkere, jedoch der Empfindung proportionale Bewegung gesetzt werden* (SIMPL, PERM) 44 v/23 ff.)
- zu b) – *insonderheit* → *wobei insonderheit untersucht wird* (EXPL, ADD) 43 v/4)
- *auch festen sowol als flüßigen* → *wie auch die festen sowol als flüßigen* (EXPL, ADD) (43 v/13)
- *und wird* → *und wird also* (EXPL, ADD) (47 r/4)
- *Geruch* → *Geruch desselben* (EXPL, ADD) (48 v/2)
- *aus angeführten Gründen* → *aus den angeführten G.* (EXPL, ADD) (46 v/8)

²⁹⁾ Vgl. L. Keller: Die deutschen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts und die moralischen Wochenschriften. Berlin 1900; P. Otto: Die deutsche Gesellschaft in Göttingen (1738–1758). Zur Geschichte der Sprachkritik, die bisweilen (z. B. in den von J. Campe 1795–1797 herausgegebenen „Beiträge(n) zur weitem Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden“) recht scharfe Form annahm, vgl. jetzt A. Greule/E. Ahlvers-Liebel: Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzungen. Darmstadt 1986.

³⁰⁾ Die ungefähren Angaben erklären sich aus der Tatsache, daß einige (vor allem längere) Korrekturen verschiedene Phänomene betreffen, eine genaue Abgrenzung also nicht immer möglich ist.

- zu c) – *als welche der Empfindung proportional* → *als welche der Empfindung proportional ist* (EXPL, ADD) (44 v/12)
- *die dem Körper schädlich* → *die dem Körper schädlich sind* (EXPL, ADD) (44 r/3)
- *woraus der gantze Körper zusammen gesetzt* → *woraus der gantze Körper zusammengesetzt ist* (EXPL, ADD) (46 v/19)
- zu d) – *und darauf nothwendig erfolgten Schloffheit* → *und darauf nothwendig erfolgende Schloffheit* (EXPL, TRANSF) (43 v/21)
- *so kann gar leicht geschehen, daß . . . das Blut in eine Stockung gerathen* → *. . . in eine Stockung geräth* (EXPL, TRANSF) (43 r/6)
- zu e) – *Ob nun gleich . . . das Quadrat der Entfernung dieser subtilen Gefäße keine andere Bewegung zu laße* → *. . . keine andere Bewegung zuläßt* (EXPL, TRANSF) (44 v/10)
- *denn da die Venen . . . das venose Blut nur sollen zurückführen, und deßen groben Theilen durch eine langsame Bewegung abgesondert werden müssen* → *denn da die Blutadern . . . das Blut nur zu dem Herzen zurückzuführen und solches von deßen gröbern Theilen durch eine langsame Bewegung absondern sollen* (EXPL, TRANSF + ADD, DEL, PERM) (51 r/13 ff.).

Die Korrekturen der Gruppe (2) betreffen alle die Ersetzung von Fremdwörtern durch eigensprachliche Wörter, wobei Reichard nicht nur a) medizinische Termini, sondern b) auch typische Fachjargonismen und -wendungen sowie c) in der Gelehrtensprache der Zeit allgemein verbreitete Fremdwörter entweder übersetzt (ÜB), sie paraphrasiert (PAR) oder einfach ausläßt (ELL). Beispiele dafür sind:

- zu a) – *Peritoneum* → *Darmfell* (ÜB) (45 v/29)
- *Congestiones* → *Stockungen* (ÜB) (44 r/13)
- *Putrefaction* → *Fäulung* (ÜB) (53 v/26)
- *Arterien* → *Pulsadern* (PAR) (51 r/2)
- *venös* → *zum Herzen* (PAR) (51 r/16)
- *vena epiploica dextra et sinistra* → *beyde Gallenblasenadern* (ÜB, ELL) (45 v/25)
- *malignöser Friesel* → *Friesel* (ELL) (45 r/22)
- zu b) – *instar naturalis* → *fast natürlich* (ÜB) (43 v/6)
- *afficirte Theile angegriffene Theile* (ÜB) (48 r/6)
- *secretiones* → *Absonderungen* (ÜB) (43 r/18)
- zu c) – *proportional* → *gemäß* (ÜB) (47 v/22)
- *elastisch* → *biegsam* (ÜB) (48 v/5)
- *hinc inde* → *hier und da* (ÜB) (48 v/6)
- *Absonderungs Maschine* → *Absonderungswerkzeug* (ÜB) (53 v/1)
- *Erkenntnis à priori* → *Erkenntnis aus der Vernunft* (PAR) (54 v/28)

Gruppe (3) umfaßt die Korrekturen zur Lexik, wobei Reichards besonderes Augenmerk a) den Funktionswörtern (Präpositionen, Konjunktionen, Pronomen) und b) den Verben gilt, er aber auch in einzelnen Fällen c) die Adjektivpräfixe, d) die Komposita und e) bestimmte Derivationen herausgreift und dabei ältere durch neuere Sprachmöglichkeiten ersetzt (INN) oder Elemente substituiert, die seiner Einschätzung nach besser in den jeweiligen Kontext passen (SEL). Beispiele dafür sind:

- zu a) – *außer ihrer . . . Bewegung* → *aus ihrer B.* (INN) (43 v/25)
- *wann selbe* → *wenn dieselbe* (INN) (43 r/8)
- *Weite als Kürtze* → *Weite und Kürtze* (INN) (49 r/18)
- *selbige* → *solche* (INN) (51 r/6)
- *die Arterien aber wann selbige* → *hingegen die Pulsadern* (INN) (51 r/1)
- zu b) – *sich gründen* → *vorgehen* (SEL) (43 r/19)
- *sich finden* → *sich befinden* (INN) (45 v/17)

- *vermag* → *kann* (INN) (46 r/6)
- *fehlen in* → *fehlen an* (SEL) 54 v/28)
- zu c) – *ohnveränderlich* → *unveränderlich* (INN) (46 v/26)
- *fürnehmste* → *vornehmste* (INN) (49 v/23)
- zu d) – *Natur Lehre* → *Naturlehre* (INN) (54 v/1)
- *so wol* → *sowol* (INN) (52 v/21)
- zu e) – *wäßerichten* → *wäßerigen* (INN) (49 r/1)
- *feurich* → *feurig* (INN) (53 v/28)

Die letzte und kleinste Gruppe von Korrekturen (4) betrifft grammatische Phänomene im engeren Sinne, speziell der Morphosyntax des Deutschen, deren Regeln zu dieser Zeit ja noch keineswegs ganz fest waren. Reichard markiert hier vor allem Verstöße gegen a) die Numeruskongruenz und b) die Nominalflexion, korrigiert c) bei zusammengesetzten Prädikaten die Verbstellung, um eine Rahmenkonstruktion zu ermöglichen, und stellt d) besonders das reflexive *sich* um; schließlich notiert er e) einzelne „Fehler“ im Bereich der Verbrektion, der Infinitivkonstruktion u. a. m. Nicht uninteressant ist f) auch eine pragmatisch interpretierbare Korrektur, die die Schreiber-/Leserperspektive bzw. den Höflichkeitskontext betrifft. Hier die Beispiele:

- zu a) – *bis ... eine schnelle Veränderung ... verhindern* → *... verhindert* (47 v/11 ff.)
- *Erfahrung und Vernunft muß ... erhalten werden* → *... müssen erhalten werden* (54 v/16 f.)
- zu b) – *in gehörigen Raume* → *in gehörigem Raume* (49 r/11)
- *nach dem Grad* → *nach dem Grade* (44 v/21)
- *in eine bloßen Bewegung gesetzt werden* → *in eine bloße Bewegung gesetzt werden* (51 r/7)
- zu c) – *Bleiben die Theile ... zurück und treten ...* → *Wenn die Theile zurückbleiben und ... treten* (53 v/14 ff.)
- zu d) – *Warum ... nothwendig ... die bewegenden Kräfte ... anders sich verhalten* → *warum sich nothwendig die bewegenden Kräfte ... anders verhalten* (52 r/2 ff.)
- *worinnen nur wässerichte Theile sich finden* → *worinn sich nur wässerichte Theile befinden* (53 r/16 f.)
- zu e) – *andere seltsame Urtheile ... zu geschweigen* → *anderen seltsamen Urtheilen zu geschweigen* (54 r/22 ff.)
- *müssen uns die Veränderungen ... lehren, gründlich zu beurtheilen* → *... gründlich beurtheilen lehren* (54 v/10 ff.)
- zu f) – *auf die Leibnitzianische Außmessung* → *auf des Freyherrn von Leibnitz Außmessung* (50 v/28).

Nach der peniblen Belegung der einzelnen Korrekturen erläutert Reichard zum Schluß seines Schreibens an den Herzog noch einmal in summarischer Weise die Motive und Zielsetzungen seiner Kritik und greift dabei auch die Prememorias der Kuntzes scharf an. Auf einzelne Punkte gebracht führt er folgendes an:

1. Seine redaktionelle Kritik geschah im Auftrag des Herzogs, der ihm ja selbst „die Aufsicht über den *Stilum* und die *Correctur*“ aufgetragen habe (Bl. 55 v.)
2. Diese Korrektur sei um so notwendiger, weil „viele von den eingesandten Aufsätzen solche erfordern“ (ebda.).
3. Weil er bisher bei der Korrektur nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe („keinen kunst-richterlichen Eigensinn vorwalten [...] nur die Liebe, Bescheidenheit und Unparteylichkeit [...] regiren laße, [...] bloß die Ehre unserer Anzeigen und der Verfaßer solcher Artikel vor Augen habe“), habe sich bisher auch keiner über seine Kritik beschwert, ja man sei – im Gegenteil – ihm sogar dankbar dafür gewesen und „selbst große und vornehme Gelehrte“ hätten ihn „um Ausbeßerung der Schreibart ihrer Inserendorum gebeten“ (ebda.).
4. Die „Herren Kuntzen“ sind die ersten, welche sich über derartige redaktionelle Veränderungen beschwert haben. Aber die Art, in der sie es tun, diskreditiert sie, zumal sie keinen Grund haben, sich

ungerecht behandelt zu fühlen, weil ihre „Schreibart“ tatsächlich stark verbesserungsbedürftig ist. Denn „jedem der Sache Kundigen“ wird das „Mangelhafte, das Unordentliche, das Unrichtige und das Undeutsche der Kuntzischen Schreibart [...] bey dem ersten Durchlesen sofort ins Auge“ fallen (55 r–56 v).

5. Zu tadeln sei insbesondere:

- „Die häufige und unnöthige Einmischung der fremden Kunswörter und ganzer lateinischer Redensarten“, die leserunfreundlich und unnötig seien, „da sie sich füglich verdeutschen laßen, und auch diese reinere Sprache von vernünftigen deutschen Medicis und Anatomicis bereits gebraucht und gebilliget wird“ (56 v).
- „Die verworfene, unrichtige, verworrene undeutliche Wortfügung oder Construction“ (56 r), die durch zahlreiche Beispiele, besonders durch den falschen Konjunktivgebrauch zu belegen ist.³¹⁾
- „Die ungewöhnliche und widernatürliche Verbindung der Sätze und Perioden“ (57 v).
- „Die Einflickung unnützer und überflüssiger Zusätze“ (57 v), woraus Reichard seine Berechtigung für z. T. umfangreiche Korrekturmaßnahmen ableitet.
- „Die Auslaßung nöthiger (= notwendiger) Wörter, sonderlich des Geschlechtsworts vor den Substantivis und des Hilfswortes bey den Zeitwörtern oder verbis“ (57 r).

6. Abschließend geht Reichard noch auf spezielle Korrekturen und deren Berechtigung ein, was insgesamt die sprachlichen Defizite des Autors (= Sohn Kuntze) deutlich sichtbar macht. Fazit ist, daß die Klagen der Kuntzes nicht nur als unberechtigt, sondern auch als unverschämt anzusehen sind, weil ihre Ehre (und die Ehre der „Braunschweigischen Anzeigen“) durch die Korrekturen besser gewahrt werden sei, als wenn der Text in der vom Verfasser eingereichten Form gedruckt worden wäre:

„Mit mehrern kritischen Bemerkun-	/ gen Serenissimi Geduld und höchst
kostbare Minuten zu misbrauchen,	/ trage aus unterthänigstem Respect
Bedenken. Und es dürfte sich auch	/ kaum der Mühe verlohnen. Aus
dem Angeführten wird sich bereits	/ klar ergeben, ob, wie die Herren
Kuntzen in ihrem gleich undeutschen,	/ doppelten Pro Memoria vorzugeben
sich erdreistet haben, dieser, also	/ mit vieler und redlicher Mühe also ge-
änderter, Aufsatz jungenschaft corri-	/ girt sey und derselbe solcherstalt
nunmehr eine verstümmelte Schreib-	/ art habe? Ferner ob gottloser
weise eine medicinische Schluenge	/ ley darin geflickt und die Hrn.
Kuntzen dadurch, ihrer Meinung nach,	/ prostituiret worden? oder ob nicht
vielmehr, wenn er nach dem Con-	/ cept des Hn. Kuntzen abgedruckt
wäre, solches seiner Ehre sowol	/ als der Ehre unserer Anzeigen
würde nachtheilig gewesen seyn?“	/ (Bl. 59 r)

5. Kritische Sprachwissenschaft im 18. Jahrhundert

Reichards Streit mit den Kuntzes könnte als Einzelfall erscheinen, wie er auch heute noch möglich ist, wenn bei Zeitungen oder Zeitschriften eingereichte Artikel von einem Redakteur so verstümmelt oder verändert werden, daß der Autor sie (fast) nicht mehr wiedererkennt. Aber die Angelegenheit ist auch in verschiedener Hinsicht symptomatisch für die öffentliche Beschäftigung mit der deutschen Sprache in einer Zeit, als diese Sprache noch um ihre Anerkennung als Medium von Kultur und Wissenschaft kämpfen mußte und der Prozeß ihrer Standardisierung keineswegs abgeschlossen war.³²⁾

³¹⁾ Hier wird u. a. auch massive Kritik am Stil der Promemorias der Kuntzes geübt.

³²⁾ Vgl. E. A. Blackall: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955–1964 von Dieter Kimpel. Stuttgart 1966; M. H. Jellinek (wie oben Anm. 18).

Die mit der Renaissance und dem Humanismus verbundene Aufwertung der europäischen Volkssprachen gegenüber den „heiligen Sprachen“ und insbesondere gegenüber dem alles überdachenden Latein hatte dabei zunächst in der Romania (Italien, Spanien, Frankreich), dann erst in der Germania (Niederlande, Deutschland, Skandinavien) und darüber hinaus (Osteuropa) eine Welle von Sprachpatriotismus und sprachlegitimatorischen Bemühungen einerseits,³³⁾ von grammatischen Regulierungen und lexikalischen Kodifikationen andererseits ausgelöst, die nicht nur durch die Arbeiten einzelner Sprachgelehrter umgesetzt, sondern auch durch soziale Gruppen und Institutionen bewußt gefördert und vorangetrieben wurden.

Während aber diese Tendenzen im 16. Jahrhundert noch mehr auf die Aufwertung und Verbesserung der deutschen Sprache in ihrer Vielfalt, weniger (schon) auf ihre Vereinheitlichung und Standardisierung gerichtet waren, findet sich im Jahrhundert unmittelbar vor Reichards Wirken, d. h. in der Barockzeit, nun sehr deutlich das Bestreben, in expliziter Anlehnung an die Hellenismos- bzw. Latinitas-Konzeptionen der antiken Sprachkritik *einen* hochentwickelten und *über* der Vielfalt stehenden Sprachstandard („lingua ipsa Germanica“) zu schaffen,³⁴⁾ ihn historisch, theoretisch und praktisch zu rechtfertigen und vor der verunreinigenden Beimischung durch andere Sprachen tunlichst zu schützen. Niemand steht in dieser Zeit mehr für dieses umfassende Programm als der Wolfenbütteler Jurist und Grammatiker Justus Georg Schottelius (1612–1676), dessen Hauptwerk, die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache“ (1663), noch in Reichards Studienzeit hochgelobt wurde und eine zweite (anonyme) Ausgabe (Hildesheim 1737) erfuhr.³⁵⁾ Dort waren bereits die praktischen Vorhaben skizziert oder in Angriff genommen worden, deren Ausführung bzw. Vollendung auch im Zentrum der sprachwissenschaftlichen Bemühungen des 18. Jahrhunderts stehen sollten:

- die (möglichst breite) Erfassung und Beschreibung des Wortschatzes unter funktionellen, phraseologischen und historischen Aspekten (Lexikographie, Sprichwörtersammlung, Etymologie),
- die Erstellung eines verbindlichen Regelkanons für Lautung/Schreibung, Formenlehre und Syntax des Deutschen (Grammatik),
- die Erarbeitung einer geeigneten Stilistik, Rhetorik und Poetik der deutschen Sprache als Voraussetzung für höherwertige kulturelle Leistungen dieser Sprache in Literatur, Wissenschaft und anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Die unmittelbaren Anstöße für die kritische Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts, zu deren wichtigen Repräsentanten auch Reichard zählte, gingen jedoch von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) aus. Mit dessen Forderungen nach einer Intensivierung der Sprachkulturarbeit („Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und ihre Sprache beßer zu üben“ und „Unvorgreifliche gedanken, betreffend die ausübung und verbesserung der teutschen sprache [De linguae Germanicae cultu]“³⁶⁾ und den von ihm verfaßten oder angeregten Studien zur sprachhistorischen (= etymologischen/wortgeschichtlichen), sprachgeographischen und sprachvergleichenden Forschung übte er ei-

³³⁾ Vgl. dazu H. Blume: Sprachtheorie und Sprachenlegitimation im 17. Jahrhundert in Skandinavien und in Kontinentaleuropa. In: Arkiv för nordisk filologi 93 (1978), S. 205–218; A. Daube: Der Aufstieg der Muttersprache im deutschen Denken des 15. und 16. Jahrhunderts. Rostock 1939; W. K. Percival: The grammatical tradition and the rise of the vernaculars. In: Th. A. Sebeok (Hrsg.), Current Trends in Linguistics. Vol. XIII: Historiography of Linguistics. The Hague, Paris 1975, S. 231–275.

³⁴⁾ Man hat diesen Umschlag von einer Sprache ohne ausgesprochene Leitvarietät in eine mit Leitvarietät neuerdings auch als „Vertikalisierung“ (des Varietätensystems) bezeichnet (O. Reichmann).

³⁵⁾ Wahrscheinlich wurde diese (nur hinsichtlich des Titelblatts veränderte) Neuausgabe dadurch motiviert, daß die „Ausführliche Arbeit“ kurz zuvor in Gottscheds „Beyträgen“ (7. Stück, 1734, S. 365 ff.) als das „zur Zeit [noch] [...] weitläufigste Werk“ über die deutsche Sprache gepriesen worden war. Vgl. auch J. J. Müller: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache, in: Kindlers Literaturlexikon. Erg. Bd. Zürich 1974, 119–122.

³⁶⁾ Vgl. jetzt G. W. Leibnitz: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hrsg. von U. Pörksen. Kommentiert von U. Pörksen und J. Schiewe. Stuttgart 1983; zum Verhältnis von Schottelius und Leibniz vgl. immer noch: Leibniz und Schottelius. Die Unvorgreiflichen Gedanken. Untersucht und hrsg. von A. Schmarsow. Straßburg, London 1877.

nen nachhaltigen Einfluß auf viele Gelehrte nach ihm aus, die sein Programm nicht nur in eigenen Monographien und Aufsätzen, sondern auch in der institutionalisierten, sprachpflegerischen Arbeit der „Deutschen Gesellschaften“ (den Nachfolgern der barocken Sprachgesellschaften), im Schul- und Universitätsunterricht sowie in einer breit gefächerten journalistischen Tätigkeit³⁷⁾ umsetzen. An Johann Christoph Gottsched (1700–1766), dessen Schriften („Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst“, 1728; „Versuch einer Critischen Dichtkunst“, 1730; „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“, 1748), den von ihm betreuten Zeitschriften („Die Vernünftigen Tadlerinnen“, 1725 ff.; „Der Biedermann“, 1727 ff., „Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“, 1732 ff.; „Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit“, 1751 ff.), seinen Aktivitäten als Reformator und Senior der berühmten Leipziger Deutschen Gesellschaft, schließlich auch an seiner Tätigkeit als Professor für Poesie und Beredsamkeit an der Universität Leipzig läßt sich das gut exemplifizieren.³⁸⁾

In diesen Kontext gehört nun auch Reichard, der ja nicht nur Schüler Gottscheds in Leipzig war, sondern auch danach noch Verbindung zu ihm unterhielt, ohne daß wir darüber Genaueres wüßten.³⁹⁾ Auch Reichard war (korrespondierendes) Mitglied mehrerer Deutscher Gesellschaften, publizierte oder betreute verschiedene gelehrte Zeitschriften (vgl. oben 3.) und interessierte sich wie jener für lexikologische, sprachhistorische und grammatische Probleme, wozu er eine Fülle von Schriften und Aufsätzen verfaßte, ohne jedoch epochemachende Leistungen, wie Gottsched, zuwegezubringen. Seine Wirkung dürfte eher im Bereich einer praktischen Stilkritik zu suchen sein, die ihm als Philologen, Lehrer, Journalist, Rezensent und Übersetzer ständig abverlangt wurde und die er – nach allen zeitgenössischen Zeugnissen – engagiert und stets hilfsbereit betrieb. Daß er als Latinist dabei auch über die Traditionen humanistischer Sprachkritik verfügte und sich daran orientierte, rückt ihn in die Nähe eines anderen berühmten Zeitgenossen, des Johann Matthias Gesner (1691–1761), der sich im nahen Göttingen ebenfalls um die Entwicklung einer kritischen deutschen Sprachwissenschaft verdient gemacht hatte.⁴⁰⁾ Praktische Sprachkritik in dieser Zeit war jedoch keineswegs nur ein privates, sondern vor allem auch ein öffentliches Anliegen, das im Interesse aufklärerisch-pädagogischer Zielsetzungen sogar auf „höchste“ Protektion und Förderung rechnen konnte. Wenn daher Reichard für den von ihm zu verantwortenden gelehrten Artikel einer Zeitschrift, die sich zu solchen Zielsetzungen ausdrücklich bekannte,⁴¹⁾ als Redakteur sprachkritisch tätig wurde, so kann begründet angenommen werden, daß für ihn Auseinandersetzungen wie mit den Kuntzes keine kontingenten Angelegenheiten waren, sondern prinzipielle Bedeutung haben mußten.

³⁷⁾ Vgl. dazu schon Raumer (wie oben Anm. 18), S. 159 ff.

³⁸⁾ Vgl. Blackall (wie oben Anm. 32), S. 76 ff.

³⁹⁾ Gottsched meint vielleicht Reichard an zwei Stellen seiner „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst“ (Ausgew. Werke hrsg. von P. M. Mitchell. Bd. 8/1 bearb. von H. Penzl, Berlin, New York 1978, S. 28, Z. 32 ff. und 45, Anm. p), wo er in der Vorrede zur vierten Auflage und in der Einleitung von positiven Ratschlägen zur Verbesserung seines Werkes spricht.

⁴⁰⁾ Dazu und zur Sprachwissenschaft in der Gründungszeit Göttingens vgl. jetzt D. Cherubim: Tradition und Modernität in der Sprachauffassung des 18. Jahrhunderts: Die Herausforderung der Natur- und Geowissenschaften. Am Beispiel der neugegründeten Universität Göttingen. In: B. Naumann/F. Plank/G. Hofbauer (Hrsg.), *Language and Earth. Elective Affinities between the Emerging Sciences of Linguistics and Geology*. Amsterdam, Philadelphia 1991, S. 193–219.

⁴¹⁾ Vgl. dazu den von Reichard selbst formulierten Vorbericht zum ersten Stück des ersten Jahrgangs der „Braunschweigischen Anzeigen“ sowie den Vorbericht zum Jahrgang 1748 (dem Jahr des Streits mit den Kuntzes), in dem es u. a. heißt: „[...] daß ausser den besonderen, nicht unbeträchtlichen Vortheilen, welche sich durch diese Anzeigen in den Herzoglich Braunschweigischen Landen ausbreiten, auch das Reich der Wissenschaften nach und nach einigen Zuwachs daher erhält, und für das Vergnügen sowol als für den Nutzen der Gelehrten von allerley Gattungen, obgleich nicht immer auf vollkommene Art, als welches die Natur solcher Blätter nicht füglich zu läßt, darinn gesorget wird. Denn es ist gar kein Zweifel, daß nicht durch die mannichfaltigen Abhandlungen, Nachrichten, Anmerkungen, Urkunden, Aufgaben, Entdeckungen und Beyträge, die wir unter einer möglichst angenehmen Abwechslung mittheilen, die Vollkommenheit des Ganzen mit sollte befördert werden.“

Barsinghausen — Elliehausen

Zu den ostfälischen Orts- und Wüstungsnamen auf *-ingehusen*

1. Vorbemerkung

„Wo Urkunden schweigen und Bodenfunde fehlen, stehen dem Historiker und Geographen oft nur die Ortsnamen als Quellen für die Aufhellung mittelalterlicher und frühgeschichtlicher Siedlungsvorgänge zur Verfügung“. Mit dieser einleitenden, ein wenig apodiktisch klingenden, Feststellung schuf sich Werner Flechsig¹⁾ die Basis für seinen groß angelegten Überblick, in dem er den Gang der „Siedlungsgeschichte des Leinetals“ anhand von dessen Ortsnamen nachzuzeichnen versuchte. Wie alle in diese Richtung zielenden Versuche verschweigt auch dieser, daß ein solches Vorhaben kaum gelingen kann, solange allein und ausschließlich die Siedlungsnamen als Quelle herangezogen werden: Das Sprachzeichen ‚Eigenname‘ allein bietet nur in den seltensten Fällen die gewünschten Erkenntnismöglichkeiten. Oft unausgesprochen, vielleicht gar unbewußt, geht in aller Regel ein umfangreiches Vorwissen, gespeist aus anderen landesgeschichtlichen Disziplinen, in eine entsprechende Interpretation der Siedlungsnamen ein. Und da dann umgekehrt etwa Siedlungsgeographen oder Siedlungshistoriker gern auf die Ergebnisse des Namenkundlers zurückgreifen, unterliegen sie, nicht zuletzt auch Ortschronisten, nur zu leicht einem Zirkelschluß.

Dennoch ist – bei zurückhaltender Interpretation, die um die Fallstricke weiß – der Wert eines Ortsnamens als Geschichtsquelle unbestritten. Genau in dem im obigen Zitat von Werner Flechsig vorgegebenen Rahmen bewegte ich mich denn auch, als ich bei meiner mehrjährigen Beschäftigung mit der Geschichte des ehemals selbständigen Dorfes, heutigen Stadtteiles von Göttingen, Elliehausen, dessen Namen für die Ortsgeschichte auszuwerten trachtete. Der früheste absolut gesicherte Original-Nachweis für Ort und Namen ist a.1297 *Ellingehusen*²⁾. Zwar bereitet dessen exakte sprachliche Analyse – eine solche hat jeder Auswertung für andere Zwecke vorauszugehen – keine größeren Schwierigkeiten, aber eigentlich interessant wird der Einzelfall doch erst im Kontext aller südhanoverschen *-ing(e)hausen*-Namen. Ein erstes Ergebnis meiner Beschäftigung mit dieser Namensgruppe, das nicht zuletzt eine möglichst lückenlose Materialsammlung sein will³⁾, soll hier vorgelegt werden.

Wohl wissend, daß es Ortsnamen dieses Bildungstyps auch außerhalb Südhannovers, auch außerhalb Niedersachsens⁴⁾ gibt, beschränke ich mich im folgenden doch auf das ostfälische Sprachgebiet, genauer auf den Raum etwa zwischen Stadthagen im Nordwesten und Göttingen im Südosten. Überwiegend an den Rändern der bewaldeten Bergzüge Rehburger Berge, Schaumburger Wald, Bückeberge, Deister, Süntel, Ith, Hils, Külf, Selter, Hildesheimer Wald, Solling und Göttinger Wald liegen die betreffenden Siedlungen. Der Gesamteindruck ist der eines von Nordwest nach Südost sich im Prinzip zwischen Weser und Leine erstreckenden Namensfeldes mit deutlichen Schwerpunkten am Nord-

¹⁾ W. Flechsig: Ortsnamen als Quellen für die Siedlungsgeschichte des Leinetals. In: Deutsche Königspfalzen. 2. Bd. Göttingen 1965, S. 83–113, Zitat S. 83.

²⁾ In das 12. Jh. datierte Belege entstammen Fälschungen des 13. Jh.s. Da sie obendrein ebenfalls *Ellingehusen* als Namensform haben, ergeben sich aus ihnen keine weitergehenden Erkenntnismöglichkeiten.

³⁾ ‚Lückenlosigkeit‘ meint die Erfassung möglichst aller einschlägigen Namen, nicht die möglichst aller historischen Belege zu jedem einzelnen Namen.

⁴⁾ Nach G. Müller: Das Problem der fränkischen Einflüsse auf die westfälische Toponymie. In: Frühmittelalterliche Studien. Hrsg. von K. Hauck. 4. Berlin 1970, S. 244–270, hier 258–261.

ostrand des Deisters, an der Nordhälfte des Ith und am und im Solling⁵). Insgesamt finden sich in dem so umrissenen Untersuchungsgebiet etwa 120 einschlägige Namen⁶), davon rund die Hälfte Wüstungsnamen⁷).

Eine Beschränkung auf dieses Untersuchungsgebiet ließe sich hier mit dem Hinweis darauf rechtfertigen, daß es den Schwerpunkt einschlägiger Untersuchungen Werner Flechsig bildete. Sie scheint mir aber auch von der Sache her geboten zu sein, konzentrieren sich in diesem Raum doch die Bildungen auf ursprüngliches *-ingehusen*, die – wie eben *Ellingehusen* – erkennbar das Flexiv *-eals* Ausgang des Bestimmungswortes aufweisen⁸).

Bei der Menge der hier ausgewerteten rund 120 einschlägigen Orts- und Wüstungsnamen und bei der Fülle der historischen Belege für viele von ihnen ist aus Platzgründen ein detaillierter Quellennachweis nicht möglich. Die Belege entstammen vornehmlich folgenden Urkundenbüchern:

M. v. BOETTICHER: Urkundenbuch des Klosters Mariengarten. Hildesheim 1987.

E. FINK: Urkundenbuch des Stiftes und der Stadt Hameln. 2. Teil 1408–1576. Hannover, Leipzig 1903.

BRIGITTE FLUG: Urkundenbuch des Klosters Wittenburg. P. BARDEHLE: Güterverzeichnis des Klosters Wittenburg von 1462/78. Hildesheim 1990.

C.L. GROTEFEND und G.F. FIEDELER (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Hannover. 1. Theil. Hannover 1860.

U. HAGER: Urkundenbuch des Klosters Wülfinghausen. Hannover 1990.

M. HAMANN: Urkundenbuch des Stifts Fredelsloh. Hildesheim 1983.

DERS.: Urkundenbuch des Klosters Reinhausen. Hannover 1991.

W. v. HODENBERG: Calenberger Urkundenbuch. 1. Abtheilung. Archiv des Klosters Barsinghausen. o.O. o.J.

DERS.: DASS. 3. Abtheilung. Archiv des Stifts Loccum. Hannover 1858.

DERS.: Marienroder Urkundenbuch. 4. Abtheilung des Calenberger Urkundenbuchs. Zugleich Urkundenbuch des historischen Vereins für Niedersachsen H. 4. Hannover 1859.

⁵) Dieses anhand eines erheblich umfangreicheren und damit aussagekräftigeren Materials gewonnene Bild bestätigt aufs schönste W. Flechsig's Beobachtung von den „schwerpunktbildenden Waldgebirgen“ (W. Flechsig 1965, wie Anm. 1, S. 95) beziehungsweise der Lage der betreffenden Orte „inmitten oder hart am Rande großer Gebirgswälder“ (W. Flechsig 1965, wie Anm. 1, S. 96) insbesondere in den von ihm berücksichtigten Landkreisen ALF, GÖ, HOL und NOM sowie H, HM, RI, SPR und STH – damit zugleich den negativen Befund, daß das Bergland der übrigen südhannoverschen Landkreise, gar die offenen Bördelandschaften weitestgehend frei von *-ing(e)hausen*-Orten sind. Die dortigen Waldgebiete werden von den jüngeren *-rode*-Orten beherrscht (W. Flechsig 1965, wie Anm. 1, S. 97). – Die sich hieraus eventuell ergebenden Konsequenzen für die Siedlungsgeschichte können hier nicht angesprochen werden.

⁶) Das Band einschlägiger Siedlungsnamen erstreckt sich über das Untersuchungsgebiet hinaus weiter in nordwestlicher Richtung in die Landkreise Nienburg – vergleiche unten –, Grafschaft Diepholz – unter anderem mit *Af-fing-*, *Malling-*, *Melling-*, *Menning-*, *Oefing-* und *Scharringhausen* – sowie Grafschaft Hoya – unter anderem mit *Albring-*, *Betting-*, *Gräfin-*, *Hassing-*, *Jarding-*, *Oerding-* und *Rollinghausen* – hinein. – Hingewiesen sei ferner auf die eindrucksvolle Ansammlung *Börning-*, *Bütting-*, *Dahling-*, *Deiting-*, *Föcking-*, *Geving-*, *Harling-*, *Hedding-*, *Herring-*, *Hidding-*, *Hörding-*, *Jöding-*, *Knötting-*, *Kreving-*, *Niedring-*, *Randring-*, *Ratting-*, *Röding-*, *Schrötting-* und *Üdinghausen* im Raum zwischen Osnabrück und Lüneburg. – Diese und alle weiteren *-ing(e)hausen*-Namen bleiben hier außer Betracht.

⁷) Auch auf eine seiner Meinung nach „überraschend groß[e] [...] Zahl der Wüstungen“ hat W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 96 bereits hingewiesen. – Aus meiner Sammlung nenne ich hier noch die in der Regel nur einmal belegten, nicht lokalisierten, im Hauptteil nicht berücksichtigten a.1321 (Kopie 15. Jh.) *Barsingehusen* (ungleich Barsinghausen H!), a.1224 *Bogingehusen*, a.1363 *Boninghusen*, a.1288 *Borninchusen*, a.1309 *Endelingehusen*, a.1277 *Hedelinghusen*, a.1304 *Hegerhincgehusen*, a.1293 *Helwinchusen*, a.1212 *Heninghusen*, a.1300 *Hyldebrechtinchusen*, Anfang 15. Jh. *Sinderinghusen*, a.1237–a.1247 (Kopie 16. Jh.) *Sinighusen*, a.1277/86 (Kopie 15. Jh.) *Welingehusen* sowie a.1244 *Wingehusen*. Nicht wenige von ihnen sind im hier gewählten Untersuchungsgebiet zu suchen.

⁸) In Westfalen zum Beispiel dominiert dagegen der Typ *Lüdinghausen*, um a.800 *Liudinhuson*, ohne dieses *-e*. – Zu den Zahlenverhältnissen dort vergleiche L. Esser: Zum *-ing*-Suffix in den westfälischen Siedlungsnamen bis zum Jahr 1200. In: Niederdeutsches Wort 13 (1973), S. 78–87. Danach entfallen in der Gruppe „Bw + *ing*V + SnGw“ knapp 90% auf den Typ „Bw + *ing* + SnGw“ und nur knapp 6% auf „unseren“ Typ „Bw + *inga/ingo/inge* + SnGw“. Ausdrücklich stellt Esser fest, daß „auch in den frühesten Belegen von Namen dieses Typs [das heißt der Hauptmasse] keine Hinweise auf ein ehemaliges Flexionselement festgestellt werden können“, so daß man davon ausgehen dürfe, „daß das Suffix schon ursprünglich unflektiert an die meist anthroponymischen Erstglieder angeschlossen worden war“ (alle Zitate ebenda S. 82). Darüber hinaus „bevorzugt das vielfach zu *-inge/-enge* abgeschwächte *-inga/-ingo*“ mit 53 von insgesamt 71 Nachweisen „deutlich den Ostrand des Untersuchungsgebietes“ (ebenda S. 83) – unter anderem eben den auch hier berücksichtigten Mindener Raum.

- DERS.: Calenberger Urkundenbuch. 5. Abtheilung. Archiv des Klosters Mariensee. o.O. o.J.
 DERS.: Dass. 6. Abtheilung. Archiv des Klosters Marienwerder. o.O. o.J.
 DERS.: Dass. 7. Abtheilung. Archiv des Klosters Wennigsen. o.O. o.J.
 DERS.: Dass. 9. Abtheilung. Archiv des Stifts Wunstorf. o.O. o.J.
 H. HOOGEWEG (Bearbeiter): Westfälisches Urkunden-Buch. 6. Bd. Münster 1898.
 J. JAEGER (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Duderstadt bis zum Jahre 1500. Hildesheim 1885.
 K. JANICKE (Hrsg.): Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim und seiner Bischöfe. 1. Theil. Osnabrück 1965. (= Neudruck der Ausgabe 1896).
 O. MEINARDUS: Urkundenbuch des Stiftes und der Stadt Hameln bis zum Jahre 1407. Hannover 1887.
 G. SCHMIDT (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Göttingen bis zum Jahre 1400. Hannover 1863.
 DERS. (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Göttingen vom Jahre 1401 bis 1500. Hannover 1867.
 M. STIMMING (Bearbeiter): Mainzer Urkundenbuch. 1. Bd. Darmstadt 1932.
 H. SUDENDORF (Hrsg.): Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande. Bd. 1–10. Hannover 1859–1880.
 Weitere Quellen:
 K.-H. BERNOTAT: Beiträge zur Geschichte Eddigehausens. In: Plesse-Archiv 9 (1974), S. 9–148.
 W. DEETERS (Hrsg.): Quellen zur Hildesheimer Landesgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts. Göttingen 1964.
 H. DIENWIEBEL: Geschichtliches Ortsverzeichnis der Grafschaften Hoya und Diepholz. A-K. Hildesheim 1988.
 H. DÜRRE: Die Ortsnamen der Traditiones Corbeienses. Münster 1884.
 G.F. FIEDELER: Das Kirchspiel Gehrden. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1862, S. 145–242.
 W. FLECHSIG: Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen. In: Northeimer Heimatblätter 1953, S. 1–62.
 DERS.: Ortsnamen als Quellen für die Siedlungsgeschichte des Leinetals. In: Deutsche Königspfalzen. 2. Göttingen 1965, S. 83–113.
 DERS.: Senkung des alten kurzen *e* zu *a* vor *r*-Verbindungen in Ostfalen und neue regelwidrige *e*-Formen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 101 (1978), S. 106–128.
 DERS.: Nasalschwund beim Suffix *-ing(e)* in ostfälischen Appellativen, Orts- und Personennamen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 103 (1980), S. 102–128.
 [R.K.Th.] FROMME: Die wüsten Orte im Gebiete des Marsthem. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1884, S. 118–153.
 D. HELLFAIER: Studien zur Geschichte der Herren von Oberg bis zum Jahre 1400. Hildesheim 1979.
 H. KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Bd. 1–3. Hildesheim 1967/1968.
 W. KRAMER: Zur Abschwächung von *-husen* zu *-sen* in Ortsnamen des Kreises Einbeck und angrenzender Gebiete. In: Niederdeutsches Jahrbuch 90 (1967), S. 7–43.
 DERS.: Scheinmigration und 'verdeckte' Migration, aufgezeigt am Beispiel von Namenfeldern in Ostfalen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 94 (1971), S. 17–29.
 E. KÜHLHORN: Orts- und Wüstungsnamen in Südniedersachsen. Northeim 1964.
 G. LUTOSCH: Die Siedlungsnamen des Landkreises Diepholz. Ihr Alter und ihre Bedeutung. Syke 1983.
 URSULA MAACK: Die Flurnamen des Schaumburgischen Wesertals. Rinteln 1974.
 PH. MEYER: Ein kirchliches Steuerregister des Göttinger Landes von 1537. In: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 49 (1951), S. 69–78.
 W. NOLTE: Die Flurnamen der alten Ämter Uslar, Lauenförde und Nienover. Göttingen 1963. (= Diss. phil. Göttingen 1962).
 GUDRUN PISCHKE: Herrschaftsbereiche der Billunger, der Grafen von Stade, der Grafen von Northeim und Lothars von Süpplingenburg. Quellenverzeichnis. Hildesheim 1984.
 DIES.: Der Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen. Quellennachweis. Hildesheim 1987.
 D. SCHOMBURG: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Bremen. Hildesheim 1964.
 TH. SCHRAMM: Sechzehn Barsinghäuser Urkunden, als Nachtrag zu v. Hodenberg's, Archiv des Klosters Barsinghausen. In: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1858, S. 111–130.
 H. WEBER (Bearbeiter): Flurnamenkarte und Flurnamenlexikon Altenhagen I. (1982), Barsinghausen (1992), Barsinghausen-Südwest und Hohenbostel (1991), Egestorf (1990), Gestorf (1986), Hemmingen (1988), Pattensen (1987). Alle hrsg. vom Landkreis Hannover.
 H. WESCHE: Das Suffix *-ing(en)* in niedersächsischen Orts- und Flurnamen. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20 (1960), S. 257–281.
 G. WREDE: Geschichtliches Ortsverzeichnis des ehemaligen Fürstbistums Osnabrück. A-K. Hildesheim 1975. L-Z. Hildesheim 1977.
 Für den Northeimer Bereich hat mir freundlicherweise mein Kollege am Niedersächsischen Wörterbuch der Universität Göttingen, Dr. Wolfgang Kramer, unveröffentlichte Materialien zur Verfügung gestellt. Dafür und für viele anregende Gespräche danke ich ihm sehr herzlich.

Die Zuordnung der Orte zu Landkreisen – das sei an dieser Stelle ebenfalls mitgeteilt – erfolgte nach dem Gebietsstand von 1964! Die Siglen für die Landkreise sind wie folgt aufzulösen: ALF = Landkreis Alfeld (Leine), BRA = Kr. Wesermarsch, BRV = Kr. Bremervörde, BS = Kr. Braunschweig, BSB = Kr. Bersenbrück, BU = Kr. Burgdorf, CE = Kr. Celle, DAN = Kr. Lüchow-Dannenberg, DH = Kr. Grafschaft Diepholz, DUD = Kr. Duderstadt, EIN = Kr. Einbeck, FAL = Kr. Fallingb., GAN = Kr. Gandersheim, GF = Kr. Gifhorn, GÖ = Kr. Göttingen, GS = Kr. Goslar, H = Kr. Hannover, HE = Kr. Helmstedt, HI = Kr. Hildesheim-Marienburg, HM = Kr. Hameln-Pyrmont, HOL = Kr.

Holzminen, JEV = Kr. Friesland, LER = Kr. Leer, LG = Kr. Lüneburg, MEL = Kr. Melle, NI = Kr. Nienburg (Weser), NOH = Kr. Grafschaft Bentheim, NOM = Kr. Northem, NRÜ = Kr. Neustadt am Rübenberge, OHA = Kr. Osterode am Harz, OHZ = Kr. Osterholz, OL = Kr. Oldenburg (Oldb), OS = Kr. Osnabrück, RI = Kr. Grafschaft Schaumburg, ROH = Kr. Rotenburg (Hannover), SOL = Kr. Soltau, SPR = Kr. Springe, STH = Kr. Schaumburg-Lippe, SY = Kr. Grafschaft Hoya, VEC = Kr. Vechta, VER = Kr. Verden, WF = Kr. Wolfenbüttel, WL = Kr. Harburg, WST = Kr. Ammerland, WTL = Kr. Wittlage.

2. Zum Forschungsstand

Die Ortsnamen auf *-ing(e)hausen* gehören zu jenen Bildungen, die G. Müller⁹⁾ als „toponymische[n] Kompositionstyp (meist) PN + *ing(o)* + SnGw“ formalisierte¹⁰⁾; er hat „seine Hauptverbreitung auf dem nordwestlichen Kontinent und auf England gefunden“. Außer unserem *-ing(e)hausen* gehören dazu vor allem die Namen auf *-ing(e)heim* (in den Niederlanden, Belgien, England, Westfalen, im westlichen Niedersachsen), *-ing(e)tün* (fast ausschließlich in England), *-ing(e)seli* (vor allem in Flandern und Brabant), *-ing(e)dorf* (überwiegend westfälisch) und schließlich *-ingerode* (überwiegend im südöstlichen Niedersachsen und in den angrenzenden Gebieten Sachsen-Anhalts und Thüringens¹¹⁾).

Hinsichtlich der Form der Komposition dieses Siedlungsnamentyps konstatierte Müller¹²⁾ „zwei Varianten“: 1. Stammkomposita, durch das Herantreten des SnGw unmittelbar an das auf *-ing* endende Bestimmungswort entstanden – „(*-inghūsun*, *-ingthorp*)“, 2. jene Komposita, bei denen „zwischen *-ing*- und dem Grundwort [...] ein Bindevokal“ stand (*-ingahūsun*, *-ingahēm*); dieser „Bindevokal [war/ist] genetisch gesehen der auslautende Vokal des Genetiv plur. einer Personengruppenbezeichnung“.

Die regionale Verteilung der beiden Kompositions-Varianten stellt sich nun keineswegs als regellos dar. Müller¹³⁾ erkannte vielmehr einen West-Ost-Gegensatz, den er – berücksichtigen wir nur das uns hier interessierende *-ing(e)hausen* – wie folgt beschreibt: „In Westfalen tritt [...] schon in der frühesten Überlieferung [...] das Grundwort unmittelbar an das Suffix an [...]. Aber im Nordosten, in der Mindener Überlieferung, sowie ganz vereinzelt im Südosten ist *-ingahūsun* noch im 11. Jh. sicher belegt, und östlich der Weser war die genetivische Konstruktion [...] sogar die Regel. Hier wird an der Weser eine Scheide zwischen zwei dialektalen Merkmalen sichtbar, die wenigstens ins 9./10. Jh. hinabreicht, aber noch älter sein wird“. Der großräumige Überblick über alle einschlägigen Namen führte Müller zu der gesicherten Erkenntnis dessen, was nur erraten kann, wer sich in erster Linie mit den ostfälischen *-ing(e)hausen*-Namen beschäftigt: Die Formen mit Flexiv beschränken sich im Prinzip auf das ostfälische Sprachgebiet, strahlen allenfalls in Verlängerung des eingangs beschriebenen Verbreitungsgebietes in nordwestlicher Richtung in die angrenzenden Landschaften aus.

Diese äußerst komprimierte Zusammenfassung der neueren Forschung¹⁴⁾ möge hier genügen, um die hier interessierenden ostfälischen *-ing(e)hausen*-Namen in das Gefüge entsprechender Bildungen in der Westgermania einzubetten.

⁹⁾ G. Müller 1970 (wie Anm. 4), S. 258.

¹⁰⁾ PN = Personennamen, SnGw = Siedlungsnamengrundwort.

¹¹⁾ Vergleiche zu ihnen die Spezialuntersuchung von F. Boegehold: Die Ortsnamen auf *-ingerode*. Weimar 1937.

¹²⁾ G. Müller 1970 (wie Anm. 4), S. 260.

¹³⁾ G. Müller 1970 (wie Anm. 4), S. 260. – Die von Müller ebenda Anmerkung 103 angeführten Beispiele aus dem Mindener Raum verstehe ich als westliche Ausläufer der einschlägigen Bildungen im Schaumburgischen. *Aminghausen*, *Päpinghausen* und das wüste *Didinghausen* sind daher hier mit aufgenommen worden. – Der von Müller apostrophierte, bis in die fränkische Zeit zurückgehende Ost-West-Gegensatz, dessen Grenze sich im Weserraum manifestiert, kann hier undiskutiert bleiben.

¹⁴⁾ Die weiter zurückliegende Literatur ist von Müller 1970 (wie Anm. 4) erschöpfend berücksichtigt worden.

Was – wenn ich es richtig sehe – in der bisherigen Diskussion um die *-ing(e)hausen*-Namen nicht anklang, was großräumig angelegte Untersuchungen auch nicht leisten können, was vielmehr nur die Detailforschung an einzelnen, besonders gut dokumentierten Namen zu erbringen vermag, das sind die Wahrnehmung und die behutsame Interpretation einer gewissen Unsicherheit in der frühen Überlieferung einiger Vertreter dieser Gruppe.

Bei einer gründlichen Analyse der überlieferten Belege von *Barsinghausen* H beziehungsweise von *Lutterhausen* NOM fällt hinsichtlich der beiden Bestimmungswörter ein Schwanken in den Schreibungen auf, hinter dem sich mehr zu verbergen scheint als die hinlänglich bekannte Variationsbreite mittelalterlicher Namenformen, anderes auch als die ‚normale‘ Abschwächung, der ‚normale‘ Schwund des *-ing*. Wenn wir voraussetzen, daß wir nicht Schreib- und/oder Lesefehlern aufsitzen¹⁵⁾, dann müssen wir zu unserer Überraschung erkennen, daß die Bestimmungswörter dieser beiden Namen in der Regel zwar die jeweils zu erwartende Personengruppen-Bezeichnung sind, daß daneben aber auch Formen auftauchen, die eigentlich nicht anders denn als Reflex der dieser Bezeichnung zugrundeliegenden Personennamen selber interpretiert werden können. Wir müssen in unsere Überlegungen einbeziehen, daß in den Bestimmungswörtern der jeweiligen Ortsnamen die Erinnerung nicht nur an die hier immer wieder apostrophierte Personengruppe wachgehalten wurde, sondern anfangs auch noch die an jene Einzelperson, deren Name zum Ausgangspunkt der Personengruppen-Bezeichnung geworden war.

Nach a.1193 *Berkingehusen*, a.1200-a.1202 *Berzinghusen* und a.1203 *Berchingehusen* taucht *Barsinghausen* H a.1203-a.1213 sowohl als *Berkingehusen* auf – das paßt in unsere bisherigen Vorstellungen – wie auch als *Berkenhusen*; von den bis a.1225-a.1235 dann folgenden insgesamt 10 Belegen haben immerhin 6 – das sind 60%! – das Bestimmungswort in dieser Form *Berken-*. Sie macht mithin bis zur Mitte der 1220er Jahre¹⁶⁾ einen Anteil von knapp 50% – 7 von 15 – aller Belege aus!

Dies kann kein Zufall sein. Es spricht vielmehr dafür, daß im Bestimmungswort des Ortsnamens *Barsinghausen* neben der Personengruppen-Bezeichnung *Berkinge* anfangs auch der ihr zugrundeliegende Personennamen *Berico*, *Berko* selber eine Rolle spielte. Ich gehe sogar so weit zu behaupten, daß wir in *Berkenhusen* die ursprüngliche Namensform des heutigen *Barsinghausen* vor uns haben, daß in dessen Bestimmungswort also für die Namensgeber zunächst die Erinnerung an die Einzelperson *Berico*, *Berko* fortlebte. Erst als *s i e* verblaßte und sich die Beziehung der mit ihm in Verbindung stehenden oder auch nur mit ihm in Verbindung gebrachten *Berkinge* in den Vordergrund schob, wurde *Berken-*, der schwach flektierte Genitiv Singular von *Berko*, durch *Berkinge-* verdrängt, doch schimmerte ersterer noch bis in die Mitte der 1220er Jahre immer wieder durch.

Besonders ausgeprägt und auffällig ist dieselbe Erscheinung bei *Lutterhausen* NOM (a.780-a.802 (Kopie 12. Jahrhundert) *Luthereshusen*¹⁷⁾). Da es sich beim Bestimmungswort hier um einen stark flektierten männlichen Personennamen handelt und daher ein *-s* in der Kompositionsfuge steht, wird der nächst folgende Beleg, a.1225 *Lutteringehusen*, kaum als eine rein lautliche Erscheinung abgetan werden können; hier liegen andere Verhältnisse vor als Abschwächung oder Ausfall von *-ing*! Das Be-

¹⁵⁾ An lautliche, gleichsam ‚gesetzmäßige‘ Entwicklungen des Suffixes, etwa die von H. Wesche: Das Suffix *-ing(en)* in niedersächsischen Orts- und Flurnamen. In: Jb. für fränkische Landesforschung 20 (1960), S. 257–281, S. 264 f., in Erwägung gezogene von *-ingen* > *-en*, vermag ich in diesen Fällen nicht zu glauben, liegt doch bei unserem Namentyp das Suffix in der Frühzeit der Überlieferung stets im Genitiv Plural *-inge* vor, nie aber im Dativ Plural *-ingen*. Allenfalls könnten jüngere Schreibungen wie *Berkin-* und so weiter den Weg andeuten, den eine lautliche Entwicklung genommen haben könnte – *Berkinge* > *Berking* > *Berkin* > *Berkenhusen* –, aber die mit dem Nebentonvokal <e> geschriebenen Varianten wären dann die älteren gegenüber denen mit <i>, die ihnen doch umgekehrt vorausgehen müßten!

¹⁶⁾ Sicher zu datierende Belege aus a.1228, a.1229 und a.1231 haben *-inge*. – Nicht eindeutig anzusprechen sind a.1242 *Berkinhusen*, a.1264 *Birchinhusen* (neben *Bertcinghusen* im selben Jahr), a.1303 *Bercinhusen* (neben *Berzinghe*, *Berzinge*, *Berzcince* und *Bersighusen*), a.1310 *Bercinhusen* (neben *Bercinghe* und *Bertcinghusen*) sowie um a.1312/1313 *Berkinhusen*. Ich interpretiere sie hier *n i c h t* als suffixlose Formen.

¹⁷⁾ An der Zuordnung dieses ältesten Beleges gibt es wohl keine ernsthaften Zweifel mehr.

stimmungswort der ältesten Namenform ist der männliche Personennamen *Hlothar*¹⁸⁾, neuhochdeutsch *Lothar*. In dieser Frühzeit der Namenüberlieferung dürften wir es mit dem gleichen Wechsel von Personennamen > Personengruppen-Bezeichnung zu tun haben, wie er eben für *Berkenhusen* > *Berkingehusen* beschrieben wurde.

Von a.1225 *Lutteringehusen* bis a.1588 *Luttringhusen* zeigt die Überlieferung dann allein Formen auf *-inge*, *-ige*, *-ing*, *-i*¹⁹⁾. Zwei Jahre darauf aber setzt mit a.1590 *Lutterhausen* massiert jene Form ein, neben der nur noch selten *Luttri*- oder *Luttrighusen* auftaucht und die bis heute amtlich wie mundartlich gilt. Da ihr das Fugenelement *-s* zwischen Bestimmungswort und Grundwort fehlt, kann sie nicht gut als Fortsetzung des ältesten *Lutheres*- interpretiert werden, das, unter der Oberfläche der schriftlichen Überlieferung verborgen, mündlich hätte weitergelebt haben können. *Lutterhausen* kann vielmehr nur im Sinne einer mehrfach zu beobachtenden ‚normalen‘ Entwicklung des Suffixes, durch seinen völligen Ausfall nämlich, und den Einschub des Sproßvokals /e/ zwischen dem /t/ und dem /r/ entstanden sein: *Luttrig*- > *Luttri*- > **Luttr*- > *Lutterhausen*.

3. Die Struktur der *-ingehusen*-Namen

Am Beispiel von *Elliehausen*²⁰⁾ soll nun die Struktur derartiger Bildungen analysiert werden, bevor anhand auch anderer Namen weitere philologische Details erörtert werden.

Elliehausen < a.1297 *Ellingehusen* ist erkennbar ein zweigliedriges Kompositum. Sein Grundwort ist *-hausen* < *-husen* < **-hūsun*, der als Lokativ fungierende Dativ Plural²¹⁾ von altniederdeutsch *hūs* ‚Haus‘. Dieses Grundwort ist heute sowohl in der an der Schreibung orientierten hochdeutschen Aussprache *Elliehausen* wie auch in mundartlich *Eljehusen* das einzige einen Ton tragende Element. Wir müssen aber davon ausgehen, daß die ursprüngliche Akzentverteilung eine andere war, daß nämlich einst der Stamm des Bestimmungswortes den Hauptton trug, der des Grundwortes einen Nebenton: **Ēllingehūsen*. Der Nebenakzent auf dem Grundwort und die Tatsache, daß dieses schließlich den Hauptton auf sich ziehen konnte, trugen dazu bei, daß es nie in Gefahr geriet, zu *-sen* abgeschwächt zu werden²²⁾. Eine weitere wichtige Ursache für den Erhalt des Grundwortes ist in der Struktur der Zusammensetzung zu sehen, dem Fugenelement *-e* zwischen Bestimmungswort und Grundwort²³⁾.

Das Bestimmungswort von *Elliehausen* < *Ellingehusen* ist *Ellie*- < *Ellinge*- < **Ēllingo*-. Es ist seinerseits zweiteilig, stellt es doch eine Ableitung mit dem Suffix *-ing* von dem – männlichen – Personenna-

¹⁸⁾ So bei E. Förstemann: Altdeutsches Namenbuch. 1. Bd. Personennamen. 2. Aufl. Bonn 1900, Spalte 852.

¹⁹⁾ a.1310 *Lutterigeshusen* darf als einmalige Abweichung, die überhaupt nicht in das System paßt, außer Acht gelassen werden. Dieselbe Erscheinung begegnet unter anderem auch bei *Elliehausen*, das in der Mainzer Überlieferung des 15. Jh.s mehrfach als *Ellingeshusen* auftaucht, dem ebenfalls keine Bedeutung beigemessen wurde.

²⁰⁾ W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 95 erläuterte die Bildungsweise ebenfalls anhand von *Elliehausen* – wohl deshalb, weil er die *-ing(e)hausen*-Namen „nach ihrer grammatischen Form in nächste[r] Nähe der gerade in Ostfalen so zahlreichen ON auf *-ingerode*“ sah und sich unter diesen mit *Ellierode* NOM ein Vertreter mit – heute – identischem Bestimmungswort findet.

²¹⁾ Es ist interessant, daß, obwohl im appellativischen Gebrauch neuhochdeutsch *Haus* nur den starken Dativ Plural *Häusern* haben kann, bis in die Gegenwart hinein amtliche Ortsnamen mit dem Grundwort *-hausen* gebildet werden, so etwa *Fünfhausen* (Gemeinde Sottrum) ROH. – P. Hessmann: Die jungen Siedlungsnamen des Regierungsbezirks Stade und des Landes Bremen. In: *Studia Germanica Gandensia* 7 (1965), S. 217–254 bringt 16 weitere junge, nach a.1769 entstandene Siedlungsnamen auf *-hausen* bei, dazu einen auf niederdeutsch *-husen*. Der Systemzwang ist so stark, daß es niemandem in den Sinn käme, **Fünfhäusern*, **Adolphshäusern*, **Posthäusern* oder **Wilhelmshäusern* zu bilden. – Daß es im Nordwesten Niedersachsens neuniederdeutsche Dialekte gibt, in denen sehr wohl der schwache Plural *Husen* gilt, ist irrelevant, da ohne Einfluß auf die amtliche Namengebung.

²²⁾ Vergleiche zu diesem Phänomen insbesondere W. Kramer: Zur Abschwächung von *-husen* zu *-sen* in Ortsnamen des Kreises Einbeck und angrenzender Gebiete. In: *Niederdeutsches Jb.* 90 (1967), S. 7–43.

²³⁾ Westfälische Beispiele wie mundartlich *Chëllingesen* für *Gellinghausen*, mundartlich *Häddingsen* für *Heddinghausen*, amtlich *Deiringsen* < *Derwordinchusen* oder amtlich *Gerlingsen* < *Gerlinchusen* bei G. Müller: Akzentgeographie der toponymischen Komposita *x-hausen* im Niederdeutschen. In: *Niederdeutsches Wort* 17 (1970), S. 124–150, zeigen, daß beim Fehlen dieses *-e* das Grundwort sehr wohl zu *-sen* abgeschwächt werden konnte!

men *Ellidar*. Die so entstandene Personengruppen-Bezeichnung *Ellinge*²⁴⁾ nun, deren Bedeutung etwa mit ‚Leute, die in einer bestimmten Beziehung zu Elli stehen‘ umschrieben werden könnte²⁵⁾, steht als Bestimmungswort in *Ellingehusen* < **Ellingohûsun* im Genitiv Plural. ‚Bei den Häusern der Ellinge‘ – das etwa wäre die ‚Bedeutung‘ des Ortsnamens *Elliehausen*, wie sie sich aus der Strukturanalyse ergibt.

So gut wie alle von mir zusammengetragenen etwa 120 einschlägigen Orts- und Wüstungsnamen auf **-ingehusen* im Untersuchungsgebiet zeigen die am Beispiel von *Elliehausen* beschriebene Struktur des Bestimmungswortes²⁶⁾: Es ist eine im Genitiv Plural stehende Personengruppen-Bezeichnung, gebildet mit dem Suffix *-ing* von einem – in der Regel männlichen – Personennamen. Letzterer kann entweder eine Vollform sein – so zum Beispiel in **Baldwardingehusen* zu *Baldward*²⁷⁾, **Detmeringehusen* zu *Theod(e)mar*²⁸⁾, neuhochdeutsch *Dietmar*, *Landringhausen* < *Landwerdingehusen* zu *Landward*²⁹⁾ – oder aber eine Kurzform – so zum Beispiel in *Benniehausen* zu *Benno*, *Elliehausen* zu *Elli* (beziehungsweise *Ello*), *Thüdinghausen* zu *Dudo* oder ähnlich³⁰⁾.

Mit nur einer Ausnahme sind die Namen aller noch existierenden **-ingehusen*-Orte von *Aminghausen* bei Minden über *Elliehausen* GÖ bis *Wülfinghausen* SPR viersilbig, zeigen also ein sehr gleichförmiges Erscheinungsbild; die einzige Ausnahme ist das fünfsilbige *Eddigehausen* GÖ. Auf das Bestimmungswort und auf das Grundwort entfallen dabei jeweils zwei Silben. Das mag zunächst nur eine Äußerlichkeit betreffen, verdient aber als das sehr gleichmäßige Ergebnis einer Reduzierung von ursprünglich fünf beziehungsweise sechs Silben zu nur vieren doch festgehalten zu werden.

4. Entwicklungen des Suffixes *-inge*

Unsere rein philologische Beschäftigung mit den **-ingehusen*-Namen soll sich auf deren Bestimmungswörter konzentrieren, in Sonderheit auf deren Zweitglied, das Suffix *-inge* < **-ingo*³¹⁾. Alle uns dabei interessierenden Probleme lassen sich exemplarisch an den Namen heute noch vorhandener Siedlungen aufzeigen und klären, so daß wir uns hier nur mit ihnen zu beschäftigen haben werden; die Wüstungsnamen können unter diesem Aspekt weitgehend unberücksichtigt bleiben.

Praktisch allen einschlägigen Namen ist zunächst einmal gemein, daß das Suffix bis heute – wenn auch nur resthaft – bewahrt blieb, daß es so gut wie nie völlig geschwunden ist³²⁾. Es hat sich allerdings in allen Fällen eine Reduktion gefallen lassen müssen, erscheint in keinem Namen mehr in seiner ursprünglichen Vollform *-ingo* beziehungsweise in der Form von deren erster Abschwächungsstufe *-inge*, die in aller Regel in den ältesten Belegen bezeugt ist.

²⁴⁾ Vergleiche zu ihr zum Beispiel neuhochdeutsch *Immedinger*, *Karolinger*, *Merowinger*, *Thüringer* sowie, mit Suffixablauf, *Billunger*, *Nibelungen*.

²⁵⁾ Die historischen Implikationen für den Siedlungsplatz *Elliehausen*, die sich daraus ergeben könnten, daß der bei der Analyse des Ortsnamens erkennbar werdende Personennamen eventuell an einer historischen Figur aus dem Geschlecht der Esikonon, der späteren Grafen von Reinhausen, festgemacht werden kann, dürfen hier außer Betracht bleiben.

²⁶⁾ Von den eventuellen Ausnahmen wird später zu handeln sein.

²⁷⁾ Vergleiche althochdeutsch *Paldewart* bei E. Förstemann 1900 (wie Anm. 18), Spalte 241.

²⁸⁾ Vergleiche ebenda Spalte 1440 f.

²⁹⁾ Vergleiche ebenda Spalte 1011.

³⁰⁾ Es wäre durchaus reizvoll zu versuchen, den jeweils zugrundeliegenden Personennamen nachzuweisen, doch kann ich darin an dieser Stelle nicht meine Aufgabe sehen. Stellvertretend sei hier nur festgestellt, daß außer dem mich in anderem Zusammenhang beschäftigenden Elli aus dem Geschlecht der Esikonon *Elli* beziehungsweise *Ello* zum Beispiel in der Corveyer Überlieferung über 20x als Name von Zensiten bezeugt ist (vergleiche das Register zu K.A. Eckhardt: *Studia Corbeiensia*. 2 Bände. Aalen 1970, S. 546).

³¹⁾ Zusammenfassend hat hierüber für das Ostfälische zuletzt W. Flechsig: *Nasalschwund beim Suffix -ing(e) in ostfälischen Appellativen, Orts- und Personennamen*. In: *Niederdeutsches Jb.* 103 (1980), S. 102–128, gearbeitet, wobei er den „Ortsnamen auf *-ingehusen* und *-ingerode*“ ein gesondertes Kapitel widmete (S. 111–113); vergleiche aber auch die 20 Jahre ältere Untersuchung von H. Wesche 1960 (wie Anm. 15).

³²⁾ Die wenigen Ausnahmen sind im folgenden ausführlich darzustellen.

Dabei lassen sich auf der Ebene der amtlichen Schreibungen deutlich zwei Gruppen erkennen, die exemplarisch an den Beispielen *Barsinghausen* H beziehungsweise *Elliehausen* GÖ vorgestellt werden: Bei den zur ersten gehörenden Namen ist – unter Bewahrung von Nasal und Guttural – lediglich das ursprüngliche Kasuszeichen *-e* abgefallen, so daß *-inge* < *-ingo* heute als *-ing* erscheint³³⁾; das heißt umgekehrt, daß bei Vorhandensein des Nasals in keinem einzigen Falle das *-e* bewahrt beziehungsweise restituiert wurde. Bei den zur zweiten Gruppe gehörenden dagegen sind Nasal u n d Guttural geschwunden, dafür aber blieb das *-e* erhalten, so daß *-inge* in ihnen heute als <ie> erscheint³⁴⁾.

Es fällt besonders ins Auge, mit welcher Konsequenz im alten Amt Moringen NOM die Restituierung des *-ing* erfolgte – heute *Erting-*, *Schneding-*, *Thüding-*, *Üssinghausen* –, während die entstprechenden Bildungen im benachbarten ehemaligen Amt Uslar NOM ausnahmslos auf *-iehausen* enden – *Dellie-*, *Reitlie-*, *Rellie-*, *Verlie-*, *Volpriehausen*; das spricht für einen jeweils zentral gesteuerten Ausgleich in jüngerer Zeit.

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle ausdrücklich, daß – sofern die Überlieferung dicht genug ist – im Verlauf der Entwicklung beinahe jedes einzelnen Namens beide Stadien – mitunter auch völliger Verlust des Suffixes – zu beobachten sind. Weshalb ein bestimmtes Durchgangsstadium schließlich zur amtlichen Namenform kanonisiert wurde, ein anderes aber nicht, ist auch bei ‚unserer‘ Namensgruppe nicht zu erkennen.

Wesentlich einheitlicher stellt sich die Entwicklung hin zu den heutigen Mundartformen dar; sie ist getrennt zu behandeln. Auch bei jenen Namen, die heute amtlich auf *-inghausen* enden, zeigt die Mundart in der Regel mit ihrem /je/ jene Stufe, die die oben genannte zweite Gruppe amtlich mit ihrer <ie>-Schreibung erreicht hat.

4.1. *Barsinghausen*

Am Beispiel des in meinem Material bis a.1500 sehr gut bezeugten *Barsinghausen* H³⁵⁾ soll jene erste Gruppe beschrieben werden, die das Suffix heute amtlich als *-ing* zeigt. Der älteste mir bekannt gewordene Beleg ist a.1193 in *Berkingehusen*. Er läßt die immer wieder angesprochene Struktur des Bestimmungswortes unzweideutig erkennen, das zu einer männlichen Personennamen-Kurzform *Berico* oder ähnlich zu stellen ist³⁶⁾. Zwar weist schon der nächste Beleg, a.1200-a.1202 in *Berzinghusen*³⁷⁾, den Abfall des auslautenden *-e* des Bestimmungswortes auf, doch ist diese Erscheinung für die Frühzeit die Ausnahme; bis etwa a.1500 hin haben die Formen auf *-inge* mit etwa 75% der insgesamt rund

³³⁾ Daß die Mundart hiervon vielfach abweicht, ist später darzustellen. – In diesem Punkt differieren die *-ing(e)hausen*-Namen deutlich von den jüngeren *-ingerode*, die – soweit sie das Suffix *-inge* bewahrt haben – es bis heute in seiner Vollform zeigen, allenfalls mit Nasalausfall (*Kerstlingerode* GÖ, *Tiftlingerode* DUD, *Wernigerode* und so weiter).

³⁴⁾ Als einzige Ausnahme erweist sich *Eddigehausen*. – Nasal und *-e* sind bei *Brünighausen* (Gemeinde Limmer) ALF und *Brünnighausen* HM ausgefallen.

³⁵⁾ Daß Verfasser in *Barsinghausen* am Deister aufwuchs, ist ein eher zufälliges Zusammentreffen.

³⁶⁾ So zum Beispiel E. Förstemann (wie Anm. 18), Spalte 260.

³⁷⁾ In dem hier interessierenden Zusammenhang ist lediglich darauf hinzuweisen, daß in *Berkingehusen* > *Berzingehusen* > *Bersingehusen* > *Bersinghusen* > *Barsinghusen* > *Barsinghausen* zum einen unverkennbar der sogenannte Zetazismus wirksam gewesen ist, durch den das vor hellem Vokal stehende palatale /k/ zu einem Spiranten sibilisiert wurde, daß zum anderen der Übergang des vor /r/ + Konsonant stehenden /e/ zu /a/ erfolgte. – Vergleiche zum Zetazismus insbesondere Agathe Lasch: Palatales k im Altniederdeutschen. In: Neuphilologische Mitteilungen 40 (1939), S. 241–318 u. S. 387–423. (Nachgedruckt in Agathe Lasch, Ausgewählte Schriften zur niederdeutschen Philologie. Hrsg. von R. Peters u. T. Sodmann. Neumünster 1979, S. 104–217) – sie behandelt *Barsinghausen* ebenda S. 404 f.; weiteres Namenmaterial bietet H. Wesche: Zetazismus in niedersächsischen Flurnamen. In: Indogermanica. Festschrift für Wolfgang Krause. Heidelberg 1960, S. 230–248. – Für den im Niederdeutschen weit verbreiteten Übergang des /e/ > /a/ sei lediglich auf W. Flechsig: Senkung des alten kurzen e zu a vor r-Verbindungen in Ostfalen und neue regelwidrige e-Formen. In: Niederdeutsches Jb. 101 (1978), S. 106–128, verwiesen.

200 Belege ein deutliches Übergewicht gegenüber jenen auf *-ing*³⁸). Es kommt hinzu, daß in zahlreichen Fällen aus einem Jahr beide Varianten überliefert sind, mitunter sogar in ein und derselben Urkunde³⁹).

Erst im 16. Jahrhundert hat sich bei *Barsinghausen* der Abfall des auslautenden *-e* des Bestimmungswortes endgültig durchgesetzt: a.1506 noch *tho Barsingehusen*, am Ende des Jahrhunderts dann a.1590 *Barsingkhausen*, a.1611 *Barsinghausen*⁴⁰).

Nur sehr selten begegnen Formen, die keinen Nasal zeigen; sie können das *-e* entweder bewahrt oder aber ebenfalls verloren haben. Ob das Fehlen des Schriftzeichens <n> zum Beispiel in a.1255 in *Berezigghusen*, a.1256 in *Berchiggehusen* beziehungsweise in *Berziggehusen*, a.1258 in *Bertsigehusen* beziehungsweise in *Bertcighusen*, a.1266 in *Berziggehusen* und ähnlich wirklich Nasalausfall auch in der Lautung signalisiert oder ob Graphien wie <ggh>, <cgh>, <gh> und <gg>, ja selbst <g> nicht vielmehr doch auch für den Lautwert /ng/ stehen können, läßt sich hier nicht entscheiden⁴¹). Nach a.1353 in *vil-la Bersighusen* jedenfalls taucht keine <n>-lose Form mehr auf.

Das Extrem, das in Fällen wie *Bennie-*, *Ellie-* oder *Gelliehausen* zur Endstufe der amtlichen Entwicklung geworden ist, der Ausfall von Nasal u n d Guttural des Suffixes, begegnet bei *Barsinghausen* nur ein einziges Mal – sehr früh allerdings! –, und zwar mit *de Berchsihusen* von a.1216. Diese Form steht in einer päpstlichen Privilegienbestätigung für das Kloster derartig isoliert, daß ich ihr keine Bedeutung beimessen möchte. Obendrein finden sich in derselben Urkunde mit *Balduuardingehusen*, *Edingehusen*, *Elbingehusen*⁴²), *Emechingehusen*, *Helmerchingehusen*, *Hertingehusen*, *Reinboldingehusen* und *Walteringehusen* nicht weniger als acht einschlägige Namen, in denen das Suffix in seiner für die Zeit zu erwartenden Vollform *-inge* erhalten ist. Vermutlich hatte der Barsinghäuser Schreiber der vorauszusetzenden Vorurkunde den ihm geläufigen Namen seines Klosters in abgekürzter Form niedergeschrieben, die dann bei der von einem ortsfremden ‚Kollegen‘ angefertigten Endausfertigung nicht korrekt aufgelöst wurde. Die Namen jener Orte aber, in denen das Kloster Besitz hatte, waren dagegen in ihrer jeweiligen Vollform notiert, kam es bei ihnen doch auf unanfechtbare Eindeutigkeit an.

Ähnlich wie *Barsinghausen* verhalten sich auf der Ebene der amtlichen Formen

Aminghausen nordöstlich Minden⁴³),

Bessinghausen HM < a.977 (Kopie 15. Jahrhundert) *Bettikingahusen*, a.1062 *Batsingehusen*,

Blyinghausen STH < a.1225 *Blidingehusen*,

Bösinghausen GÖ < a.1318 *Bosinghehusen*,

Düdinghausen RI < a.1247 (Kopie 14. Jahrhundert) *Dudingehusen*,

Echtringhausen RI < a.1370 *Ochteringehusen*,

Eddinghausen ALF < a.1146 *Ettingehusen*,

Ertinghausen NOM < a.1320 *Ertingehusen*,

Helsinghausen RI < a.1289 *Helcingehusen*,

Landringhausen H < a.1229 *Landwerdingehusen*,

Luttringhausen (Gemeinde Bantorf) H < a.1303 *Lutteringehusen*,

Luttringhausen SPR < a.1306 *Lutteringehusen*,

³⁸) Noch a.1485 und a.1506 *Barsingehusen*.

³⁹) So zum Beispiel a.1231 *de Bertsingehusen* neben *de Bertsinghusen* oder a.1300 *de Bercinghehusen* neben *clastro Bercinghusen*.

⁴⁰) Aus Mangel an Belegen kann ich den Zeitraum nicht genauer fassen. Bei *Elliehausen* GÖ sowie *Ertinghausen*, *Schnedinghausen*, *Ussinghausen*, *Verliehausen* und *Volpriehausen* NOM waren es die 1580er Jahre, in denen sich *-ing* gegenüber *-inge* durchsetzte. Sporadische *-inge*, die bei *Barsinghausen* eventuell noch nach a.1600 auftauchen könnten, vermögen den Befund ebensowenig umzustößen wie umgekehrt die frühen *-ing*. – Das Ergebnis deckt sich mit den Erkenntnissen W. Flechsigs 1980 (wie Anm. 31), S. 112.

⁴¹) Vergleiche dazu Agathe Lasch: *Mittelniederdeutsche Grammatik*. Halle a. S. 1914, § 344.

⁴²) Statt *Elbingehusen* ist recte **Ebbingehusen* zu lesen.

⁴³) Als Fortsetzung der schauburgischen Gruppe hier aufgenommen.

Päpinghausen nordöstlich Minden⁴⁴⁾ < um a.1055 (Kopie 15. Jahrhundert) *Papingohuson*,
Pessinghausen HM < um a.1055 (Kopie 15. Jahrhundert) *Passinchusen*,
Remeringhausen STH,
Röllinghausen ALF < a.1387 *Rollingehusen*,
Schnedinghausen NOM < a.1199 (Kopie 13. Jahrhundert) *Snetingehusen*,
Thüdinghausen NOM < a.1139 *Thutiggehuse*⁴⁵⁾,
Üssinghausen NOM < a.1380-a.1390 *Ußtyngehusen*,
Waltringhausen RI < a.1213 *Waltheryngehusen*,
Wichtringhausen H < a.1185-a.1206 *Wichmereghusen*,
Winninghausen H < a.1211 *Winningehusen* sowie
Wölpinghausen STH < a.1246 *Welpingehusen*.

Auffällig an dieser Gruppe sind zwei ‚Nester‘, das eine am Nordostrand des Deisters um Barsinghausen H – außer *Barsinghausen* selber noch *Helsing-*, *Landring-*, *Luttring-*, *Waltring-*, *Wichtring-* und *Winninghausen* – und das andere das bereits erwähnte im alten Amt Moringen NOM mit *Erting-*, *Schneding-*, *Thüding-* und *Üssinghausen*; sie machen zusammen die Hälfte aller Namen aus.

Erheblich verdichtet wird dieses Netz durch die einschlägigen Wüstungsnamen, die – streng auf der Basis ihrer in der Regel sehr dürftigen, oft nur aus einem einzigen Beleg bestehenden Überlieferung⁴⁶⁾ – im folgenden nur aufgelistet werden sollen, ohne daß sie im einzelnen besprochen werden könnten:

a.1224 *Bogingehusen* ALF,
a.1146 *Bouingehusen*, jetzt Haus Escherde ALF⁴⁷⁾,
um a.1600 *Dedingehusen* (unbekannt, im Göttingenschen),
Detmeringehusen nördlich Börry HM⁴⁸⁾,
a.1277 *Diderzingehusen* bei Dedensen H,
a.1055-a.1080 (Kopie 15. Jahrhundert) *Didingohuson* bei Frille STH,
a.1007 (Kopie 15. Jahrhundert) *Edingahusun* bei Erzhausen GAN,
Edingehusen bei Levedagsen HM,
a.1193 *Eidinkehusen* bei Nienstedt SPR,
a.1125 *Eilleringehusen* bei Dieckholzen HI,
a.1230 *Ekwordingehusen* bei Nienstädt STH,
a.1330 *Esedingehusen* bei Barsinghausen H,
a.1409 *Folcringehusen* im „Gericht Lauenstein“ HM⁴⁹⁾,
a.1236 (Kopie 15. Jahrhundert) *Heygingehusen* bei Schnedinghausen NOM,
Hellingehusen östlich Bad Pyrmont HM,
a.1216 *Helmerchingehusen* bei Egestorf H,
a.1216 *Hertingehusen* bei Barsinghausen H,
a.1359 *Hossinchusen* bei Salzhemmendorf HM,
Huningehusen westlich Polle HM,

⁴⁴⁾ Als Fortsetzung der schauburgischen Gruppe hier aufgenommen.

⁴⁵⁾ Zur Schreibung <gg> für /ng/ vergleiche oben.

⁴⁶⁾ So sehr zu vermuten steht, daß zum Beispiel *Hellinge-*, *Sellinge-* und *Wellingehusen* sich zu **Hellie-*, **Sellie-* und **Welliehusen* entwickelt hätten, so wurde doch auf derartige Spekulationen verzichtet.

⁴⁷⁾ Nach Annette v. Boetticher: Das Lehnregister der Herren von Bortfeld und von Hahnensee aus dem Jahre 1476. Hildesheim 1983, S. 10, wurde das a.1203 gestiftete Benediktinerinnenklosters Escherde wegen „der ungünstigen Lage an der Landstraße Hildesheim – Poppenburg [...] drei Jahre nach seiner Gründung nach Bovingehusen verlegt, auf das der Name Escherde übertragen wurde“.

⁴⁸⁾ Laut Kreisbeschreibung Hameln-Pyrmont, Abb. 50 und zugehöriger Tabelle, ohne Datierung, ohne Quellen-nachweis. – Hier wie bei den anderen aus dieser Kreisbeschreibung übernommenen Namen wurde die dortige Form zu *-ingehusen* normalisiert.

⁴⁹⁾ Wie die jüngere Form a.1567 *Folsigehusen* zeigt, wäre auch hier wohl, hätte das Dorf fortbestanden, wie bei *Föl-ziehausen* ALF eben diese amtliche Form sowie die Mundartform *Fölsche-* zu erwarten gewesen.

- Lomeringlehusen* östlich Esperde HM,
a.1322 *Meylinghehusen* bei Dassel EIN,
a.1241 *Oddinghehusen* bei Gronau ALF,
a.1216 *Reinboldinghehusen* (unbekannt, bei Barsinghausen H?),
a.1678 *Reininghehusen* bei Seesen GAN,
a.1458 *Rottinghehusen* bei Bremke HOL,
Sellinghehusen bei Hoyershausen ALF⁵⁰),
a.1359 *Ziberinghehusen* bei Wennigsen H,
a.1269 *Sydinghehusen* bei Bisperode HOL,
a.1053 *Svitbaldigehusun* (unbekannt, im Hildesheimschen),
a.1125 *Thiederikinghehusen* (= Wrisbergholzen ALF?),
a.1347 *Thudinghehusen* westlich Eberhausen NOM⁵¹),
a.1447/51 *Ybbinchusen*, a.1465 *Ubinkhusen* bei Exten RI,
13. Jahrhundert *Wellinghehusen* nördlich Hachmühlen SPR,
a.1304 *Wercinghehusen* östlich Altenhagen II SPR,
a.1458 *Werdinghehusen* bei Bisperode HOL,
a.1446 *Weringhehusen* (unbekannt, im „Go Seelze“ H),
a.1312 *Wittinghehusen* bei Dellichhausen NOM.

Zumindest erwähnt werden muß an dieser Stelle doch auch die Fortsetzung des Stranges der ostfälschen -ing(e)hausen-Orte in nordwestlicher Richtung in den Kreis Nienburg hinein. Hier finden wir an Namen noch bestehender Orte

- Deblinghausen* < a.1287 *Debbelinghehusen*,
*Düdinghausen*⁵²) < a.1320 *Dudinghehusen*,
Sarninghausen,
Schessinghausen < a.1277 *Schezinghehusen* sowie
Woltringhausen.

Hinzu kommen die Wüstungen

- a.1252 *Emminghehusen* bei Wiedensahl,
a.1441 *Hemmerincgehußen* bei Liebenau,
a.1230 *Hoginhehusen* und
a.1280 *Ostringhehusen* bei Loccum.

4.2. Elliehausen/ Eljehusen

Verfolgen wir nun am Beispiel *Elliehausen* GÖ die Entwicklung der zweiten Gruppe, jener Namen, in denen -inge über -ige amtlich zu -ie wurde. Erstmals a.1309 taucht mit *Ellighehusen* ein Nachweis für den sogenannten Nasalschwund auf. Er steht allerdings völlig isoliert, behalten doch bis in das beginnende 17. Jahrhundert hinein die -n-haltigen Formen eindeutig das Übergewicht.

Die Interpretation der Genese der modernen amtlichen Schreibung ist nicht ohne Hinzuziehung der heutigen Mundartform *Eljehusen* möglich. Sie legt die Annahme nahe, daß in der gesprochenen Sprache nach dem Nasalausfall im späten 16./frühen 17. Jahrhundert der ursprüngliche Verschlußlaut /g/ – er stand ja nach /n/ – zum Reibelaut /j/ wurde, daß also das *Ellige*- der Schrift als **Ellije*- gesprochen wurde. Von dieser Form **El-li-je*- her sind zwei Entwicklungsmöglichkeiten denkbar: Zum einen konnte **Ellije*- durch den Ausfall der Mittelsilbe /li/ zur heutigen zweisilbigen Mundartform

⁵⁰) Laut Kreisbeschreibung Alfeld, Abb. 45 und zugehöriger Tabelle, ohne Datierung, ohne Quellennachweis. – Hier wie bei den anderen aus dieser Kreisbeschreibung übernommenen Namen wurde die dortige Form zu -ingehusen normalisiert.

⁵¹) Nicht identisch mit dem heute noch vorhandenen *Thüdinghausen*!

⁵²) Vergleiche den gleichnamigen Ort im Landkreis RI!

Elje- werden, zum anderen konnte das dem auslautenden /i/ der Mittelsilbe eng verwandte, in dieser Konstellation ohnehin nur schwach artikulierte anlautende /j/ der dritten Silbe ausfallen, was zu einem immer noch dreisilbigen **Ellie-* führte. Wir dürfen unterstellen, daß die Schreibung <Ellie> anfangs noch dreisilbig als /El-li-e/ gesprochen wurde, wenn auch – im Zuge weiterer Ausspracheerleichterung – sehr bald die Tendenz zu zweisilbigem /Elli:/ beziehungsweise – wegen der Stellung im Nebenton – /Elli/ eingesetzt haben dürfte. Heute wird der Name von allen hochdeutsch Sprechenden als *Elliehausen* mit Monophthong /i:/ oder /i/ artikuliert, worin man vielleicht auch eine ‚spelling pronunciation‘ sehen darf, sind wir es doch aufgrund im Neuhochdeutschen geltender Regularitäten gewohnt, die Graphemfolge <ie> als /i:/ zu sprechen.

Strukturell gleiche oder ähnliche Ausgangsbedingungen wie bei *Elliehausen* führten zu gleichen oder ähnlichen Ergebnissen⁵³). Von der Buchstabenfolge her praktisch identisch mit *Elliehausen*/ *Eljehusen*, von ihm nur durch einen zusätzlichen anlautenden Konsonanten unterschieden, sind

Delliehausen NOM < a.1366 *Dellingehusen*,

Gelliehausen GÖ < a.990 *Gelingehuson*,

Welliehausen HM < a.1237-a.1247 *Welingehusen* sowie

Welliehausen (Gemeinde Bremke) HOL < 15. Jahrhundert *Waldingehusen*⁵⁴).

Nur in Nuancen unterscheiden sich hiervon

a.1621 *Illihusen*, + südsüdöstlich Döderode OHA, < a.1358 *Yllingehusin*,

Filliehausen, + bei Barsinghausen H, < a.1329 *Villingehusen*,

Milliehausen (Gemeinde Eimbeckhausen) SPR,

a.1761 *Milliehausen*, + nordwestlich Kaierde GAN, < a.1400 *Millingehusen* sowie

Walliehausen, + südwestlich Dassel EIN.

Ebenfalls die Struktur ‘(Konsonant +) Kurzvokal + Geminate’ vor dem -inge weisen auf

Benniehausen GÖ < a.1123 (Fälschung um a.1200) *Benningehusen*,

a.1625 *Dissihausen*, + bei Wegensen HOL, < um a.1545 *Dessingehusen*⁵⁵),

Dittihausen, + westlich Freden ALF⁵⁶),

a.1524 *Ebbihusen*, + bei Bantorf H, < a.1216 *Ebbingehusen*⁵⁷),

a.1652 *Ebbihusen*, + bei Arnum H, < a.1226 *Ebbingehusen*⁵⁸),

a.1510 *Enniehausen*, + eventuell bei Herkendorf HM,

Harriehausen OHA < a.973 (in) *Heringohuso (marcha)*⁵⁹),

Herriehausen (Gemeinde Schmarrie) SPR,

Hissiehausen, + bei Denkiehausen HOL, < a.1138 *Hißingehusen*,

Kessiehausen (Gemeinde Bakede) SPR < a.973-a.1011 *Cassingehusen* sowie

Winniehausen, + südöstlich Bahnhof Förste OHA.

Auch folgende Namen, deren Struktur eher an die von *Barsinghausen* erinnert, haben eine Abschwächung des -inge zu <ie> erfahren:

⁵³) Die einschlägigen Wüstungsnamen, die im folgenden ohne Hervorhebung mit in die Liste aufgenommen werden, lassen von den älteren Belegen zu den jüngeren hin dieselbe Entwicklung erkennen, so daß man wird unterstellen dürfen, daß die heutige amtliche Form <ie> aufwies, gäbe es sie denn.

⁵⁴) *Relliehausen* EIN ist hier auszuschließen; vergleiche Kapitel 6!

⁵⁵) Vergleiche aber auch unten Kapitel 4.3.

⁵⁶) So W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 94; die Kreisbeschreibung Alfeld hat dafür, ebenfalls ohne Quellennachweis, *Dotihusen*.

⁵⁷) So recte statt *Elbingehusen* der Urkunde.

⁵⁸) a.1987 aber auch *Eviehausen*, a.1771 *Ebiehausen* mit Beseitigung der Geminate und Dehnung des anlautenden Vokals.

⁵⁹) Zum Problem des Bestimmungswortes dieses Ortsnamens vergleiche Kapitel 7. – Hier ist er unter lautlichen und strukturellen Aspekten durchaus zu berücksichtigen.

Barsihausen, + bei Freden ALF, < a.1224 *Berchingehusen*⁶⁰),
a.1606 *Busihusen*, + im „Gericht Calenberg“,
Denkiehausen HOL < um a.1350 *Denkingehusen*,
Diesihusen, + südöstlich Esperde HM,
Fölziehausen ALF, mundartlich *Fölschehiusen*⁶¹),
Habrihausen (Gemeinde Obernwöhren) STH,
a.1767-a.1777 *Heisiehhausen*, + bei Lutterhausen NOM, < a.1539 *Heysingehusen*,
a.1784 *Mörliehhausen*, + bei Großenrode NOM, < a.1376 *Murlingehusen*,
a.1618 *Reberihhausen*, + eventuell bei Klein Schneen GÖ,
Reitliehausen (Gemeinde Uslar) NOM,
19. Jahrhundert *Remziehausen*⁶²), + bei Harderode HOL, < a.1317 *Rentinghehusen*,
Ricklihausen, + bei Freden ALF, < *Ringlinghuser*⁶³),
Verliehausen NOM < a.1383 *Vrilingehusen*,
Werdiehausen, + bei Bisperode HOL, < um a.1535 *Werdingehusen*⁶⁴).

4.3. Die mundartliche Entwicklung

Für praktisch alle *-ingehusen*-Namen gilt, was eigentlich nicht anders zu erwarten ist: Amtliche und mundartliche Form haben – sehen wir von den sogenannten ‚spelling pronunciations‘ ab – eine unterschiedliche Entwicklung genommen. Das kann hier zum einen für alle jene Fälle mit Sicherheit festgestellt werden, in denen mir die heutige Mundartform vorliegt, das kann zum andern an vielen weiteren Beispielen aus der historischen Überlieferung – auch der Wüstungsnamen – geschlossen werden, in der trotz aller etymologisierenden Tendenzen eben doch oft genug die gesprochene Sprache durchscheint.

Das wohl eindrucksvollste Phänomen ist die Erkenntnis, daß die sich in den amtlichen Formen manifestierenden Divergenzen zwischen den beiden behandelten Hauptgruppen auf der Ebene der Mundarten praktisch völlig beseitigt worden sind – und zwar zugunsten der Entwicklung in der *Elliehausen*-Gruppe. Im Prinzip zeigen a l l e mir zugänglichen Mundartformen und auch die jüngeren Belege der Wüstungsnamen das Bestimmungswort entweder auf /je/ oder auf <ie> ausgehend.

Betrachten wir zunächst aus der *Barsinghausen*-Gruppe die folgenden Mundartformen:

Bösiëhusen, *Boisjehusen*, gar *Boihusen* mit völligem Schwund des Suffixes⁶⁵), für *Bösinghausen* GÖ,
Erdjehöusen für *Ertinghausen* NOM,
Röljehusen, *Röllgehusen* für *Röllinghausen* ALF,
Sneitjehusen, *Sneetjehusen* für *Schnedinghausen* NOM,
Tütjehusen, gar *Tühusen*, *Töihusen* mit völligem Schwund des Suffixes für *Thüdinghausen* NOM.

⁶⁰) Dieses Paar deutet an, wie die Entwicklung auch bei *Barsinghausen* H hätte verlaufen können.

⁶¹) Zur Mundartform mit ihrem /sch/ vergleiche Kapitel 4.3.

⁶²) Wohl fehlerhaft für **Renziehausen*.

⁶³) *Rickli*- bei W. Flehsig 1965 (wie Anm. 1), S. 94, *Ringling*- in der Kreisbeschreibung Alfeld, beide ohne Quellenangabe.

⁶⁴) Eine vom bisherigen Bild – entweder Typ ‚*Barsinghausen*‘ oder Typ ‚*Elliehausen*‘ – abweichende Entwicklung zeigen in der amtlichen Form *Brünighausen* (Gemeinde Limmer) ALF und *Brünnighausen* HM < a.1217 *Bruninkehusen* sowie *Eddigehausen* GÖ < a.1211 *Odingehusen*, a.1235 *Edinchehusen*. Mit ihrem erhaltenen <g> stimmen alle drei zur ersten Gruppe, haben im Unterschied zu deren Vertretern aber den Nasal endgültig verloren; entsprechende Durchgangsstufen weisen auch andere Vertreter dieser Gruppe auf. – *Eddigehausen* nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als es als einziger Name heute noch amtlich das auslautende -e von -inge bewahrt hat. Damit fällt es völlig aus dem Rahmen aller bisher Besprochenen heraus – schlägt aber in seiner formalen Einzigartigkeit zugleich die Brücke zwischen dieser Gruppe und der zweiten.

⁶⁵) Vergleiche dazu Kapitel 5.

An Wüstungsamen kommen a.1782 *Hartgehausen* bei Barsinghausen H < a.1216 *Hertingehusen* und *Wittgehusen* nordöstlich Delliehausen NOM < a.1312 *Wittingehusen* hinzu, und auch *Edjehusen* für *Eddigehausen* GÖ und *Brünjehusen* für *Brünnighausen* HM schließen sich hier bruchlos an.

Sie alle entsprechen, wie gesagt, denen der *Elliehausen*-Gruppe, deren Vertreter sich mithin auf der Ebene der amtlichen Formen der Entwicklung in der gesprochenen Sprache angeschlossen haben. Dagegen tragen die amtlichen Formen der Angehörigen der *Barsinghausen*-Gruppe ausgesprochen konservative Züge: Gegen die Entwicklung in der gesprochenen Sprache haben sich in ihnen mit der Restituierung des *-ing* die etymologisierenden Tendenzen der frühneuzeitlichen Urkundensprache durchsetzen und bis in die Gegenwart behaupten können.

In bestimmter lautlicher Umgebung, nämlich nach /s/ beziehungsweise /ts/, ist das mundartlich zu /je/ abgeschwächte /ije/ < /ige/ < /inge/ mit dem vorhergehenden Sibilanten zu /sche/ verschmolzen. Wiederum am Beispiel von *Barsinghausen* H soll diese Sonderentwicklung Schritt für Schritt nachvollzogen werden.

Zumindest in der schriftlichen Überlieferung spätestens seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte, wie wir gesehen haben, *Barsinghausen* keine Chance, zu **Bersiehusen*, **Barsiehusen* zu werden; die Kanzleiformen verfestigten sich offensichtlich so früh derart stark, daß ein – durchaus denkbarer (vergleiche **Barsihausen* ALF) – Weg in diese Richtung versperrt wurde. Ganz anders dagegen müssen die Verhältnisse in der gesprochenen Sprache gewesen sein. Zwar finden sich in der Überlieferung bis etwa a.1600 keine entsprechenden Hinweise⁶⁶⁾, aber die moderne Mundartform *Baschehusen* läßt keinen anderen Schluß zu, als daß Kanzlei- und Mundartform sich auseinanderentwickelten.

Für den sprechsprachlichen Prozeß müssen wir eben doch davon ausgehen, daß in der schriftlichen Überlieferung nie manifest gewordenes **Bersiehusen* bestanden hat. *Baschehusen* läßt sich nur dann überzeugend erklären, wenn – was wir bei *Elliehausen* bestätigt fanden – wir unterstellen, daß die Graphie <ie> in **Bersiehusen* als /je/ beziehungsweise – nach dem stimmlosen /s/ – als dessen stimmlose Variante /che/ gesprochen wurde. Wir haben also auf dieser Stufe von **Bersje*- beziehungsweise **Bers-chehusen* auszugehen. Es ist müßig, darüber zu spekulieren, ob bereits jetzt oder erst nach dem Übergang des /e/ vor /r/ + Konsonant zu /a/⁶⁷⁾ die ursprünglich durch die Silbengrenze getrennten /s/ + /je/ beziehungsweise /che/ zu /sche/ verschmolzen; die Senkung des /e/ zu /a/ kann nur vor der folgenden /r/-Verbindung erfolgt sein. **Bersje*- beziehungsweise **Bers-chehusen* oder aber **Berschehusen* wurden jedenfalls schließlich zu **Barschehusen*. In dieser Form nun verlangte die sogenannte schwere Konsonantenverbindung /rsch/ nach einer Erleichterung, und diese erfolgte – vergleichbar dem Paar *Marsch/ Masch* – durch den Ausfall des /r/. Das Ergebnis war die heutige Mundartform *Baschehusen*, in der als letzter Reflex des ursprünglichen Suffixes *-inge* des Bestimmungswortes nur noch dessen Auslaut *-e* erhalten ist. In dieser Gestalt steht das Bestimmungswort dieser Mundartform den amtlichen und mundartlichen Erstgliedern der Namen der zweiten Gruppe sehr nahe, ja, *Barsinghausen* müßte gar dieser zweiten Gruppe zugeordnet werden, berücksichtigten wir nur mundartlich *Baschehusen*.

⁶⁶⁾ Die wenigen in die im folgenden zu beschreibende Richtung deutenden Schreibungen wurden eben nicht als Indikatoren der gesprochenen Sprache interpretiert. – Ich empfinde es an dieser Stelle durchaus als Manko, daß ich nicht über jüngere Belege verfüge, denn in ihnen würde ich eher einen Reflex der mundartlichen Entwicklung erwarten als in den älteren.

⁶⁷⁾ In der amtlichen Überlieferung ist dieser Übergang erstmals a.1339 mit in *Barsinghusen* nachzuweisen, das aber noch sehr isoliert steht; erst gut 100 Jahre später findet sich mit a.1448 *to Barsinghusen* der nächste Beleg. Etwa um diese Zeit scheint sich die Senkung des /e/ durchgesetzt zu haben, folgt doch nur a.1463 und a.1464 noch einmal eine <e>-Schreibung.

Wie a.1193 *Berkingehusen*, a.1203 *Berchingehusen*, a.1204 *Bersingehusen*, a.1231 *Bertsingehusen*, a.1485 *Barsingehusen* > mundartlich *Baschehusen* entwickelten sich um a.1545 *Desingehusen*, *Dessingehusen* > a.1763 ⁺*Tischershausen*, um a.1800 ⁺*Dischershausen* HOL (bei Wegensen)⁶⁸⁾,

Fölschehusen neben amtlich *Fölziehausen* ALF,

a.1289 *Helcingehusen* > *Helschehusen*, amtlich *Helsinghausen* RI,

a.1333 *Hemmescingehusen* > amtlich *Hemschehausen* (Gemeinde Eimbeckhausen) SPR sowie a.1380-a.1390 *Ußtyngehusen* > *Üsjehusen*⁶⁹⁾, *Üschehusen*, amtlich *Üssinghausen* NOM⁷⁰⁾.

Nachdem wir für die Erklärung der Entwicklung der amtlichen Form *Elliehausen* GÖ bereits die moderne Mundartform *Eljehusen* hatten heranziehen müssen, brauchen wir an dieser Stelle nur noch die übrigen Vertreter dieser zweiten Gruppe aufzulisten. Bei grundsätzlich gleichen oder doch sehr ähnlichen Ausgangsbedingungen finden wir heute

Deljeheosen für amtlich *Delliehausen* NOM,

Cheljehusen für amtlich *Gelliehausen* NOM,

Weljehusen für amtlich *Welliehausen* HM,

Weljehusen für amtlich *Welliehausen* (Gemeinde Bremke) HOL,

Miljehusen für ⁺*Milliehausen* GAN,

Benjehusen für amtlich *Benniehausen* GÖ sowie

Harjehusen für amtlich *Harriehausen* OHA.

5. Verkappte -ingehusen-Namen

Es ist hinlänglich bekannt, daß, wie H. Wesche⁷¹⁾ es formulierte, „sich das Suffix [-ing(en)] teilweise ganz verloren“ hat, daß von ihm keine Spur – etwa <ige>, <ig>, <ie>, <i> oder /je/ – mehr vorhanden ist. Für den unbefangenen Betrachter ist heute auf den ersten Blick nicht zu erkennen, ja bleibt für ihn überraschend, daß die folgenden modernen amtlichen und/oder mundartlichen Namenformen in den hier behandelten Zusammenhang gehören sollen. Erst die Berücksichtigung historischer Belege macht deutlich, daß dies tatsächlich der Fall ist.

Sofern eine hinreichende Überlieferung älterer Zeugnisse vorliegt, müssen wir überdies konstatieren, daß auch zwei der bisher aufgeführten, entweder den Typen ‚*Barsinghausen*‘ oder ‚*Elliehausen*‘ zugeordneten Namen recht deutliche Spuren des vollständigen Ausfalls des Suffixes zeigen: Wäre Thüdinghausen NOM im Jahre 1562 wüst geworden und hätte es danach keine Erwähnung mehr gefunden, dann hätten wir seinen Namen aufgrund der damaligen Form *Tühausen* wie auch der modernen Mundartform *Tühusen*, *Töihusen* jetzt hier einzuordnen; ähnliches gilt für a.1714 *Mörlhausen* für die Wüstung Mörliehausen NOM.

Verantwortlich für diese Erscheinung dürfte eine anders als bei allen bisher besprochenen Namen verlaufene Entwicklung der Akzentverhältnisse gewesen sein. Wir müssen allerdings auch hier davon ausgehen, daß anfänglich die Stammsilbe des Bestimmungswortes den Hauptton trug, die des Grund-

⁶⁸⁾ *Dischers-*, *Tischers-* ist sicherlich volksetymologische Umdeutung zu neuniederdeutsch *Discher*, *Tischler*, die ohne vorauszusetzendes **Dische-* nicht denkbar ist.

⁶⁹⁾ Diese Form läßt als einzig bezeugte sehr schön die Kontraktion von /s/ + /j/ > /sch/ erkennen!

⁷⁰⁾ Da uns für die folgenden Namen keine entsprechenden Belege vorliegen, dürfen wir vielleicht doch einmal spekulieren und unterstellen, daß auch in anderen ähnlich strukturierten Namen /s/ beziehungsweise /ts/ + -ingehusen mundartlich als /sche/ erschiene: *Bessinghausen* HM als **Beschehusen*, +*Fölziehausen* HM ebenfalls als **Fölschehusen*, +*Heisingehusen* NOM als **Heische-* oder **Hätschehusen*, +*Hissingehusen* HOL als **Hischehusen*, +*Hossingehusen* HM als **Hötschehusen*, *Pessinghausen* HM als **Peschehusen*, +*Weringehusen* SPR als **Waschehusen*.

⁷¹⁾ H. Wesche 1960 (wie Anm. 15), S. 265.

wortes einen Nebenton. Im Unterschied zu den Typen ‚Barsinghausen‘ und ‚Elliehausen‘ jedoch ist bei den Namen der folgenden beiden Gruppen bei identischen Ausgangsbedingungen das in dem völlig unbetonten Mittelteil stehende Suffix *-inge* nicht – wenn auch verkürzt – erhalten geblieben, sondern es ist ausgefallen. So wurde zum Beispiel aus a.1296 **Dinkelgehüsen* zunächst unter Beibehaltung der ursprünglichen Betonung **Dinkelhüsen*, das sich seinerseits dann – jetzt wieder analog zu *Barsinghausen* und *Elliehausen* – durch die Verlagerung des Akzentes auf das Grundwort weiter zu **Dinkelhüsen* mit ausschließlicher Endbetonung entwickelte.

Entsprechend sind die weiteren hierher gehörenden Beispiele mit betontem und daher erhaltenem Grundwort zu interpretieren:

a.1588 *Bolderhusen*, + bei Barsinghausen H, < a.1216 *Balduuardingehusen*⁷²⁾,
Eimbeckhausen SPR, mundartlich *Ämbeckhüsen*, < a.1241 *Emminchusen*⁷³⁾,
Lutterhausen NOM < a.1225 *Lutteringehusen*⁷⁴⁾.

Aufgrund ihrer Mundartformen sind hier außerdem

Boihusen – neben *Bösië-*, *Boisjehusen* –, amtlich *Bösinghausen* GÖ,
Landerhusen, amtlich *Landringhausen* H, < a.1229 *Landwerdingehusen*,
Raintshüsen, 19. Jahrhundert *Remziehausen*, + bei Harderode HOL, sowie
Tü-, *Töihusen* – neben *Tütjehusen* –, amtlich *Thüdinghausen* NOM, noch einmal zu nennen.
 Formal schließt sich ferner

Herrenhausen (Stadt Hannover) < a.1022 (Kopie 12. Jahrhundert) *Hageringehusen*, *Haringehusen*, a.1360 *Hogerynghehusen*, a.1365 *Hoyeringhehusen* an. Da bei ihm aber nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann, daß die moderne Namensform nicht durch eine ‚normale‘ sprachliche Entwicklung entstanden ist, sondern durch volksetymologischen Anschluß an das Appellativ *Herr* ‚Fürst, Landesherr‘, wird der Name hier gesondert aufgeführt.

Herrenhausen bildet zugleich die Brücke zu der anderen Untergruppe verkappter *-ingehusen*-Namen, jenen nämlich, bei denen die Verlagerung des Hauptakzentes auf das Grundwort unterblieb. Gehen wir zum Beispiel bei heutigem *Kobbensen* STH < a.1022 (Kopie 12. Jahrhundert) *Kobbingonhuson* von einer Durchgangsstufe **Kóbbingehüsen* aus, so müssen wir feststellen, daß statt des unbetonten *-inge* hier die ‚Silbe‘ <en> in die Kompositionsfuge zwischen Bestimmungswort und Grundwort trat: **Kóbbenhüsen*. Jetzt erweckte der Name mit einemmal den Eindruck, als gehöre er in die Gruppe der *-hausen*-Namen mit einem schwach flektierten männlichen Personennamen als Bestimmungswort⁷⁵⁾; deren Grundwort ist heute amtlich wie mundartlich vielfach zu *-sen* abgeschwächt worden⁷⁶⁾.

In der Tat verlief die weitere Entwicklung dann auch wie dort: Das zweisilbige, auf *-en* ausgehende Bestimmungswort behielt den Hauptton, das Grundwort verlor seinen ursprünglichen Nebenton und wurde als Konsequenz davon zu *-sen* abgeschwächt. Aus **Kóbbenhüsen* wurde *Kóbbensen* mit reinem Initialakzent.

⁷²⁾ Blatt 121 der Kurhannoverschen Landesaufnahme zeigt a.1782 mit dem Flurnamen *hinter dem Bolriehausen* eine Form, die die sattsam bekannte Abschwächung des *-inge* > *-ie* aufweist!

⁷³⁾ Mit der Einordnung von *Eimbeckhausen* in unseren Zusammenhang wird zugleich bestritten, das Bestimmungswort in diesem *-hausen*-Namen könne der Ortsname *Einbeck* EIN sein; vergleiche dazu auch unten.

⁷⁴⁾ Vergleiche hierzu auch oben Kapitel 2.

⁷⁵⁾ Nicht völlig auszuschließen ist, daß es bei den Bestimmungswörtern der Namen dieser Untergruppe ein ähnliches altes Nebeneinander von schwach flektiertem männlichem Personennamen – hier: *Kobbo* – und Personengruppen-Bezeichnung – hier: *Kobbinge* – gab wie bei *Barsinghausen*. Hier hätten sich dann, anders als dort, die Bildungen mit dem Personennamen durchgesetzt.

⁷⁶⁾ Vergleiche dazu ausführlich W. Kramer 1967 (wie Anm. 22). – Voraussetzung für die Aufnahme von *Bantensen* und *Kobbensen* an dieser Stelle ist die – hier nicht nachzuprüfende – Korrektheit der in der Literatur vorgenommenen Gleichsetzung von *Bandtinghusen* mit *Banthenen* und von *Kobbingonhuson* mit *Kobbensen*. – Nach G. Müller 1977 (wie Anm. 23), S. 135 findet sich völliger Ausfall des *-inge* auch außerhalb unseres Untersuchungsgebietes, zum Beispiel bei *Krümse* (Gemeinde Schwinde) WL < a.1333 *Crummighehusen*. Wenn für denselben Namen überdies *Crumhusen* bezeugt ist, dann erinnert auch das stark an das Verhältnis von *Berkenhusen* zu *Beringehusen* für *Barsinghausen* H.

Die weiteren dieser zweiten Untergruppe zuzuordnenden Namen sind *Ankensen* (Gemeinde Edemissen) PE < a.1338 *Aninchusen*, a.1458 *Banthensen*, + bei Marienhagen ALF, im selben Jahr auch *Bandtinghusen*⁷⁷⁾, und auch das in Kapitel 4.1. aufgeführte *Ybbinchusen* ist hier mit seinem ältesten Beleg a.1447 *Ybbenhusen* noch einmal zu nennen.

6. 'Insurgenten'

Nicht zuletzt verdient jene Namensgruppe unsere Aufmerksamkeit, deren Vertreter sich hier gleichsam eingeschlichen haben, ohne daß sie eigentlich in unseren Zusammenhang gehörten. Sie sind im Laufe der Zeit in den Sog dieser südhanoverschen Namensgruppe geraten und haben sich ihr angeschlossen. Ihr heutiges Erscheinungsbild weist die hier zu erörternden drei Grenzgänger beiden oben ausführlich behandelten Abteilungen zu.

Zum *'Barsinghausen'*-Typ gehört *Essinghausen* BS, a.1311 als *Esekeshusen* erstmals bezeugt. Sein Bestimmungswort ist erkennbar der Genitiv Singular des stark flektierten männlichen Personennamens *Esik*⁷⁸⁾. *Esekeshusen* gehört zu einem in Südhannover weit verbreiteten Typ von *-hausen*-Namen, dessen Vertreter hier von *Ahlbershausen* NOM, a.1071 (Fälschung 12. Jahrhundert) *Albrehteshusen*, bis *Woltershausen* ALF reichen.

Schon der nächst folgende Beleg, a.1328 *Esikhusen* ohne das Genitivzeichen in der Kompositionsfuge, deutet den Weg an, der schließlich zum Übertritt in die Gruppe der *-inghausen*-Namen führte: Die Lautfolge /sik/ der zweiten Silbe weckte die Assoziation an ein Zweitglied **-sing*. Als *Esik*- oder *Esekhusen* ist der Ort bis a.1556 *Eseckhusen* gut bezeugt⁷⁹⁾, bis er dann – ebenfalls „im 16. Jh.“ – als *Esinchusen* erstmals in neuem Gewande erscheint⁸⁰⁾. Mit *Esekhusen*, *Esekousen* setzt die heutige Mundartform die Tradition des fugenlosen *Esik*-, *Esek*-der Überlieferung von a.1328 bis a.1556 fort. In diesem Fall ist es also die Mundart, die bewahrte, was die amtliche Schreibung längst aufgegeben hatte, ist es die Mundart, die das etymologisch Korrekte getreu überlieferte.

Überraschend bei *Essinghausen* BS ist, daß offenbar die genannte lautliche Assoziation als Ursache für den Übertritt von *Esikhusen* in die Gruppe der *-inghausen*-Namen ausreichte; immerhin ist das Gebiet, in dem der Ort am Ostrand der Stadt Peine liegt, im übrigen fast völlig frei von Namen dieses Typs, die eventuell als Vorbild hätten dienen können. Erstaunlich bleibt auch der relativ späte Namenwechsel, der immerhin erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfolgte.

Die beiden anderen Vertreter gehören zum *'Elliehausen'*-Typ. Es sind *Relliehausen* (Gemeinde Dassel) EIN und *Volpriehausen* NOM. Für beide gilt, daß sich mit *Dellie*-, *Reitlie*- und *Verliehausen* in unmittelbarer Nachbarschaft Vorbilder finden, die die zunächst wohl rein lautliche Entwicklung gestützt haben werden.

⁷⁷⁾ Auch der Flurname *Helmerfeld* bei Egestorf H, a.1547 *vp dem Helmerfelde*, aber a.1603 *auff dem Helmeringheuserfelde*, verdient hier Beachtung; bei ihm ist als Folge des Herantretens des Flurnamen-Grundwortes *-feld* auch das ursprüngliche Siedlungsnamen-Grundwort *-hausen* ausgefallen. – Nur erwähnt sei, daß sich auch in dieser Hinsicht der Nienburger Raum nicht von den bisher behandelten Landschaften unterscheidet: *Bösenhausen* (Gemeinde Bruchhagen) < a.1377 *Bozingehusen*, *Grimmelhausen* (Gemeinde Bruchhagen) < a.1245 *Grimolthingehusen* sowie mundartlich *Debbelusen*, amtlich *Deblinghausen*, < a.1287 *Debbelinghehusen* passen bruchlos zu den obigen Beispielen. – Etwas anders gelagert ist *Weferlingsen* BU < a.1361 *Weuelinghehusen*, das sich dem Typ *'stark flektierter männlicher Personennamen im Genitiv Singular + -hausen'* angeschlossen hat.

⁷⁸⁾ Vergleiche zum Beispiel (noch) nicht umgelautetes *Asik* bei E. Förstemann 1900 (wie Anm. 18), Spalte 121.

⁷⁹⁾ Nur mit a.1543 *Eseckshusen* begegnet noch einmal eine Erinnerung an den Erstbeleg mit seinem Genitiv-s.
⁸⁰⁾ Nach D. Hellfaier: Studien zur Geschichte der Herren von Oberg bis zum Jahre 1400. Hildesheim 1979, S. 214; eine genauere Datierung dieser Erstbezeugung war mir nicht möglich.

Rellehausen ist erstmals a.1013 (Fälschung Anfang 12. Jahrhundert) bezeugt, und zwar als *Regilindehusen*, dem auch der nächste Beleg, a.1022 (Fälschung Ende 12. Jahrhundert) *Regelindenhuson*, noch korrespondiert. Das Bestimmungswort dieses Ortsnamens ist also der weibliche Personennamen *Regilind*⁸¹). Nach einer Überlieferungslücke von drei Jahrhunderten taucht der Ort erst a.1310 wieder auf, jetzt als *Reylinghehusen*. Dieser Form dürfte ein **Reilindehusen* vorausgegangen sein, in dem das /eg/ des Erstgliedes des Personennamens *Regilind* zum Diphthong /ei/ verschmolzen war⁸²). Von *Reylinghehusen* führte der weitere Weg über a.1469 *Reylingehusen* und a.1588 *Rellinghausen* fast zwangsläufig zu amtlich *Rellehausen*, mundartlich *Reljehusen*⁸³).

Auch in *Volpriehausen* NOM, a.963-a.1037 (Kopie 15. Jahrhundert) *Folcбургhehusen*, a.1248 (Kopie 13. Jahrhundert) *Volporgehusen*⁸⁴), ist das Bestimmungswort ein weiblicher Personennamen, *Volkburg* in diesem Fall⁸⁵). Mit den Varianten *Volpringe*-, *Volpring*-, *Wolpring*- und *Wolperinghusen*, alle aus a.1366 überliefert, ist 120 Jahre nach dem jüngsten **Volkburg*-Beleg der Übertritt in die Gruppe der *-ingehusen*-Namen vollzogen; ein Hinweis auf die ursprünglichen Verhältnisse taucht ab jetzt nicht mehr auf. Daß mundartlich *Volperhiusen* als ein solcher interpretiert werden dürfte, scheint mir zweifelhaft zu sein; auch aus abgeschliffenem *Volprie*- hätte sich in der Mundart durchaus *Volper*- entwickeln können.

7. Das Bestimmungswort ein Ortsname⁸⁶)?

Unter anderem für *Harriehausen* OHA und *Wülfinghausen* SPR, mit einigen Bedenken auch für *Bessinghausen* HM und **Ricklihausen* ALF, hatte W. Flechsig erwogen, das jeweilige Bestimmungswort könne ein Ortsname sein – *Hary* HI⁸⁷), *Wülfingen* SPR, *Bessingen* HOL⁸⁸), *Ricklingen* NRÜ –, und auch für andere *-ingehusen*-Namen hielt er einen derartigen Zusammenhang für möglich, wenn er auch Mühe hatte, die entsprechenden Paare über zum Teil recht weite Entfernungen sich finden zu lassen⁸⁹). So bestechend dieser Erklärungsansatz sein mag, so überzeugend auch Namenpaare wie a.1542 *Bornumhausen* und *Bornum* oder a.1283 *Illedehusen* und (Groß) *Ilde* sein mögen: Er darf – insbesondere für die *-ingehusen*-Namen – nicht verallgemeinert werden. Wenn man denn keine Bedenken

⁸¹) Vergleiche zum Beispiel *Regilinda* bei E. Förstemann 1900 (wie Anm. 18), Spalte 1242.

⁸²) Vergleiche dazu die Entwicklung von *Raginhard* über *Reginhard* zu *Reinhard* oder die von *Raginhild* über *Reginhild* zu *Reinhild*. – Siehe auch Agathe Lasch 1914 (wie Anm. 41), § 126.

⁸³) Wegen der lückenhaften Überlieferung kann der Übergang des diphthongischen *Rei*- zu voraussetzendem monophthongischem **Re*- mit langem /e:/ sowie dessen Kürzung zu /e/ nicht im einzelnen nachgezeichnet und datiert werden.

⁸⁴) Die Zuordnung dieser beiden Belege zu *Volpriehausen* darf inzwischen als gesichert gelten; vergleiche die Bedenken, die W. Kramer 1967 (wie Anm. 22), S. 39 äußerte.

⁸⁵) Vergleiche zum Beispiel *Folcбург* bei E. Förstemann 1900 (wie Anm. 18), Spalte 549.

⁸⁶) Die Erscheinung, daß ein vorhandener Ortsname zum Bestimmungswort eines neu zu bildenden Ortsnamens wurde, ist nicht etwa auf die von W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 93–95, genannten Fälle beschränkt; vgl. etwa auch W. Laur: Toponyme mit Ortsnamen im ersten Zusammensetzungsglied in Schleswig-Holstein. In: 10. Internationaler Kongreß für Namenforschung Wien 8.–13. 9. 1969. Abhandlungen. Hrsg. von H.H. Hornung. Bd.1, 1969, S. 201–206, sowie P. Hessmann 1965 (wie Anm. 21). – Das Problem kann hier nur mit Bezug auf *-ingehusen*-Namen berührt werden.

⁸⁷) Warum nicht auch (Ost-) *Haringen* GS, a.1133 *Heriggen* ohne unterscheidenden Zusatz, a.1548 *Hary* ebenfalls ohne denselben?

⁸⁸) Allein die historischen Belege für *Bessinghausen* HM – a.977 (Kopie 15. Jahrhundert) *Bettikingahusen*, a.1062 *Batsingehusen* – scheinen mir deutlich genug zu widerlegen, daß der aufgrund der modernen Formen hergestellte Bezug zwischen *Bessinghausen* und *Bessingen* wirklich bestehen könnte, ist letzteres doch nur wie folgt bezeugt: a.1372 *Zur Besinge*, a.1414 *Besingesen*, a.1427 *Bessingensen*, um a.1510 *Bessensen*, a.1534 *Bessegett*, a.1539 *Besingen*, a.1547 *Bessingen*.

⁸⁹) W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 93–95. – Auch für andere *-hausen*-Namen „an der Nordwestecke des Harzes um Seesen“ (ebenda S. 93) wie *Bornhausen*, *Hachenhausen*, *Herrhausen* und *Ildehausen* GAN, mit denen wir uns hier aber nicht beschäftigen können, hat er derartige Zusammenhänge wahrscheinlich gemacht. – Auf die Bedeutung dieser Erkenntnis für die Siedlungsgeschichte jenes Raumes kann hier nicht eingegangen werden.

dagegen trägt, gerade bei ihnen auch räumlich weit auseinanderliegende Paare wie ⁺*Mellinghausen* EIN und „Mellingen im Kreis Weimar“, *Relliehausen* EIN – das, wie wir oben sahen, obendrein kein ‚echter‘ -*ingehusen*-Name ist! – „und Rellingen im holsteinischen Kreis Pinneberg“⁹⁰⁾ zueinander in Beziehung zu setzen – was Flechsig, wenn auch mit Bedenken, durchaus erwog⁹¹⁾ –, dann lassen sich entsprechende Beziehungen wohl in praktisch allen Fällen finden. Aber auch dann, wenn man nicht so weit in die Ferne schweift, könnten sie konstruiert werden, wie folgende schematische Zusammenstellung ausschließlich niedersächsischer ‚Paare‘ verdeutlichen mag⁹²⁾:

Benniehausen GÖ – *Bennien* MEL oder *Behningen* SOL; *Bessinghausen* HM – *Bessingen* HOL; ⁺*Bovingehusen* ALF – *Boving* BRA; *Brünighausen* ALF, *Brünnighausen* HM – *Brüning* OL; *Düdinghausen* NI, RI – *Düddingen* BRA; *Elliehausen* GÖ, *Ellinghausen* FAL, SY – *Ellingen* SOL; *Hardinghausen* NOH, VEC – *Hardingen* NOH; *Harlinghausen* BRA – *Harlingen* DAN; *Harriehausen* OHA, *Herrenhausen* Stadt Hannover, *Herriehausen* SPR, *Herringhausen* WTL – (Ost-) *Haringen* GS oder *Hary* HI; ⁺*Hellingehusen* HM – ⁺*Hellingen* HE; *Hiddinghausen* OS, VER – *Hiddingen* ROH; *Hollinghausen* BRV – *Hollige* FAL; *Hoysinghausen* NI – *Heisingen* WST; *Reitliehausen* NOM – *Reitling* BS, WF; *Relinghausen* JEV, *Relliehausen* EIN, *Röllinghausen* ALF, *Rollinghausen* SY – *Rehlingen* LG; ⁺*Ricklihusen* ALF – *Ricklingen* NRÜ, Stadt Hannover; *Rottinghausen* VEC, ⁺*Rottingehusen* HOL – *Rössing* SPR < a.833 (Kopie 15. Jahrhundert) *Hrotthingun*; *Schweringhausen* DH – *Schweringen* SY; *Thedinghausen* BS – *Thedinga* LER; *Thüdinghausen* NOM – *Tütingen* BSB; *Üssinghausen* NOM – *Uetzingen* FAL; *Verliehausen* NOM < a.1383 *Vrilingehusen* – *Frielingen* NRÜ; *Weferlingsen* BU < a.1361 *Weuelinghehusen* – *Weferlingen* WF; *Welliehausen* HM, HOL – *Wellie* NI oder *Wellingen* OS; *Wietinghausen* DH – *Wiedingen* SOL; *Willighausen* CE – *Willingen* SOL; ⁺*Wittingehusen* NOM – *Wittingen* GF.

Es hieße das Prinzip auf die Spitze treiben, wollte man ernsthaft allen diesen und vergleichbaren Paaren innere Zusammenhänge unterstellen. In ihrer bewußt extrem, ja übertrieben weit ausgelegten Gesamtheit spricht diese Liste denn wohl doch gegen die Auffassung, die -*ingehusen*-Namen könnten in größerem Umfang mit anderen Ortsnamen als Bestimmungswort gebildet worden sein⁹³⁾.

Wenn denn aber im Einzelfall doch eine derartige Beziehung hergestellt werden soll, dann könnte sie allenfalls in der Form bestehen, daß ein im Genitiv Plural stehender Insassenname das Bestimmungswort wäre. Dann aber würde eine solche Bildung wieder problemlos in das eingangs beschriebene Strukturschema passen, nur daß die zugrundeliegende Personengruppen-Bezeichnung sich jetzt nicht von einem Personennamen herleitete, sondern eben ein von einem Ortsnamen abgeleiteter Insassenname wäre. Zumindest am Beispiel *Harriehausen* glaube ich dies wahrscheinlich machen zu können.

Als Bestimmungswort von *Harriehausen*, so es denn ein Ortsname sein soll, kommen sowohl *Hary* HI – so W. Flechsig – als meines Erachtens auch (Ost-) *Haringen* GS in Frage. Ersteres ist a.1151 erstmals bezeugt, und zwar als *Heringe*, letzteres a.1133 als *Heriggen*⁹⁴⁾. Die entscheidende Frage, die wir uns zu stellen haben, ist die nach dem Kompositionstyp, danach, wie denn wohl eine Zusammenset-

⁹⁰⁾ W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 95.

⁹¹⁾ Seine Distanzierung von dieser Möglichkeit eventueller Beziehungen ostfälischer „ON auf -inghausen“ zu einem „Patenort auf -ingen“ (wie Anm. 1, S. 94) klingt angesichts seiner Überlegung, man müsse gegebenenfalls „sogar noch weiträumigere Namenanklänge für beachtenswert halten“ (wie Anm. 1, S. 95), nicht sehr überzeugend.

⁹²⁾ Bei ihr wurden nahezu ausschließlich nur die heutigen Namenformen berücksichtigt, was für die beabsichtigte Demonstration akzeptiert werden mag. Auf welche Irrwege eine derartige Materialbeschaffung führen kann, ja zwangsläufig führen muß, braucht hier nicht betont zu werden; einige der ‚Paare‘ sprechen in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Es ist aus methodischen Gründen nicht angängig, sein Untersuchungs- oder auch nur Demonstrationsmaterial einem modernen Gemeindeverzeichnis zu entnehmen.

⁹³⁾ „Übrigens bedarf es zur Erklärung der meisten ON auf -ing(e)hausen gar nicht der Suche nach ON auf -ingen, die bei ihnen als BW verwandt worden sein könnten“ – so W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 95 bereits selber!

⁹⁴⁾ Zu <gg> für /ng/ vergleiche Kapitel 4.1.

zung von **Heringen* und dem Grundwort *-husen* aussehen müßte. Zu erwarten hätten wir ein Stammkompositum **Heringhusen*, in dem das neue Grundwort *-husen* an den um das Flexiv *-en* verkürzten ‚Stamm‘ von **Heringen* herangetreten wäre⁹⁵). Mit a.973 (*in*) *Heringohuso* (*marcha*), dem ältesten Nachweis für *Harriehausen*, haben wir jedoch erkennbar kein solches Stammkompositum vor uns, vielmehr eine Bildung, die uns mit ihrem <o> in der Kompositionsfuge an die ursprüngliche Endung des Genitiv Plural von *-ingen* gemahnt. Bei unbefangener Betrachtung hätten wir das Bestimmungswort folglich als eine Ableitung von der männlichen Personennamen-Kurzform *Heri*¹³¹) interpretiert, ja interpretieren müssen, die ‚Bedeutung‘ des Ortsnamens mithin als ‚bei den Häusern der Heringe, der Leute des Heri‘ umschrieben.

Der Bezug zum Ortsnamen *Hary*, den W. Flechsig aufgrund des ‚Nestes‘ ähnlich strukturierter Bildungen auf *-hausen* im Seesener Raum herstellte – beziehungsweise der zum Ortsnamen (Ost-) *Heringen* – läßt sich meines Erachtens nur auf dem Umweg über den Insassennamen *Heringer* = ‚Einwohner Heringens‘ knüpfen⁹⁷). Damit aber bleibt *Harriehausen* im Verbund der hier behandelten *-ingehusen*-Namen Ostfalens und fällt nicht aus deren Rahmen heraus⁹⁸).

⁹⁵) Vergleiche dazu zum Beispiel die von W. Flechsig 1965 (wie Anm. 1), S. 93 genannten a.1542 *Bornumhausen* zu *Bornum* GAN, a.1535 *Hachemhusen* zu a.1252 ff. *Hachem* (+ im Landkreis GAN); a.1283 *Illedehusen* zu a.1225 *Illethe* (= Groß Ilde HI), a.1294 *Herrehusen* zu a.1131 *Herre* (= Groß Heere WF), + *Walmedehusen* zu a.1374 *Walmede* (= Alt Wallmoden GS).

⁹⁶) So bei E. Förstemann 1900 (wie Anm. 18), Spalte 763.

⁹⁷) Daß der Ortsname **Heringen* seinerseits der Struktur nach ursprünglich bereits ein Insassenname im Dativ Plural ist – ‚bei den Heringern, den Leuten des Heri‘ –, dürfte den Namenbenutzern des ausgehenden 10. Jh.s und später nicht mehr bewußt gewesen sein. Die *Heringer* waren zu ihrer Zeit nicht mehr die ‚Leute des Heri‘, sondern die ‚Leute aus Heringen‘.

⁹⁸) Anders scheinen die Verhältnisse in der Tat bei *Wülfinghausen* SPR zu liegen. Trotz einer guten historischen Überlieferung läßt sich von diesem Namen kein einziger Nachweis **Wülfingehusen* mit dem *-e* in der Kompositionsfuge erbringen. Eine Siedlung *Wlfwinchusen* bestand bereits, bevor das Kloster dort a.1235 oder a.1236 gegründet wurde; eine Um- oder Neubenennung im Zuge der Klostergründung, die sich am Ortsnamen *Wülfingen* etwa 5½ km ostnordöstlich von hier orientiert haben könnte, scheidet mithin aus.

Siedlungsgeographische Untersuchungen an den Orten des ehemalig braunschweigischen Amtsbezirks Calvörde

Ein Beitrag zur Entstehung und frühen Entwicklung der Rundlingsdörfer in der südwestlichen Altmark

1. Einleitung

Das Gebiet räumlich geschlossen vorkommender wendischer oder slawischer Volkstumsmerkmale wie vor allem Orts- und Flurnamen reicht von Osten bis in den niedersächsischen Raum hinein. Zwischen Elbe und Aller erfaßt dieses nicht nur den Landkreis Lüchow-Dannenberg – oft auch als Wendland bezeichnet –, sondern ebenso die Ostteile der Kreise Lüneburg, Uelzen und Gifhorn. Fast genau übereinstimmend damit ist das Verbreitungsgebiet der Rundlingsdörfer in Ostniedersachsen, welche denn auch ihrerseits lange als arttypische Ansiedlungsform der mittelalterlichen wendischen Bevölkerung angesehen wurden¹⁾ und z. T. auch noch heute dafür gelten. Tatsächlich sind diese als zeitgebunden angewandte Dorfgrundrißform während der ersten Phase der deutschen Ostkolonisation entstanden, als unter der Landesherrschaft Heinrichs des Löwen nach den Wendenkriegen aus dem nordelbischen Mecklenburg wendische Bevölkerung wohl zwangsweise hierher umgesiedelt wurde. Die Rundlingsdörfer mit ihrer ursprünglich keineswegs runden, sondern halbrunden bis hufeisenförmigen Grundrißanlage wurden diesen Menschen von den die Kolonisation örtlich durchführenden Lokatoren als Plananlagen vorgeschrieben. Die neu zu rodenden Ackerflächen erhielten eine planmäßige Agrarverfassung mit Hufeneinteilung in Riegenschlägen.²⁾ Weite Teile der wenig fruchtbaren und noch bewaldeten Heidegebiete waren anscheinend zuvor nur gering oder gar nicht bewohnt. Die Ansiedlung vollzog sich friedlich. Die Neuansiedler lebten in Gebietseinheiten (Lokatorenbezirken) von zumeist mehreren Dörfern, die dem als Burgsiedlung zu denkenden Sitz des meist ministerialadligen Lokators zugeordnet waren, welcher zugleich auch zentrale Funktionen als Ort von Verwaltung, Markt und Kirche innehatte. Die Wenden selbst scheinen in Ostniedersachsen zunächst nicht sofort christianisiert worden zu sein, wie die verbreitete dorfweise Befreiung von der für Christen gebotenen Abgabe des Kirchenzehnt erweist.³⁾

Als gut überschaubares und den Kolonisationsprozeß nachvollziehendes Beispiel für einen Lokatorenbezirk ist der Vorsfelder Werder zu benennen.⁴⁾ Das Gebiet ist durch den Drömling, die Aller sowie die Kleine Aller unter konsequenter Ausnutzung natürlicher Gegebenheiten abgegrenzt. Alle Dörfer mit Ausnahme des jüngeren nichtbäuerlichen Ahnebeck sind Rundlinge mit Zehntbefreiung und slawischen Flurnamen in ihren Gemarkungen noch im 18. Jhdt. als Hinweis auf ihre ehemals slawischen Bewohner. Vorsfelde mit einem planmäßigen gestreckten Grundriß ist Sitz von Burg, Markt und Kirche und offenbar nur deutscher Bevölkerung vorbehalten gewesen. Dafür sprechen das Fehlen jeglicher slawischer Flurnamen in seiner Gemarkung und die Zehntpflicht seiner Bewohner. Auffällig ist freilich, daß die Ortsnamen der slawisch besiedelten Dörfer keineswegs durchweg slawisch sind. Werner Flehsig hat diese 1977 untersucht und darunter ungeachtet der Entstehung dieser Dörfer erst nach 1150 z. T. viel älter gebildete deutsche Namensformen wie u. a. Hoitlingen, Brackstedt ausge-

¹⁾ Z. B. R. ANDREE (1901).

²⁾ W. MEIBEYER (1964).

³⁾ Bischof Meinhard von Halberstadt schenkte 1244 dem Kloster Isenhagen den Zehnten in slawischen Dörfern, wenn es diese Deutschen zur Bebauung übergeben will. Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt, Teil 2 (1884), S. 56

⁴⁾ W. MEIBEYER (1965).

macht.⁵⁾ Diese müssen seitens der deutschen Herrschaft von außen hierher übertragen worden sein. Denn von den ausschließlich slawischen Bewohnern der Rundlinge können sie nicht gekommen sein, und ältere Vorgängersiedlungen haben diese nicht gehabt. Das ergibt sich notwendig aus den archäologischen Befunden der Keramikuntersuchung von Ortsstellen und Wüstungsplätzen (u. a. der Rundlings-Wüstung Badekot): Es wurde nur bis in die Kolonisationszeit zurückreichendes Material angetroffen und in keinem einzigen Falle slawische Keramik überhaupt!⁶⁾ Demzufolge hat die hergesiedelte slawische Bevölkerung seither keine eigene traditionelle Töpferware mehr hergestellt, sondern diese vom deutschen Markt bezogen.

Großräumig betrachtet nehmen die Landschaften mit Rundlingsdörfern hauptsächlich den westlichen d. h. auch gleichzeitig erstbesiedelten Randbereich des hochmittelalterlichen Ostkolonisationsgebietes zwischen Ostsee und Erzgebirge ein. Als zeitgebundene „Modeform“ wurde die vielleicht schon ins 11. Jhdt. zurückreichende Grundrißkonzeption des Rundlings wohl nur noch im 12. Jhdt. bevorzugt angewandt und schon bald mit weiterem Vordringen der Kolonisation nach Osten durch größere Siedlungsanlagen wie Straßen- und Angerdörfer bzw. Reihendörfer abgelöst. Die westliche Altmark fügt sich mit ihren zahlreichen Rundlingsvorkommen anscheinend in das frühe Kolonisationsgebiet ein, während ihr östlicher Teil davon abweichend nahezu ausschließlich von größeren Straßen- und Reihendörfern bestimmt wird.⁷⁾

Ungeachtet der um 1150 von Welfen und Askaniern festgelegten Grenze ihrer Interessens- und Kolonisationsgebiete, die danach als Landesgrenze bis in unsere Zeit nur wenig verändert worden ist, deuten sich doch schon durch die augenscheinliche Ähnlichkeit der Dorfformen beiderseits auch vergleichbare Vorgehensweisen bei der Kolonisation an. Eine flurkartenbezogene siedlungsgeographische Untersuchung der altmärkischen Rundlingsvorkommen war bis vor kurzem aus politischen Gründen nicht möglich. Sie wird aber wohl auch quellenbedingt zukünftig problematisch sein. Sind doch als unverzichtbar wichtige Hilfsmittel die für die Interpretation der Flurkarten aus den Separationen des 19. Jhdts. notwendigen Flurbücher mit dem vorverkoppelungszeitlichen bäuerlichen Besitzstand wohl zum größten Teil bei Ende des 2. Weltkrieges zugrundegegangen.⁸⁾ Das Bemühen, dennoch fallweise die Siedlungsstrukturen der westlichen Altmark mit denen Ostniedersachsens zu vergleichen, führt zum Amt Calvörde, das als braunschweigische Exklave in der Altmark gelegen bis nach dem Ende des 2. Weltkrieges dem Landkreis Helmstedt zugehört hat. Dank des Erhalts der Flurkarten und zugehörigen Archivalien der Braunschweigischen Generallandesvermessung des 18. Jhdts. im Staatsarchiv Wolfenbüttel kann am Beispiel des erst im 14. Jhdt von Braunschweig erworbenen Amtes Calvörde der Versuch einer siedlungsgeographischen Vergleichsstudie im altmärkischen Raum unternommen werden. Darüber hinaus möchte sich diese Studie auch verstehen als ein Beitrag zur Regionalforschung des aus Braunschweiger Sicht wohl mittlerweile etwas aus dem Blickfeld geratenen Gebietes Calvörde, dessen Bewohner die alte Zugehörigkeit zum Lande Braunschweig trotz ihrer Anbindung an die Landkreise Haldensleben und Gardelegen nach den bis 1981 zurückgehenden örtlichen Eindrücken und Begegnungen des Verfassers noch sehr wohl bewußt ist!

2. Lage, natürliche Ausstattung und historische Gliederung

Der Amtsbezirk Calvörde liegt ca. 35 km östlich von Wolfsburg zwischen Gardelegen und Haldensleben und umfaßt bei einer Fläche von 102 km² neben dem Flecken Calvörde traditionell neun Landgemeinden einschließlich der Gutssiedlung Dorst.⁹⁾ Während die den Westteil des Bezirks ein-

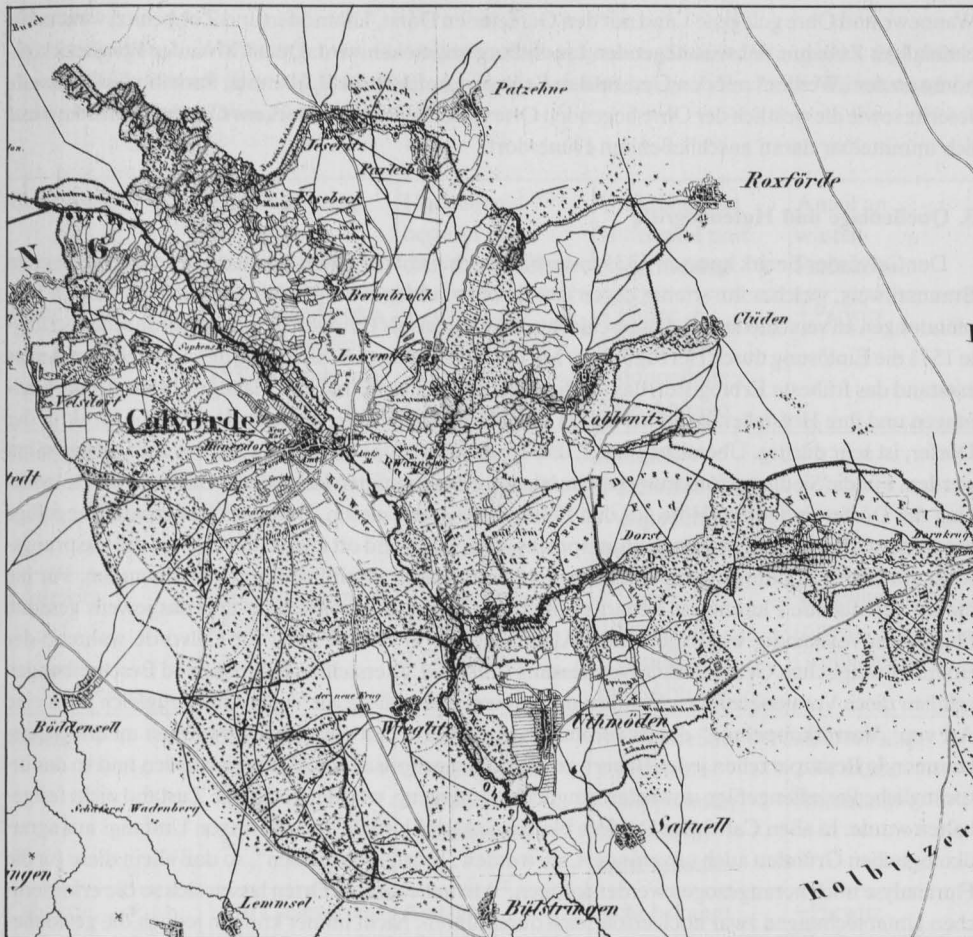
⁵⁾ W. FLECHSIG (1977).

⁶⁾ Vgl. Diskussion zum Vortrag Meibeyer auf der Tagung der Historischen Kommission für Niedersachsen in Uelzen 1977. In: Niedersächsisches Jb. für Landesgeschichte 44 (1972), S. 50–73.

⁷⁾ H. BUTTKUS (1951).

⁸⁾ Mitteilung vom seinerzeitigen Direktor des Landeshauptarchivs Sachsen-Anhalt in Magdeburg, Herrn Dr. Gringmuth-Dallmer, an den Verfasser 1963.

⁹⁾ Fr. KNOLL und R. BODE (1891), S. 334 ff.



Karte 1:
Der Amtsbezirk Calvörde im Jahre 1842 auf Blatt 51 des Atlas von A. Papen.

nehmenden zumeist bewaldeten Calvörder Berge als sandig-kiesige Endmoränen des saaleeiszeitlichen Warthestadiums Höhen bis 146 m erreichen, liegt der übrige zumeist aus wenig fruchtbaren Tal-sanden mit eingeschalteten moorigen Senken bestehende Teil im Bereich der erst 1783 bis 1801 im Rahmen der preußischen Drömlingsmelioration kanalisierten Ohre sehr niedrig unter 60 m. Das im Osten hin zum Endmoränenplateau der Kolbitz-Letzlinger Heide nur sehr sanft ansteigende Land hat dort allein zwischen Zobbenitz und Uthmöden Anteil an bindigeren Grundmoränenböden. Kennzeichnend für den Bezirk ist die breite flache in das nordwestlich angrenzende große Drömlingsmoor hinreichende übermäßige Ohreniederung. Als ausgeprägtes Verkehrshindernis wurde sie bei Calvörde auf einem künstlichen Steindamm im Schutze der alten Niederungsburg von der Heerstraße Lüneburg – Magdeburg bis zu deren Verlegung 1819 überquert.¹⁰⁾ Vor allem die östlich anschließenden Ackerböden des „Calvörder Werders“ nördlich der Wannewe sind sehr karg und litten früher unter dem hohen Grundwasserstand. Historisch wird der Calvörder Bezirk gegliedert in den eigentlichen Burgbezirk Calvörde und das sogenannte Halbgericht. Dieses letztere umfaßt in etwa das gesamte östlich von

¹⁰⁾ P. W. BEHREND (1844) und (1845) sowie (1838) und Fr. RÖVER (1832).

Wannewe und Ohre gelegene Land mit den Gemeinden Dorst, Uthmöden und Zobbenitz, welches als ehemaliges Zubehör der wüstliegenden Linderburg angesehen wird. Dem Calvörder Burgbezirk gehören an der „Werder“ mit den Gemeinden Berenbrock, Elsebeck, Lössewitz, Parleib, die Gemeinde Jeseritz sowie die westlich der Ohre liegenden Orte einschließlich des Fleckens Calvörde mit dem westlich unmittelbar daran anschließenden Hünendorf.

3. Quellenlage und Hufenbegriffe

Der Calvörder Bezirk kam um 1335 unter historisch nicht geklärten Umständen an das Herzogtum Braunschweig, welches ihn streitig gegen das Erzbistum Magdeburg behaupten mußte.¹¹⁾ Nach Verpfändungen an verschiedene Adelsgeschlechter, die jeweils als Burgherren auf Calvörde saßen, erfolgte 1571 die Einlösung durch Herzog Julius. Mit der gleichzeitigen Einrichtung des herzoglichen Amtes entstand das früheste Erbregister, das als die älteste eingehende und zuverlässige Quelle für die Siedlungen und ihre Hofstellen zu gelten hat.¹²⁾ Die ältere Quellenlage, insbesondere für die Struktur der Dörfer, ist sehr dürftig. Übersicht 1 zeigt, daß einige überhaupt erst im 15. und 16. Jhd. ersterwähnt werden. Für die Siedlungsforschung bekommt damit das Bemühen besonderes Gewicht, die Entwicklung der Dörfer und seiner Höfe aus den Flurkarten herauszulesen. Denn das Besitzparzellengefüge hat zumeist die wichtigsten Entwicklungsprozesse der Höfe und oft auch Hinweise auf die Ursprungsform dörflicher Siedlungen gespeichert, welche sonst kaum schriftlich festgehalten wurden. Für die darauf aufbauende Fluranalyse bedarf es möglichst weit zurückreichender und das jeweils gesamte Flursystem vollständig wiedergebender Altkarten. Die 1759 und 1760 für Calvörde während der Braunschweigischen Generallandesvermessung (kurz: GLV) erstellten Feldrisse und Beschreibungen erfüllen diese Voraussetzungen insofern nur teilweise, als mit dieser Vermessung zugleich auch eine Art von „Vorverkoppelung“ derart verbunden war, daß in den einzelnen Gewannen mehrfach vorkommende Besitzparzellen jedes Bauern zu einer einzigen zusammengezogen wurden und so das ursprüngliche Parzellengefüge unwiederbringlich verloren ging, weil der vorherige Zustand nicht festgehalten wurde. In allen Calvörder Dörfern blieben jedoch Flurteile meist geringen Umfangs aus agrarökologischen Gründen auch unverändert, sie wurden „speziell vermessen“, so daß allein diese für die Fluranalyse noch herangezogen werden können.¹³⁾ In nahezu allen Orten lassen sich so die erforderlichen Untersuchungen zwar noch erfolgreich durchführen. Nicht immer können jedoch die gewonnenen Ergebnisse mit der gewünschten Beweiskraft untermauert werden, wie sie sonst nur auf eine hinreichende Zahl von Fällen gestützte statistische Wahrscheinlichkeit zu leisten vermag.

Wesentlich ist hier eine knappe Klärung der verwendeten Hufenbegriffe. In den braunschweigischen Quellen und Akten verbindet sich mit „Hufe“ stets nur eine feste Landangabe von 30 Morgen, d. h. 7,5 ha. Diese wird in folgenden als „Flächenhufe“ bezeichnet. Unter „Hufe“ wird hier sonst die bäuerliche Stelle selbst mit all ihrem Zubehör, insbesondere dem Ackerland, ohne Rücksicht auf den Flächenumfang verstanden: Im selben Ort haben alle Inhaber von Hufen-(Hof)stellen annähernd die gleiche Menge Landes bei weitgehender Regelmäßigkeit der Verteilung in der Flur und Anzahl ihrer Streifenparzellen in den Gewannen (z. B. Riegenschlagstruktur). Es kann also z. B. ein (Voll-)Hufner 3 Flächenhufen (d. h. 90 Morgen Land) besitzen. Der Vollhufner oder Hufner anderer Gebiete z. B. im Lüneburgischen heißt im Braunschweigischen bei sonst gleicher Bedeutung stets Ackermann, der Halbhufner hier Halbspänner. Große und kleine Köter entsprechen den Kotsassen bzw. Kossatern und sind fast immer nachgesiedelte jüngere klein- und unterbäuerliche Stellen im Dorf, wohl meist seit dem beginnenden 14. Jhd. Seltener sind sie Teilungsprodukte von Ackerhöfen oder Halbspännerhöfen.

¹¹⁾ H. KLEINAU, GOV 1 (1967), S. 125.

¹²⁾ Erbregister des Amtes Calvörde: NdsStA WF: 1571 (19 Alt 36), 1621 (19 Alt 35), 1662 (19 Alt 37).

¹³⁾ H. KRAATZ (1973) teilt im Register S. 138 ff. das Ergebnis der Generallandesvermessung wannenweise detailliert für jeden Feldriß mit, ist anscheinend jedoch nicht immer zuverlässig, vgl. Anmerkung 42.

Übersicht 1:

Die Siedlungen und Wüstungen im Amtsbezirk Calvörde nach Ersterwähnungsjahr und frühen Namensformen sowie ihrem Hofstellenbestand im 18. Jahrhundert und den durch Fluruntersuchung ermittelten ursprünglichen Hufenzahlen.

Ortsname	Ersterwähnung und frühe Namensformen	Hofstellenbestand bei GLV im 18. Jh.	Ursprüngliche Hufenzahl und Riegenschlag	Anteil an wüsten Feldmarken
Berenbrock	1344 Berenbroke, 1383 Berenbrok, 1539 Berenbruch	4 Ackerleute 2 Halbspänner 2 Großköter 1 Kleinköter	4 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; freie Abfolge	+Parwitz
Elsebeck	1539 Elsebeck	5 Ackerleute 2 Halbspänner 1 Großköter 3 Kleinköter	5 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; freie Abfolge	—
Lössewitz	1265 Lüsewitz, 1539 Losenitze	5 Ackerleute 2 Halbspänner 2 Großköter	5 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; freie Abfolge	+Parwitz (nur die Großköter)
Parleib	1539 Perlepe, 1571 Parleib	3 Ackerleute 2 Halbspänner 1 Großköter 4 Brinksitzer	6–7 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; Riegenschl. nicht rekonst.	im Dorf sind 3–4 wüste Hofstellen!
Calvörde	1196 Callevorde, 1270 Kalenvorde, 1300 Kalleworde	Amtsgut 12 Ackerleute 82 Kossater	nicht bekannt	+Parwitz +Isern +Grieps
Hünerdorf	1571 Hünerdorff	Neuer Hof (Gut) 2 Ackerleute 22 Kossater	ohne eigene Feldmark	+Kestorf +Ranten
wüste Feld- mark Isern (zu Calvörde)	1576 Eisern, 1642 Iserde	—	11 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; konstante Riegeabfolge	—
Velsdorf (temporär wüst bis 1512)	1471 Velstorp	8 Ackerleute 2 Halbspänner 1 Brinksitzer	1512 aufgesie- delt mit zunächst 8 Ackerhöfen; konstante Riegeabfolge	—

Ortsname	Ersterwähnung und frühe Namensformen	Hofstellenbestand bei GLV im 18. Jh.	Ursprüngliche Hufenzahl und Riegenschlag	Anteil an wüsten Feldmarken
Zobbenitz	1347 Czobeniz, 1472 Sobbenize, 1539 Sebenitze	15 Ackerleute 2 Großköter 4 Kleinköter 2 Brinksitzer Kirche	17–18 Hufen + 1 Schulzen- doppelhufe; freie Abfolge	+Heystorf +Dorst +Nüntz
Uthmöden	1343 Uhtmode, 1347 Otmude, 1443 Utmode, 1539 Uthmoede	19 Ackerleute 2 Halbspänner 12 Kotsassen 2 Brinksitzer Pfarre	Riegenschlag nicht ermittelt, jedoch keine konstante Ab- folge zu erwarten	+Linder +Nüntz
Jeseritz	1265 Jeseritz, 1534 Jeseritz	keine GLV durchgeführt	unbekannt	+Platin +Precal +Kemeritz

Wüstungen (Ersterwähnung und frühe Namensformen):

Dorst:	1311 Doztiz, 1380 Düst, 1446 Dost, 1473 Dorste.
Grieps:	1236, 1264 Gribitz.
Heystorf:	1311 Hoierstorp, 1347 Hoystorff, 1564 Heustorf, 1576 Heystorff.
Isern:	1576 Eisern, 1642 Iserde.
Kemeritz:	1506 Kemeritze, 1534 Kemeritz, 1564 Kemmeritz.
Kestorf:	keine urkundliche Erwähnung; Flurname „Breite im Käsdorff“.
Linder(burg):	1343 Lyndere, 1345 Linder.
Nüntz:	1347 Nunz, 1378 Nüntze, 1576 Nuentze.
Parwitz:	1356 Portevitze, 1571 Parwitz(e).
Platin:	1473 Plotin, 1534 Platin.
Precal:	1391 Precael, Precul, 1506 Preckall, 1573 Preckall, 1688 Prekol.
Ranten:	1236 Ranten, 1269 Ranthen.

Quelle: Kleinau H., GOV, 1967/68

Wüstungen sind im Text gekennzeichnet mit +.

4a. Die Dörfer im Calvörder Werder

Die Siedlungen des Calvörder Werders reihen sich an den Rändern dieser niedrig liegenden Tal-sandebene in etwa gleicher Höhenlage von 57 m auf. Sie orientieren ihre topographische Lage an dem Übergangssaum zwischen trockenen ackerfähigen Böden auf der Geestplatte und den feuchten Niederungsböden, welche ihnen hofnahe Grünländereien („Gras-Gärten“) und zugleich eine leichte Wasserversorgung durch flache Brunnen ermöglichen. Ihr Grundrißbild ist einheitlich. Alle sind den Feldrissen der GLV 1760 als Rundlingsdörfer zu entnehmen, die so im Gelände ausgerichtet sind, daß ihr Rundteil mit den großen Gras-Gärten auf die Niederung, der Dorfzugang hingegen auf das Ackerland hinweist. Während Elsebeck, Berenbrock und Lössewitz eng geschlossene Grundrisse mit nahezu

abgeschlossenem Dorfplatz zeigen, ist Parleib eher als Halbrundanlage zu bezeichnen. Ihrer Höfezahl nach sind sie mit fünf bis acht Ursprungshufen klein.¹⁴⁾

Elsebeck eignet sich wegen seines hohen Anteils an durch die GLV unverändert gelassenen Ackerflächen am ehesten zur exemplarischen Darlegung der Siedlungsstruktur im 18. Jhdt. Seine Verhältnisse gelten weitestgehend auch für die drei anderen Dörfer (Abb. 1). 1760 hatte das Dorf fünf Ackerleute, zwei Halbspänner sowie einen Groß- und drei Kleinköter. Diese letzteren haben ihre Hofstellen beiderseits des Zugangs zum Dorfplatz. Da sie hier wie anderswo jüngerer Entstehung sind als die Höfe der Reihe- oder Riegeleute (d. h. der Ackerleute und Halbspänner), was auch ihre Hofanordnung schon andeutet, können sie in dem Bemühen um eine Rückverfolgung der Dorfgrundrisse auf ihre Ursprungsform hier schon aus der weiteren Betrachtung ausscheiden. Soweit sie etwa Ackerland besitzen, liegt dieses auch nicht „im Gemenge“ mit dem der Reiheleute, sondern isoliert oder aber am Rande von deren Gewannen.

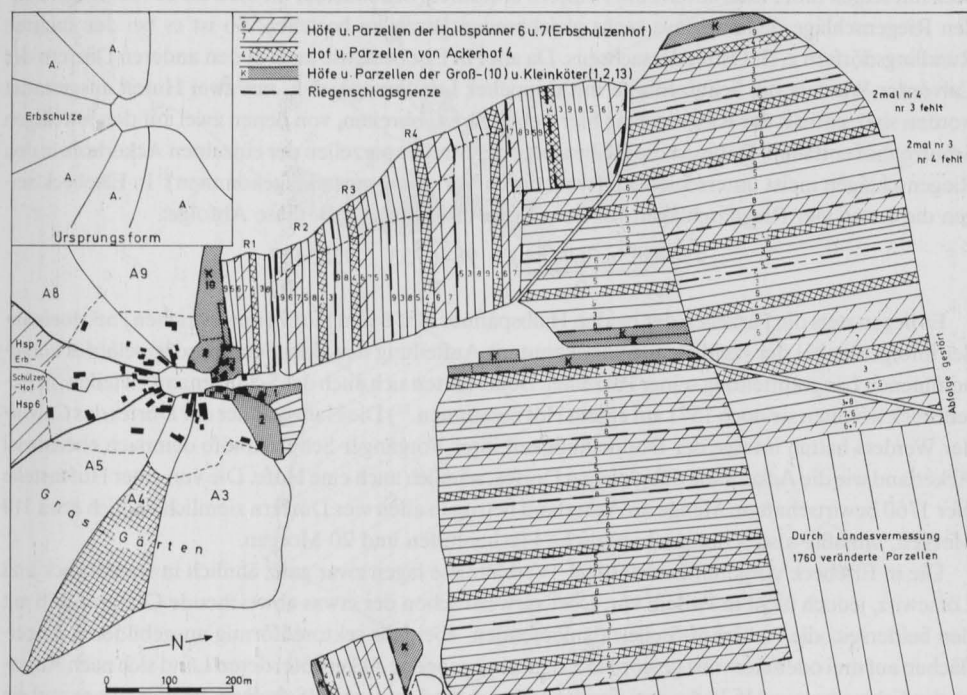


Abb. 1
Ortslage und Teil der Flur von Elsebeck nach dem Feldriß von 1760. Hinzugefügt sind die Grenzen der rekonstruierten Riegenschläge sowie die wahrscheinliche Ursprungsform des Rundlingsdorfes.

Nach der Eliminierung der Köter zeigt der Rundlingsgrundriß nicht mehr den abgeschlossenen Dorfplatz mit engem Zugang, sondern eine offene hufeisenförmige Gestalt. Ebenso trifft dieses für Berenbrock, Lössewitz und Parleib nach Eliminierung von deren Köterstellen zu (Abb. 2). Ebenso wie dort gibt es auch in Elsebeck zwei Halbspänner, welche jeweils beide zusammen als Erbschulzenhöfe bezeichnet werden. Sie liegen stets nebeneinander inmitten der sektorenförmigen Ackerhöfe etwa ge-

¹⁴⁾ Feldrisse und zugehörige Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen im NdsStA WF: Berenbrock (K 3145, K 3146 u. 20 Alt 33), Elsebeck (K 3239, K 3240 u. 20 Alt 109), Lössewitz (K 3435, K 3436 u. 20 Alt 256), Parleib (K 3511 u. 20 Alt 304).

genüber dem Dorfzugang. Sie sind, wie das die Untersuchung des Feldlandes erweisen wird, durch Aufteilung eines zuvor bestehenden Schulzenhofes entstanden, dessen so beschriebene Lage ein immer wiederkehrendes Charakteristikum aller Rundlingsdörfer auch des gesamten ostniedersächsischen Raumes darstellt. Im Nebefeld von Abb. 1 ist der durch Fortlassen jüngerer Grundrißelemente rekonstruierte älteste Ursprungsgrundriß von Elsebeck stellvertretend für viele andere Rundlingsdörfer wiedergegeben: Regelmäßige Hufeisenanlage von einer meist unter zehn liegenden Anzahl von Ackerhöfen bzw. Vollhufnern mit einem Schulzenhof in ihrer Mitte gegenüber dem Dorfzugang.

Die Betrachtung der vorseparationszeitlichen Ackerflur zeigt hier wie üblich eine Vielzahl von Streifenparzellen in verschiedenen Gewannen. Es läßt sich unter diesen jedoch ein Ordnungsprinzip derart ermitteln, daß die Flur in eine Zahl von Parzellenbündeln (Riegenschlägen) untergliedert werden kann, für welche gilt, daß darin jeder Ackerhof oder Hufenbesitzer genau einmal mit einem gleichbreiten Streifen Landes vorkommt wie die anderen Ackerleute des Dorfes auch. Für das älteste Elsebeck mit seinen fünf Ackerhöfen bzw. Hufnern und einem Schulzenhof müßten die zu rekonstruierenden Riegenschläge demnach aus sechs gleichbreiten Parzellen bestehen. So ist es bei den meisten Rundlingsdörfern z. B. Ostniedersachsens. Da aber in Elsebeck wie auch in den anderen Dörfern des Calvörder Werders die Schulzenhöfe mit doppelter Landmenge, d. h. mit zwei Hufen ausgestattet worden sind, enthält der Riegenschlag hier sieben Streifenbreiten, von denen zwei auf den jeweiligen Schulzenhof entfallen. Dabei ist die Reihenfolge der Streifenparzellen der einzelnen Ackerhöfe in den Riegenschlägen meist unterschiedlich (wohl durch Verlosung zustande gekommen). In Elsebeck zeigen die ersten vier Riegenschläge vor dem Dorfe (R_1 bis R_4) z. B. diese Abfolge:

$$\begin{array}{cccc} . & 956738 & . & 3675843 & . & 9846753 & . & 9385467 & . \\ & R_1 & & R_2 & & R_3 & & R_4 & \end{array}$$

Es liegen stets die Parzellen der beiden Halbspänner Hof 6 und Hof 7 (unterstrichen) nebeneinander infolge der bei der (zeitlich uns unbekannten) Aufteilung des alten Schulzendoppelhofes vorgenommenen Längsaufteilung seiner Parzellen. Beide hatten sich auch das Schulzenamt zu teilen; in Berenbrock wohnten sie noch 1571 auf einem Hof zusammen.¹⁵⁾ Die Halbspänner der Dörfer des Calvörder Werders hatten infolge der Doppelhufigkeit ihrer Vorgänger-Schulzenhöfe demnach ebensoviel Ackerland wie die Ackerleute des gleichen Dorfes, nämlich auch eine Hufe. Die von einer Hufenstelle hier 1760 bewirtschaftete Menge an Ackerland betrug in allen vier Dörfern ziemlich ähnlich etwa 110 Morgen, umfaßte also 3 braunschweigische Flächenhufen und 20 Morgen.

Die in Elsebeck vorgefundenen (Ideal-)Verhältnisse lagen zwar ganz ähnlich in Berenbrock und Lössewitz, jedoch nicht in Parleib vor. Dort verweist schon der etwas abweichende Ortsgrundriß mit den beiderseits die Ackerhof-Stellen flankierenden, ebenfalls sektorenförmig ausgebildeten Angerflächen auf drei oder vier wüst gewordene, d. h. abgegangene Ackerhöfe, deren Land sich nach Aussage des Erbbuches von 1571 die drei überlebenden Ackerleute, zwei (Schulzen-)Halbspänner und ein Großkötter untereinander geteilt haben.¹⁶⁾ Die Rekonstruktion des Riegenschlages ist hier auch infolge nur wenig durch die GLV unverändert belassenen Ackerlandes („Salauer Feld“) nicht zweifelsfrei möglich gewesen. Die partiellen Wüstungsvorgänge in Parleib haben dort also nicht nur die Ortsgrundrißform selbst, sondern auch die Landauf- und -verteilung in der Flur verändert.

Im Calvörder Werder ist während der spätmittelalterlichen Wüstungsperiode das Dorf Parwitz vollständig wüstgefallen und nicht wieder aufgesiedelt worden. Sein Land diente ebenfalls wie in Parleib zur „Aufstockung“ bestehender Höfe. Der Hauptanteil wurde im 18. Jhd. vom Calvörder Amtsgut besetzt gehalten, das übrige teilten sich alle Berenbrocker Höfe sowie zwei Kötter aus Lössewitz.¹⁷⁾

¹⁵⁾ Erbreger 1571 (wie Anm. 12, Bl. 59).

¹⁶⁾ Erbreger 1571 (wie Anm. 12, Bl. 11, Bl. 60).

¹⁷⁾ Vgl. GLV-Feldrisse und -Beschreibungen der betroffenen Gemeinden (wie Anm. 14).

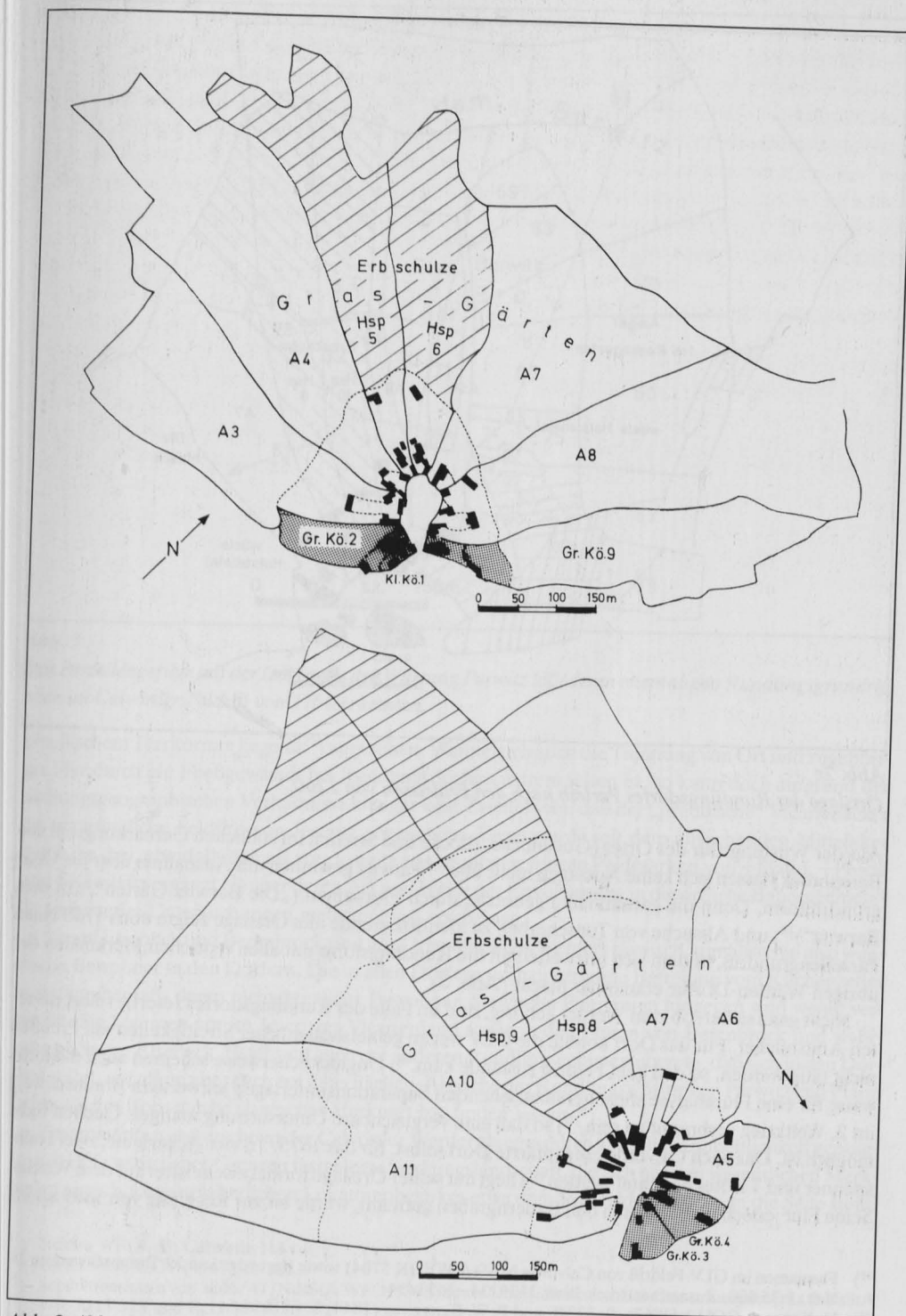


Abb. 2a/2b
Ortslagen der Rundlingsdörfer Berenbrock und Lössewitz nach den Feldrissen von 1760.

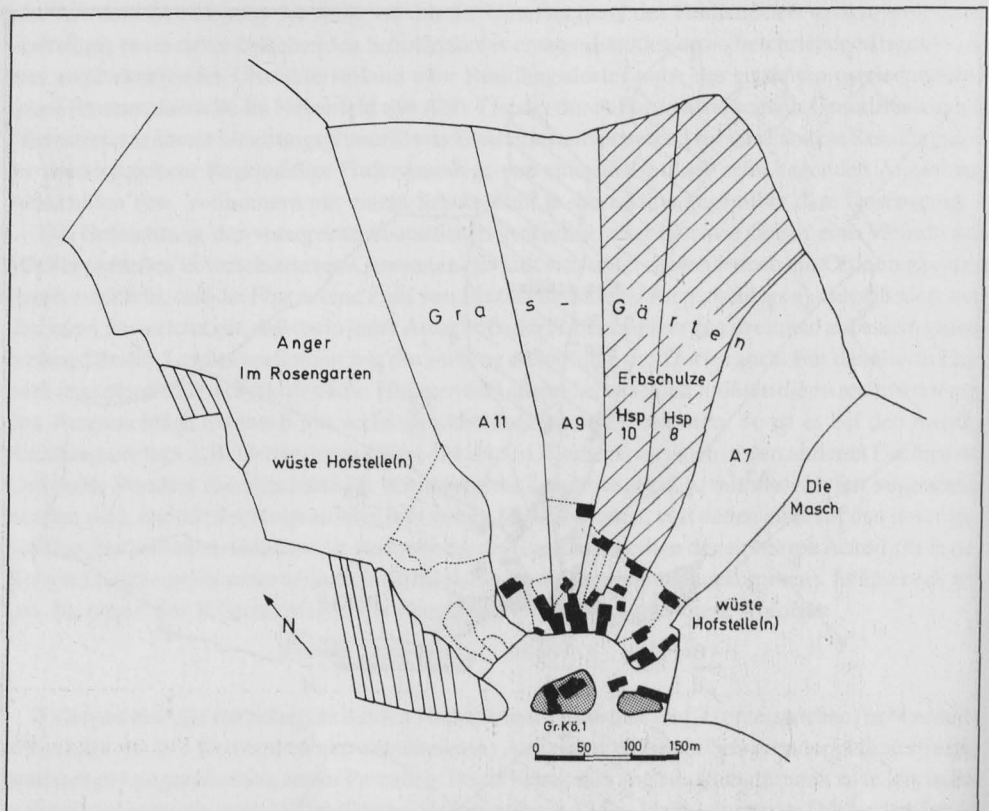


Abb. 2c

Ortslage des Rundlingsdorfes Parleib nach den Feldrissen von 1760.

Aus der Wüstungsflur des Ortes (Gutsblöcke, Blöcke und Streifen im südlichen Gemarkungsteil von Berenbrock) lassen sich keine Aussagen mehr über +Parwitz gewinnen mit Ausnahme über die Ortsgrundrißform. Denn die gartenmäßig genutzte, durch Flurnamen („Die Barwitz Gärten“, „In dem Barwitz“)¹⁸⁾ und Absuche von Tonscherben zu identifizierende alte Ortslage zeigte noch 1760 einen Parzellengrundriß, in dem sich unzweifelhaft die Rundlingsform mit allen typischen Merkmalen der übrigen Werden-Dörfer erkennbar macht (Abb. 3).

Nicht ganz sicher, ob zum Werder gehörig, sind im Falle des Rundlingsdorfes Jeseritz selbst die alten Amtsbücher. Für das Dorf konnte die GLV wegen gebietshoheitlicher Streitigkeiten mit Preußen nicht tätig werden, so daß kein Feldriß zustande kam.¹⁹⁾ Unglücklicherweise scheinen auch die hilfsweise für eine Fluranalyse sonst heranzuziehenden Separationsunterlagen teilweise in Braunschweig im 2. Weltkrieg verbrannt zu sein,²⁰⁾ so daß eine vergleichbare Untersuchung mangels Quellen nicht möglich ist. Das nach Calvörde eingepfarrte Dorf selbst, für das 1675/76 vier Ackerleute, zwei Halbspänner und 7 Köter berichtet werden,²¹⁾ liegt mit seiner Ortslage formal zweifelsfrei auf dem Werder. Seine Flur jedoch, davon durch den Bauerngraben getrennt, wurde bis zur Regelung von 1889 als auf

¹⁸⁾ Flurnamen im GLV-Feldriß von Calvörde NdsStA WF: (K 5704) sowie Karte des Landes Braunschweig im 18. Jhdt. 1:25 000, Zusammendruck-Blatt 3533/34–3633/34.

¹⁹⁾ H. KLEINAU GOV 1 (1967), S. 323 ff. und P. W. BEHREND (1844) S. 68 ff.

²⁰⁾ Herrn Vermessungsdirektor Schraepfer, Bezirksregierung Braunschweig danke ich für seine Unterstützung bei den Nachforschungen und ebenso Herrn Wachsmann, Katasteramt Gardelegen sowie Frau Feldmann, Staatsarchiv Barby.

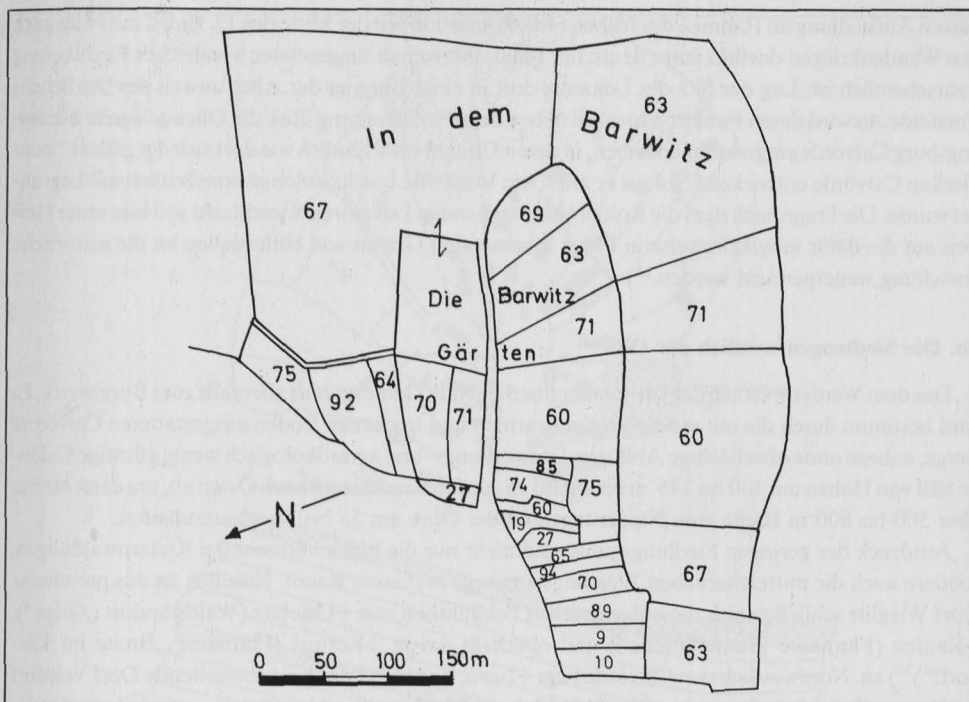


Abb. 3

Das Parzellengefüge auf der Dorfstelle der Wüstung Parwitz läßt deren ehemaligen Rundlingsgrundriß noch im Calvörder Feldriß von 1760 erkennen.

preußischem Territorium liegend²²⁾ angesehen. Wenngleich auch die Trennung von Ort und zugehöriger Flur durch ein Fließgewässer bei Rundlingsdörfern extrem selten ist, so kann doch aufgrund der siedlungsgeographischen Verhältnisse hier gar kein Zweifel sein, daß der „preußische“ Vicarienacker die ursprüngliche Feldflur von Jeseritz gewesen ist. Diese wurde seit dem ausgehenden Mittelalter durch die drei, ebenfalls damals von Jeseritz aus benutzten wüsten Feldmarken von +Platin, +Precal und +Kemeritz ergänzt,²³⁾ über deren Art und Weise der Envolvierung in die örtliche Bauerngemeinde so keinerlei Untersuchungen mehr möglich erscheinen.

Bis auf Elsebeck und Berenbrock sind alle Ortsnamen des Werders slawisch, signalisieren also wendische Bewohner in den Dörfern. Die in allen Dörfern nachzuweisende Befreiung vom Kirchenzehnt bestätigt ebenfalls deren nichtchristliche Bewohner. Slawische Flurnamen hingegen sind wenig verbreitet. Sie kommen vor im Jeseritzer Vicarienland sowie in den Fluren von Berenbrock und wahrscheinlich von Elsebeck. Es stimmt auch mit anderen Rundlingsgebieten überein, daß sich in den Dörfern selbst, vor allem aber auch bei Oberflächen-Absuche der Rundlingswüstungen Parwitz und Platin keine einzige Tonscherbe slawischer Herkunft hat finden lassen.²⁴⁾

Zusammenfassend erscheint der Calvörder Werder als eine durch auffällige Einheitlichkeit geprägte, mit Hilfe natürlicher Grenzen festgelegte Siedlungslandschaft, die sich mit den wesentlichen Merkmalen eines hochmittelalterlichen Lokatorenbezirkes etwa dem Vorsfelder Werder an die Seite stellt,

²¹⁾ NdsSta WF: 8 Alt Calvörde 113.

²²⁾ H. KLEINAU GOV (1967), S. 323.

²³⁾ Separationskarte von 1846/47 (NdsSta WF: K5398) sowie Übersichtskarten der Gemarkung Jeseritz (NdsSta WF: K 13 323 und K 13 324).

²⁴⁾ Den Herren Dr. B. Wachter, Dannenberg und Dr. E. Gringmuth-Dallmer, Berlin danke ich für die Überprüfung und Datierung der auf den Wüstungsplätzen und in Calvörde aufgenommenen keramischen Oberflächenfunde.

dessen Aufsiedlung im Rahmen der frühen Ostkolonisation seit der Mitte des 12. Jhdts. mit Hilfe nach den Wendenkriegen dorthin unter deutscher Landesherrschaft umgesetzter wendischer Bevölkerung wahrscheinlich ist. Lag der Sitz des Lokators dort in einer Burg an der Aller unweit des Städtchens Vorsfelde, so wird deren Funktion hier die neben dem Flußübergang über die Ohre gelegene Niederungsburg Calvörde eingenommen haben, in deren Umfeld wohl ähnlich wie dort sich der „Bleek“ oder Flecken Calvörde entwickelte, sofern er nicht wie Vorsfelde bereits kolonisationszeitlich mit begründet wurde. Die Frage nach dem die Kolonisation tragenden Lokatoren-Geschlecht soll hier unter Hinweis auf die dafür möglicherweise in Frage kommenden Grafen von Hillersleben an die historische Forschung weitergereicht werden.²⁵⁾

4b. Die Siedlungen westlich der Ohre

Das dem Werder westlich der Ohre gegenüberliegende Gebiet gehört ebenfalls zum Burgbezirk. Es wird bestimmt durch die mit sandig-kiesigen, armen und trockenen Böden ausgestatteten Calvörder Berge, nahezu ohne oberflächige Abflüsse. Das siedlungs- und agrarökologisch wenig günstige Gelände fällt von Höhen um 100 bis 146 m bis auf 60 m zunächst recht stark nach Osten ab, um dann sanfter über 500 bis 800 m Breite zum Niederungsrand der Ohre um 55 bis 56 m auszulaufen.

Ausdruck der geringen Siedlungsgunst sind nicht nur die heute verbreiteten Kiefernwaldungen, sondern auch die mittelalterlichen Wüstungsvorgänge in diesem Raum. Nördlich an das preußische Dorf Wieglitz schließen sich die aufgelassenen Feldmarken von +Griebitz (Waldstandort „Grips“), +Ranten (Flurname „Rantenbreite“) und oberhalb davon +Kestorf (Flurname „Breite im Käs-dorff“)²⁶⁾ an. Nordwestlich von Calvörde liegt +Isern, und selbst das heute bestehende Dorf Velsdorf hat längere Zeit wüstgelegen, bis es wohl 1512 durch Matthias von Alvensleben neu wieder aufgesiedelt worden ist.²⁷⁾ Außer Velsdorf bestanden im westlichen Amtsbezirk im 18. Jhd. nur die Stadt Calvörde und das unmittelbar westlich daran anschließende Hünerndorf, das nicht über eine eigene Gemarkung verfügte.

Ungeachtet seines temporären Wüstliegens weist Velsdorf mit acht Ackerleuten und zwei Halbspännern aber ohne Köterstellen einen hufeisenförmigen Rundlingsgrundriß auf (Abb. 4)²⁸⁾ Das Wüstfallen des Ortes ist zeitlich nicht bekannt. Setzte man dieses aber wie bei der Mehrzahl der bekannten Wüstungen in der zweiten Hälfte des 14. Jhdts. an, so ergäben sich rund 150 Jahre des Wüstliegens. Es ist kaum anzunehmen, daß nach so langer Zeit noch die Hofgrenzen eines zuvor bestehenden Rundlingsdorfes auf der Dorfstelle erkennbar waren und bei der Neuansiedlung nur wieder aufgenommen zu werden brauchten. Wahrscheinlich ist der Rundlingsgrundriß von anderen Nachbardörfern, vielleicht von dem nur ca. 2 km entfernten Mannhausen, abgesehen und 1512 hierher übertragen worden.

Besonderes Interesse verdient die Flurstruktur einer solchen frühneuzeitlichen Rundlings-Plan-siedlung: Es findet sich eine Riegenschlageinteilung allerdings nur mit acht Streifenbreiten. Diese ergibt sich dadurch, daß einerseits der Ackerhof nr. 11 am östlichen Rande des Hufeisens nicht am Riegenschlagland teilnimmt. Dieser ist augenscheinlich später als die übrigen nachgesiedelt und hat sein ohnehin mit nur 42 Morgen gegenüber sonst ca. 110 Morgen der anderen wesentlichen geringer bemessenes Ackerland stets außerhalb des Gemenges in randlicher oder isolierter Lage. Zutreffender wäre er als Halbspänner oder Großköter klassifiziert. Zum anderen sind die beiden Halbspänner nr. 8 und nr. 9 nicht wie diejenigen im Werder jeweils mit einer ganzen Hufe, sondern nur mit einer halben ausgestattet. Sie sind also nicht aus der Teilung eines mit Doppelhufe ausgestatteten Schulzenhofes hervorgegangen, sondern durch Teilung eines normalen Ackerhofes entstanden. Ihre Parzellen wech-

²⁵⁾ Anregungen dazu bei H. K. SCHULZE (1963).

²⁶⁾ Karte des Landes Braunschweig im 18. Jhd. 1:25 000.

²⁷⁾ Erbregister 1571, (wie Anm. 12), Bl. 21.

²⁸⁾ GLV-Feldriß und -Beschreibung von 1759 (NdsStA WF: K 3614 u. 20 Alt 378).

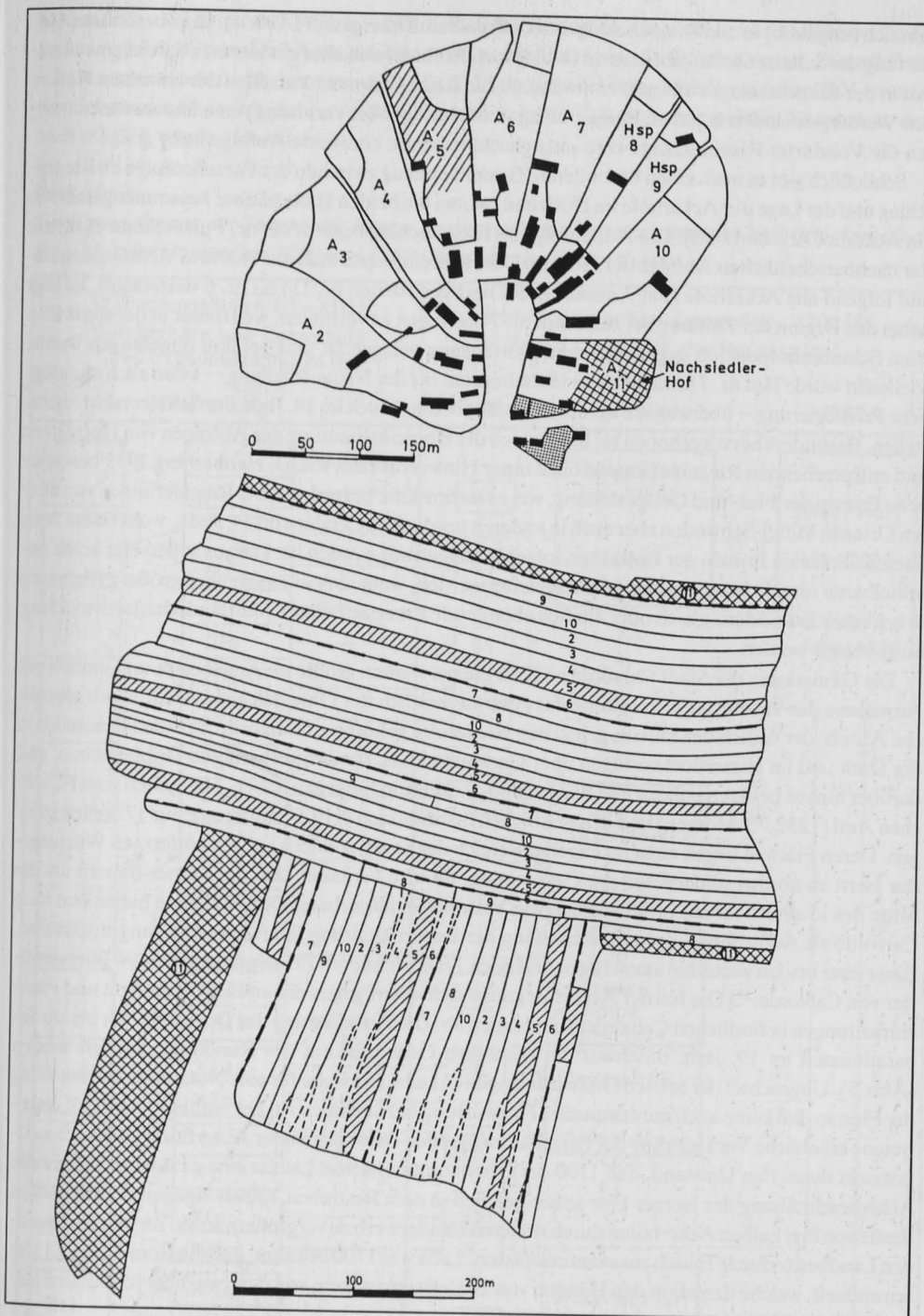


Abb. 4

Ortslage und Teil der Flur von Velsdorf nach dem Feldriß von 1760. Hervorgehoben sind die Riegschlagsgrenzen sowie das Feldland eines regulären Ackerhofes (nr. 5) sowie des Nachsiedlers (nr. 11) in Wanne 7 des Winterfeldes.

seln sich (ungeteilt) in den Riegenschlägen ab, oder sie sind quergeteilt (Abb. 4). Eine besondere Ausstattung des Schulzenhofes gibt es nicht in Velsdorf. Es findet sich aber ein weiteres besonderes Merkmal in der Riegenschlagstruktur. Denn während die Reihenfolge der Parzellen der einzelnen Höfe in den Werdergemeinden in jedem Riegenschlag (wohl infolge von Verlosung) eine andere war, so weisen die Velsdorfer Riegenschläge eine stets gleichbleibende konstante Abfolge auf.

Schließlich gibt es noch einen besonderen Zusammenhang zwischen der Parzellenfolge im Riegenschlag und der Lage der Ackerhöfe im Dorfrund (wobei die beiden Halbspänner zusammengefaßt wie ein Ackerhof zu sehen sind): Die Reihenfolge im Riegenschlag beginnt mit nr. 7 und stimmt exakt mit der nachbarschaftlichen Abfolge der Höfe im Dorf überein, wenn man mit Hof nr. 7 dem Sonnenumlauf folgend alle Ackerhöfe (mit Ausnahme des nachgesiedelten nr. 11) bis nr. 6 weiterzählt. Es liegt nahe, den Beginn der Zählung bei Ackerhof nr. 7 deswegen zu vermuten, weil dieser in der sonst üblichen Schulzenhofposition gegenüber dem Dorfzugang gelegen ist und bei ihm angefangen wurde. Vielleicht wurde Hof nr. 7 tatsächlich das Schulzenamt bei der Neuaufsiedlung – wenn auch ohne jegliche Privilegierung – übertragen? Leider ist quellenbedingt auch im 18. Jhdt. der Schulze nicht festzustellen. Besonders hervorgehoben sei hier jedoch die Übereinstimmung der Abfolgen von Hofplätzen und entsprechenden Riegenschlagparzellen unter Hinweis auf das von D. Hannerberg 1959 beschriebene Prinzip der Flur- und Ortsgestaltung, wie es als Solskifte bezeichnet, bei Regulierungen von älteren Orten in Mittel-Schweden aber auch in anderen nordischen Ländern im 14. Jhdt., wohl einem noch älteren ähnlichen Prinzip der Bolskiften folgend, angewandt worden ist. Daraus sollen hier keine unmittelbaren räumlichen Beziehungen hergeleitet werden, wohl aber auf auch über größere Distanzen in zeitlicher Koinzidenz gleich oder ähnlich ablaufende Prozesse in der Kulturlandschaftsentwicklung hingewiesen werden.

Die Gemarkung der Stadt Calvörde ist 1760 die bei weitem größte im Amtsbezirk und umfaßt mit Ausnahme der Velsdorfer Gemarkung das gesamte westlich der Ohre gelegene Areal. Auch erhebliche Anteile der östlich des Flusses gelegenen Niederung gehören zu Calvörde.²⁹⁾ Alle Hausstellen in der Stadt und im Hünerdorf verfügen über Gartenland u. a. für den verbreiteten Hopfenanbau, und darüber hinaus besitzen nahezu alle Wiesenland. Ackerland hingegen haben, abgesehen vom Fürstlichen Amt (1232,75 Morgen) und den geistlichen Institutionen (119,57 Morgen), nur 17 Stellen zu eigen. Deren Flächen liegen nicht im engeren Bereich der Stadt, sondern auf der entfernten Wüstungsflur Isern im nordwestlichen Teil der Gemarkung. Es wird berichtet, daß die Iserner Bauern um die Mitte des 15. Jhdts. ihr ca. 1,5 km östlich von Velsdorf lokalisierbares Dorf verlassen haben und nach Calvörde als Ackerbürger unter Beibehaltung der Bewirtschaftung ihrer Ackerflur umgezogen sind. Einer ihrer beiden weiterhin amts-tätigen und noch 1760 benannten Erbschulzen war 1494 Bürgermeister von Calvörde.³⁰⁾ Die Iserner Ackerflur grenzt sich scharf gegen die im Besitz von Amt und Pfarr-einrichtungen befindlichen Calvörder Ländereien ab. Die Parzellierung der Dorfstelle läßt bis zur Separationszeit im 19. Jhdt. unschwer die ehemalige Grundrißform des Rundlings deutlich werden (Abb. 5). Ungeachtet der totalen Ortswüstung gibt es keine Hinweise für eine Nutzungsunterbrechung der Flur, so daß keine auch nur temporäre Flurwüstung anzunehmen ist. Die während der GLV eingetretene erhebliche Veränderung der Parzellierung großer Teile auch dieser Ackerflur wird jedoch wettgemacht durch den Umstand, daß 1700 der Oberhauptmann von Lautitz eine exakte parzellenweise Ackerbeschreibung der Iserner Flur anfertigen ließ in dem Bestreben, seinen eigenen dort liegenden Besitz von drei halben Ackerhöfen durch weiteren Landerwerb zu vergrößern sowie zersplittert liegenden Landbesitz durch Tausch zusammenzufassen.³¹⁾ Es war 1700 bekannt, daß die Iserner Flur 13 Hufen enthielt, welche damals in den Händen von 19 Besitzern waren, von den zwei über jeweils drei hal-

²⁹⁾ GLV-Feldriß und -Beschreibung von 1760 (NdsStA WF: K 5704 u. 20 Alt 78 sowie Separationskarten von 1860/67 (NdsStA WF: K 5344 u. 5395).

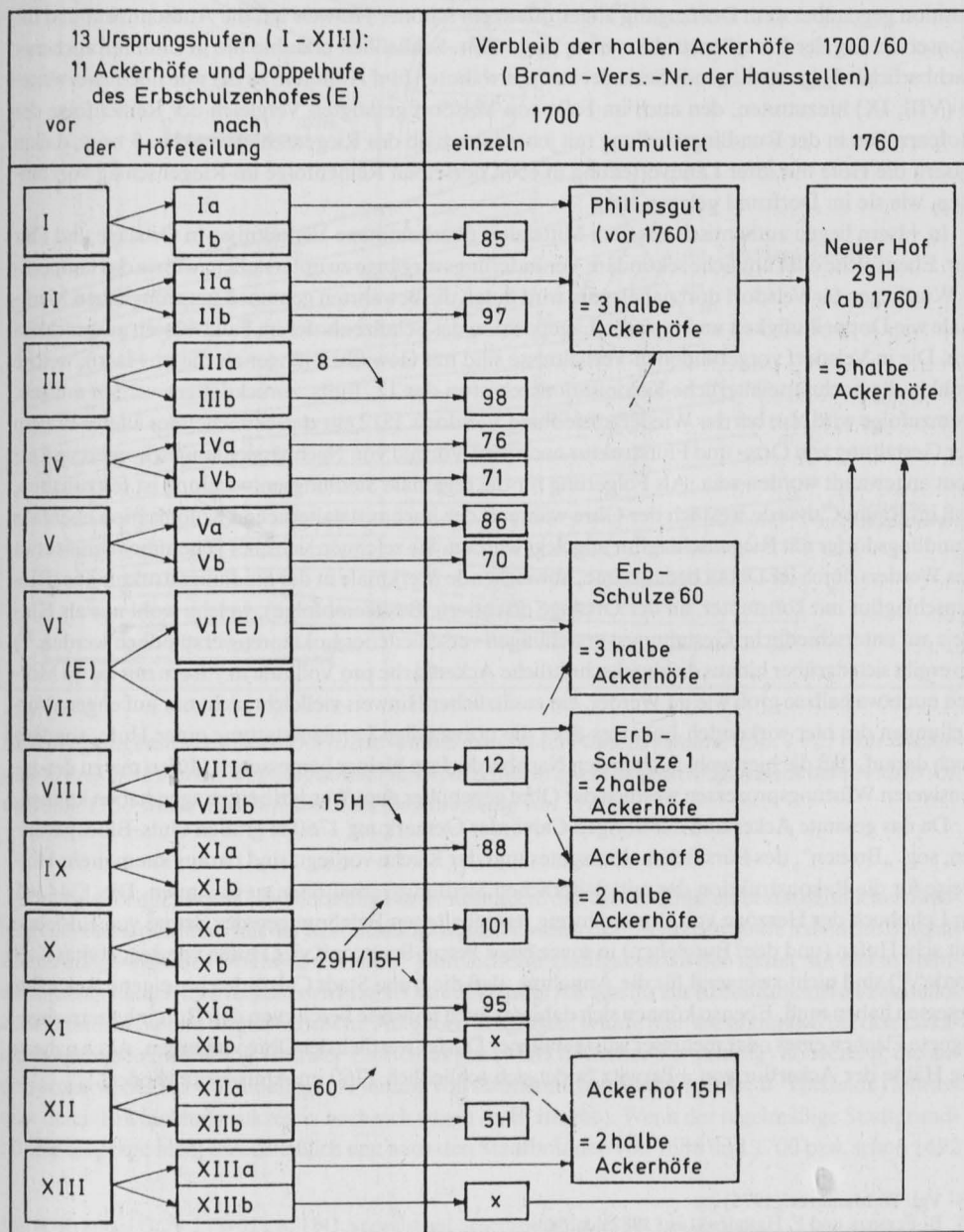
³⁰⁾ P. W. BEHREND (1844), S. 70 ff.

³¹⁾ „General-Ackerbeschreibung der Iser-Feld-Marck“ von 1700 (NdsStA WF: 8 Alt Calvörde 28) und erneuerte Fassung derselben von 1748 (NdsStA WF: 8 Alt Calvörde 29).

be, drei über zwei halbe und 14 über je eine halbe Hufe verfügten. Über die konkrete hufenweise Zusammengehörigkeit der Halbhufenbesitzer existieren freilich keinerlei Informationen. Diese ließ sich jedoch – wenn auch ziemlich aufwendig – aus der Ackerbeschreibung und den von der GLV unverändert belassenen Flurteilen nahezu vollständig ermitteln, so daß eine retrospektive Fluranalyse dennoch möglich wurde (Übersicht 2).

Übersicht 2:

Zuordnung der aus der Teilung der Iserner Ursprungshufen hervorgegangenen halben Ackerhöfe zu den Calvörder Hausstellen 1700 und 1760 (Ergebnis der Fluranalyse).



Das Ergebnis bestätigt zweifelsfrei einen ursprünglichen Bestand von 13 Hufen in +Isern, die auf 11 Ackerhöfe und einen Schulzen mit Doppelhufe entfielen. Die Flurgliederung erweist Riegenschläge mit (ebenso wie in Velsdorf angetroffen) stets gleichbleibender, konstanter Abfolge der Parzellen der rekonstruierten Althöfe. Unterschiedlich ist allein die Existenz eines Schulzen mit Doppelhufe, welche in Velsdorf fehlte. Dieses läßt sich im Vergleich der Abbildungen 4 und 5 nachvollziehen. Die nähere Untersuchung der Besitzparzellen auf der Dorfstelle 1760 ließ in fünf Fällen noch die durch die Hufenteilung zustandegekommene Nachbarschaftslage der Teilungsparzellen bzw. die alten Hofstellen vor der Teilung zutage treten (Hufen III–VII), unter ihnen die des doppelhufigen Erbschulzenhofes (Hufen VI und VII). Dieser wird in der bekannten, für den Schulzenhof im Rundlingsdorf üblichen Position gegenüber dem Dorfzugang angetroffen, ein schöner Hinweis auf die Authentizität und die Konservierung der Parzellenstruktur über lange Zeit. Schließlich erlaubte die in ununterbrochener nachbarlicher Folge vorliegende Serie der zuvor erwähnten fünf Althufen, zu der nun noch zwei weitere (VIII, IX) hinzutreten, den auch im Falle von Velsdorf getätigten Vergleich der Reihenfolge der Hofparzellen in der Rundlingssiedlung mit jener innerhalb des Riegenschlages. Abb. 5 zeigt, daß in +Isern die Höfe mit ihrer Landverteilung in eben derselben Reihenfolge im Riegenschlag vorkommen, wie sie im Dorfrund gelegen sind.

In +Isern liegen authentisch aus dem Mittelalter überkommene Verhältnisse in Ortslage und Flur vor. Eben solche oder ähnliche sekundäre Veränderungsvorgänge zu unterstellen, wie sie das temporäre Wüstliegen für Velsdorf dort nahelegen, wird durch die bewahrten genuinen ursprünglichen Merkmale wie Doppelhufigkeit und typische Lageposition des Schulzenhofes im Falle +Isern ausgeschlossen. Die in Velsdorf vorgefundenen Verhältnisse sind mit Gewißheit jünger als die in +Isern, welche wohl in die hochmittelalterliche Kolonisationszeit etwa des 12. Jhdts. zurückdatiert werden müssen. Demzufolge wird also bei der Wiederaufsiedlung Velsdorfs 1512 ein zurückreichendes älteres Prinzip der Gestaltung von Orts- und Flurstruktur nach dem Vorbild von Nachbarsiedlungen kopiert und erneut angewandt worden sein. Als Folgerung für die regionale Siedlungsentwicklung ist festzuhalten, daß im Raum Calvörde westlich der Ohre während der hochmittelalterlichen Kolonisation ebenfalls Rundlingsdörfer mit Riegenschlagflur angelegt wurden. Sie zeichnen sich aber gegenüber denen etwa des Werders durch im Detail bedeutsame, abweichende Merkmale in der Siedlungsstruktur aus (Riegenschlagflur mit konstanter, an der Ortslage orientierte Besitzerabfolge), welche wohl nur als Hinweis auf unterschiedliche Gestaltungsvorstellungen verschiedener Lokatoren verständlich werden.³²⁾ So ergibt sich darüber hinaus die durchschnittliche Ackerfläche pro Vollhufe in +Isern mit ca. 60 Morgen nur etwa halb so groß wie im Werder, ein zusätzlicher Hinweis vielleicht nicht nur auf engere Vorstellungen des hier wirkenden Lokators über die notwendige Landausstattung einer Hufe, sondern auch darauf, daß die hier wohl auch in den Nachbardörfern kleiner bemessenen Hufen mit zu den intensiveren Wüstungsprozessen westlich der Ohre gegenüber dem Werden beigetragen haben können.

Da das gesamte Ackerland der übrigen Calvörder Gemarkung 1760 in großen Guts-Blockparzellen, sog. „Breiten“, des Fürstlichen Amtsgutes und der Kirche vorliegt, sind daraus kaum mehr Hinweise für die Rekonstruktion der mittelalterlichen Siedlungsverhältnisse zu gewinnen. Die 1344/65 im Lehnbuch der Herzöge von Braunschweig festgehaltenen Belehnungen des Bruno von Eilsleben mit acht Hufen (und dem Burtlehen) in sowie eines Petrus Scutte mit vier Hufen vor der „civitas Kalvörde“³³⁾ sind nicht zwingend für die Annahme, daß die frühe Stadt Calvörde eine eigene Ackerflur besessen haben muß. Ebenso können sich dahinter auch teilweise bereits von den Burginhabern angelegte Flächen eines oder mehrerer wüstgefallener Dörfer westlich der Ohre verbergen. Auch nahezu die Hälfte der Ackerflur von +Parwitz findet sich schließlich 1760 im Amtsbesitz wieder.

³²⁾ Vgl. W. MEIBEYER (1975).

³³⁾ B. FLENTJE und F. HENRICHVARK (1982), S. 58.

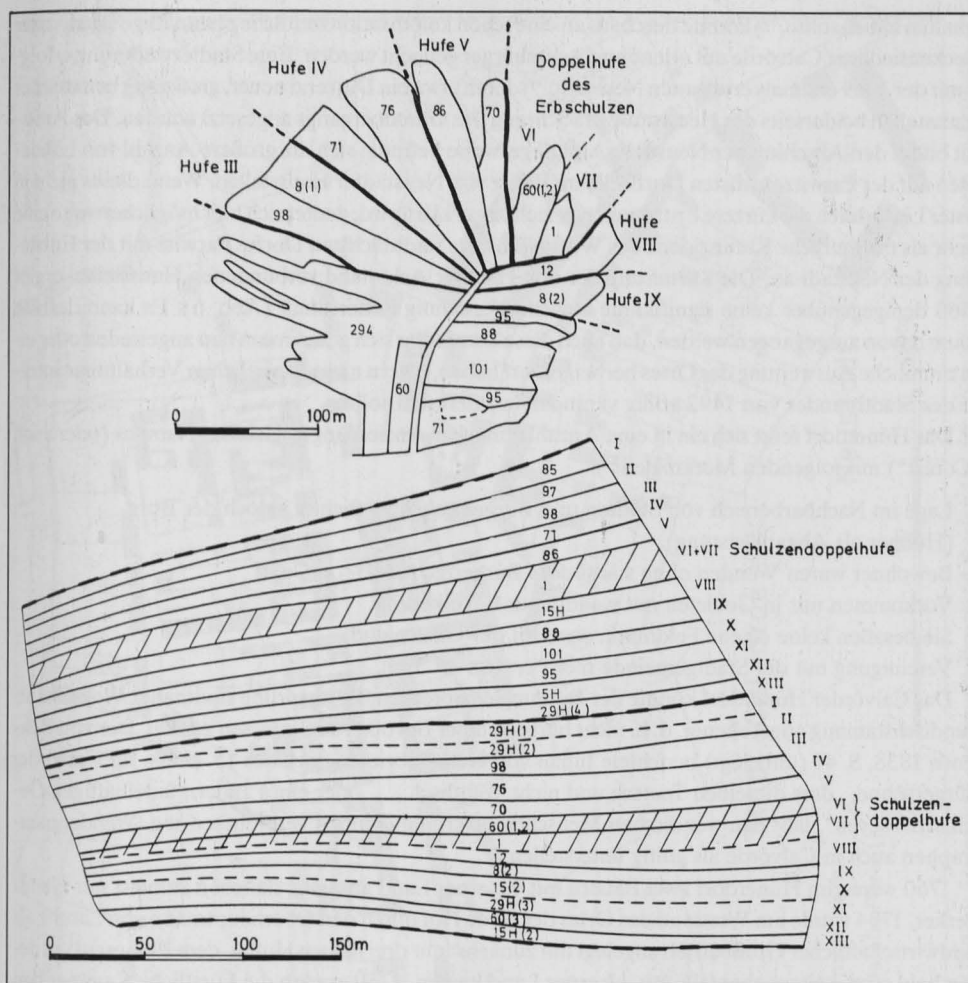


Abb. 5

Parzellengefüge auf der wüsten Dorfstelle von Isern und eines Flurteils (Wanne 9, nr. 1–21) mit Wiedergabe der rekonstruierten ursprünglichen Hufenparzellen in zwei Riegenschlägen nach dem Feldriß von Calvörde 1760 sowie mit Hilfe der Ackerbeschreibung von 1700.

Ungeachtet der kargen Überlieferung ist zu mutmaßen, daß die Anfänge einer stadtähnlichen Siedlung Calvörde spätestens mit der Kolonisationszeit anzusetzen sind. Scherbenfunde haben die Burg als ältere Anlage wohl des 10. Jhdts. erwiesen³⁴⁾ mit Sicherungsaufgaben für den später mit einem Steindamm ausgebauten fernverkehrswichtigen Ohreübergang. Als von ihr zur Kolonisationszeit zweifellos auch lokatorische und organisatorische Aufgaben ausgingen, wurde hier wie anderswo bei den Lokatorennsitzen die Ansiedlung zentraler Einrichtungen (Markt, Kirche, Verwaltung) notwendig, die anderswo entweder zur wohlüberlegten Planung von stadtähnlichen Siedlungen (z. B. Vorsfelde) führten oder deren Entwicklung sukzessiv nach sich zogen (z. B. Brome). Wenn der regelmäßige Stadtgrundriß sein Gepräge nicht ausschließlich erst nach den Stadtbränden von 1688 und 1700 bzw. schon 1492

³⁴⁾ H. KLEINAU GOV 1 (1967), S. 124f. verweist auf Scherbenfunde des 10. bis 12. Jhdts.

erhalten haben sollte,³⁵⁾ könnte durchaus an eine schon kolonisationszeitliche planmäßige Bleek- oder Fleckensiedlung Calvörde mit oder ohne Ackerbürger gedacht werden. Eine Stadterweiterung erfolgte mit der 1369 erstmals erwähnten Neustadt,³⁶⁾ deren etwa ein Dutzend neuer, großzügig bemessener Hausstellen beiderseits der Heerstraße in Richtung des Ohreübergangs angesetzt wurden. Das Amtsgut bildet den Abschluß der Neustadt. Auffälligerweise befindet sich die größere Anzahl von Ländereien auf der Parwitzer wüsten Dorfstelle im Besitz von Neustädter Hausstellen. Wenn dieses nicht in erster Linie durch die kürzere Entfernungsbeziehung erklärt wird, deutet sich hier möglicherweise eine mehr als nur zeitliche Koninzidenz des Wüstfallens des stadtnächsten Dorfes Parwitz mit der Entstehung der Neustadt an. Die Kartierung der mit +Iserner Ackerland verbundenen Hausstellen ergibt 1760 demgegenüber keine signifikante örtliche Verteilung in der Stadt (Abb. 6). Es kann deshalb kaum davon ausgegangen werden, daß auch diese Umsiedler sich gemeinsam neu angesiedelt oder eine räumliche Ausweitung des Ortes herbeigeführt haben, sofern nicht die örtlichen Verhältnisse infolge des Stadtbrandes von 1492 völlig verändert worden sein sollten.

Das Hünendorf reiht sich ein in eine Anzahl ähnlicher Ansiedlungen gleichen Namens (oder auch „Coreiz“) mit folgenden Merkmalen³⁷⁾:

1. Lage im Nachbarbereich von Städten und Burgen; abgabepflichtig jedoch der Burg (Hühner als Abgabeleistung),
2. Bewohner waren Wenden ohne städtisches Bürgerrecht,
3. Vorkommen nur in Gebieten mit wendischer Bevölkerung,
4. Sie besaßen keine eigene Feldmark, sondern nur Gartenland,
5. Vereinigung mit der Stadtgemeinde meist erst im 19. Jhdt.

Das Calvörder Hünendorf könnte der Deutung entsprechen, im Ursprung stadtnaher Wohnsitz als wendischstämmig angesehener, d. h. nicht bürgerfähiger Bevölkerung gewesen zu sein. Der von Behrends 1838, S. 41 (unbelegt) berichtete Inhalt von Geburtsbriefen noch des 15. Jhdts. für Calvörder Bürgersöhne, „dass dieselben Teutsch und nicht Wendisch . . . oder eines andern tadelhaften Geschlechts seyen“, läßt den wendischen Menschen diskriminierenden verbreiteten sog. Wendenparagraphen auch in Calvörde als gültig unterstellen.

1760 waren im Hünendorf zwei Bauern mit +Iserner Land ansässig, daneben zumeist nur Handwerker. 1704 wurde am Westrand des Ortes der Neue Hof durch den Oberhauptmann von Lautitz als landwirtschaftlicher Großbetrieb angelegt mit zunächst nur drei halben Hufen, dem Philipsgut, zu denen bald zwei weitere ebenfalls mit +Iserner Land kamen. 1760 erwarb die Fürstliche Kammer den Neuen Hof. Das alte Philipsgut hatte seinen Standort zuerst am Ostrand der (Alt-)Stadt Calvörde. Der direkt am Niederungsrand gelegene Platz trug daneben noch 1745 die Bezeichnung „Burghof“³⁸⁾, auf den auch der Flurname „Hinter dem Burghof“ in der Niederung hinweist (Abb. 6). Die Namensgebung deutet an, daß an sich an dieser Stelle, also im engsten Verband mit der Stadt unweit der Kirche der früheste Wirtschaftshof der Burg als Vorgänger des Amtsgutes zunächst befunden haben muß, ehe er ganz oder teilweise nach Entstehen der Neustadt an deren Ostrand verlegt wurde. Die unbebaute nördliche Hälfte des „Burghof“ wurde 1991 als Reitplatz hergerichtet und ließ das Absammeln von Oberflächenfunden zu. Die Zeitstellung der reichlich aufgenommenen Tonscherben erfaßte noch das 12. Jhdt., hatte ihren Schwerpunkt im 13./14. Jhdt. und klang über das 15. Jhdt. aus.³⁹⁾ Siedlungstätigkeit ist demnach an dieser Stelle unweit des Ortszentrums seit dem 12. Jhdt. durch das Mittelalter belegt.

³⁵⁾ P. J. MEIER (1896), S. 192.

³⁶⁾ H. SUDENDORF 3 (1862), S. 282.

³⁷⁾ W. VOGEL (1960), S. 134 ff.

³⁸⁾ Stadtgrundriß von Calvörde nach dem Brande von 1745 (NdsStA WF: K 23).

³⁹⁾ Wie Anm. 24.

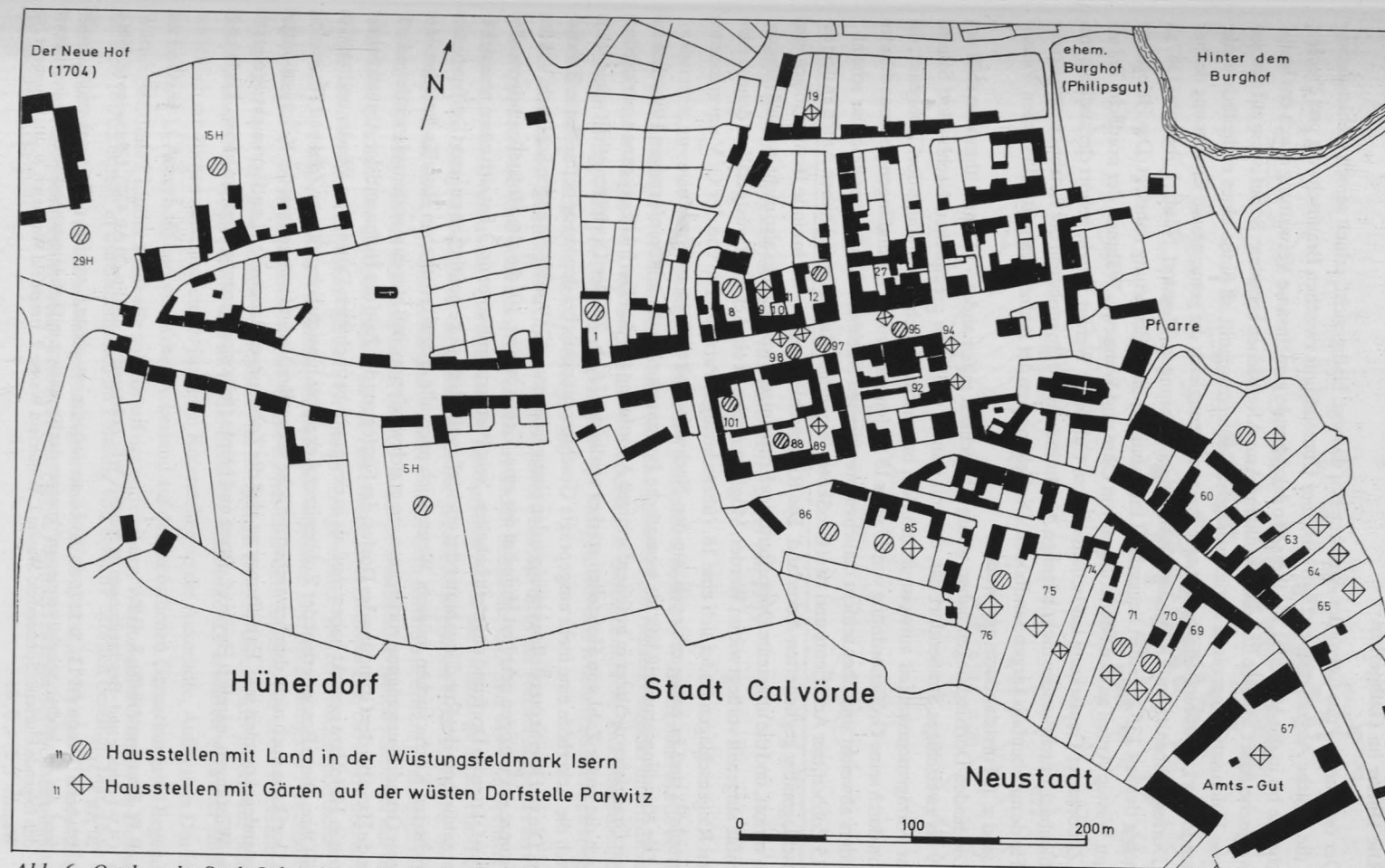


Abb. 6 Ortslage der Stadt Calvörde mit dem Hünendorf 1760 mit Eintragung der Hausstellen mit Ackerland in der Wüstungsfeldmark Isern und auf der wüsten Dorfstelle Parwitz.

4c. Die Dörfer im Halbgericht

Der östliche Teil des Calvörder Amtsbezirks, das sog. Halbgericht, erhielt seinen Gebietsumfang und die östliche Abgrenzung erst 1707 in einer Übereinkunft zwischen Braunschweig und Preußen, welche die bis in die Mitte des 14. Jhdts. zurückgehende gemeinsame Verwaltung durch das braunschweigische Amt Calvörde und das preußische Amt Alvensleben beendete. Somit ist ein auf mittelalterliche Kolonisationsvorgänge zurückgehender Gebietszuschnitt im Sinne eines einheitlichen oder vollständigen Lokatorenbezirks nicht zu erwarten, wenngleich die gemeinsame Erwähnung der beiden Dörfer Zobbenitz und Uthmöden sowie einiger Wüstungen (Heystorf, Nüntz, Lübberitz) 1347 als Zubehör der seit 1352 zerstört liegenden Lindenburg⁴⁰⁾ diese Erwartung nahelegt. Das Halbgericht hat im Westen Anteil an den Niederungen von Ohre und Wannewe. Während der nördliche Teil mit der Zobbenitzer Gemarkung landschaftlich dem Calvörder Werder ähnelt, gehört der südliche vom Mühlenbach durchflossene mehr hügelige Abschnitt zum Moränenplateau der Letzlinger und Kolditzer Heide mit ebenfalls kargen Sandböden. Die Feldmarken der zahlreichen mittelalterlichen Wüstungen sind z. T. Forststandorte geworden.

Die beiden Dorfsiedlungen haben wenig Ähnlichkeit miteinander.⁴¹⁾ Denn Uthmöden stellt sich 1759 als zweizeiliges Straßendorf dar, das mit seinem südlichen preußischen Nachbardorf Satuelle mehr Formgemeinsamkeit aufweist als mit dem braunschweigischen Rundlingsdorf Zobbenitz, das schon durch seine Größenordnung von 17 oder 18 Hufen auch von den Rundlingen des benachbarten Werders abweicht und eher seinem östlichen preußischen Nachbarn Klüden vergleichbar scheint.

15 Zobbenitzer Ackerleute und zwei Großköter (eigentlich Halbspänner) haben Anteil an dem riegenschlagmäßig gegliederten Ackerland. Die Riegenschläge zeigen wechselnde Besitzerfolgen, sind also verlost, und die ungeteilte Doppelhufe des Erbschulzen, welcher hier also nicht in zwei Halbspännerhöfe aufgeteilt vorliegt wie im Werder. Möglicherweise ist ein Ackerhof wüstgefallen, denn in mehreren Riegenschlägen findet sich eine 18. (überschüssige) Parzelle. Die von der GLV unveränderten Flurteile⁴²⁾ sind zu wenig zahlreich, um den Nachweis exakt führen zu können.

Der Rundlingsgrundriß läßt als wesentliche Formmerkmale die sektorenförmigen Hofstellen mit ihren Graspärten dahinter in hufeisenförmiger Anordnung um den Dorfplatz erkennen, wirkt jedoch durch die große Zahl von Hofstellen stärker verdichtet (Abb. 7). Der Dorfplatz erhält allein schon durch die Ackerhöfe eine mehr ausgeprägte Geschlossenheit als bei den zuvor betrachteten Rundlingen. Die vier Kleinköterstellen verengen den einzigen Zugang 1759 zu einem engen Schlauch. Von den Partnern der einzigen geteilten Hufe hat der eine, Großköter nr. 10, die alte Hofstelle übrigens ohne Gras-Gärten im Dorfrund ungeteilt behalten. Sein Partner, Großköter nr. 3, hat sich einen neuen Hofplatz außerhalb des Rundlings hinter der ebenfalls außerhalb des eigentlichen engeren Dorfverbandes errichteten Kirche suchen müssen. Wenngleich auch alle charakteristischen Rundlingsmerkmale in dieser Grundrißausprägung vorliegen, so zeigt sich wiederum, daß hier eine andere planende und ordnende Hand bei der Gründung des Dorfes, der Festlegung der Zahl der Hufen und der Absteckung der ältesten Hofplätze gewirkt haben muß als in den zuvor betrachteten Dörfern im Werder und westlich der Ohre. Diese Besonderheit der Zobbenitzer Ackerhöfe hinsichtlich größerer Zahl und Anordnung im Dorf kann auch nicht durch zwischenzeitliche sekundäre Veränderungen seit der Kolonisationszeit zustande gekommen sein. Es trifft zwar zu, daß die Zobbenitzer Bauern das Land von nicht weniger als drei Wüstungen, nämlich Heystorf, Dorst und Nüntz (teilweise) hinzubekommen haben. Dadurch ist

⁴⁰⁾ P. W. BEHREND (1845), S. 41 ff.

⁴¹⁾ GLV-Feldrisse und -Beschreibungen im NdsStA WF: Zobbenitz (K 5841 u. 20 Alt 432), Uthmöden (K 5901 u. 20 Alt 373).

⁴²⁾ Das bei H. KRAATZ (1973), S. 329 f. für Zobbenitz mitgeteilte Ergebnis der GLV ist nahezu vollständig unzutreffend. Als zweifelsfrei „speziell vermessen“ konnten der Fluranalyse mit Erfolg insbesondere zugrundegelegt werden folgende Flurteile: Sommerfeld Wanne 1, Winterfeld Wanne 2, Brachfeld Wannen 6, 9, 10, Heystorfer Feld Wannen 1, 2, 4, 5, 6.

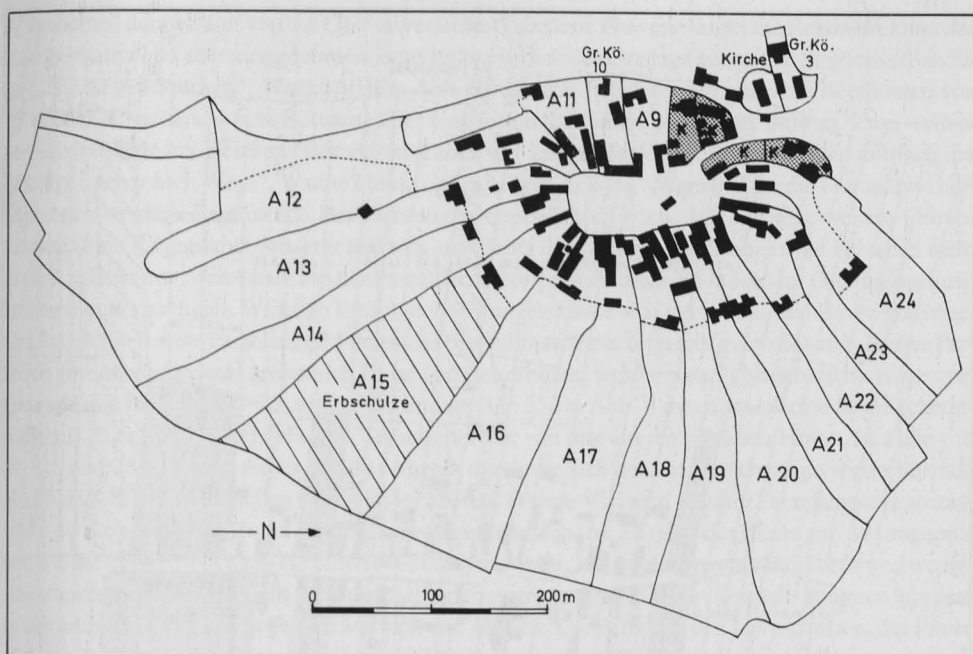


Abb. 7

Ortslage des Rundlingsdorfes Zobbenitz nach dem Feldriß von 1759.

es aber nicht zu einer Vermehrung der Hofstellen gekommen, denn das Wüstungsland wurde bei weitgehend gleichmäßiger Aufteilung unter alle Höfe ausschließlich zur Aufstockung der im angestammten Dorfsacker liegenden Ursprungshufen verwendet. Die durchschnittliche Ackerlandmenge im Dorfsacker betrug 1759 pro Hufe durchschnittlich 104 Morgen. Mit den Wüstungsländereien stieg der durchschnittliche Landbesitz auf 210 Morgen an.

Die Analyse der Siedlungsstruktur von Uthmöden erweist sich nicht nur von der Sache her als kompliziert, sondern sie wird noch zusätzlich erschwert dadurch, daß die GLV nur etwa ein Sechstel der Feldmark „speziell vermessen“ hinterlassen hat. Kennzeichnend für das zweizeilige Straßendorf Uthmöden ist die Unterschiedlichkeit der beiden einander gegenüberliegenden Hofzeilen (Abb. 8). Hat die westliche mit ihren 12 Ackerhöfen und 5 Kötern sowie dem Kirchplatz extrem großzügige Grasgärten, die zusammen mit den Hofplätzen bis 500 m Länge erreichen, so fehlen solche auf der östlichen Seite gänzlich. Die dortigen Stellen, sieben Ackerhöfe, zwei Halbspänner, die Pfarre und sieben Köter, haben an ihren Hofplätzen gar kein Grünland. Einige wenige besitzen vor dem nördlichen und südlichen Dorfrand schmale Grünlandstreifen auf der Westseite. Die Anordnung der Ackerhöfe ist auf beiden Seiten nicht ungestört. Zwar liegen die Reihestellen einschließlich der über Hufenland verfügenden Pfarre fast geschlossen beieinander, im nördlichen Dorfteil unterbricht jedoch auf beiden Seiten je einmal ein Köter (nr. 36 und nr. 6) die Zeile der Ackerhöfe. Zu erwarten wäre eher ein ausschließlich randliches Anschließen der jüngeren Köterstellen an die Ackerhöfe. Außer dem Dorfsacker besitzen 15 Ackerhöfe und vier Köter Ackerland auf der im östlichen Gemarkungsteil liegenden Wüstungsfeldmark Linder sowie alle solches auf der entfernteren Wüstungsflur Nüntz. Am Dorfsacker sind 16 Ackerhöfe in durchschnittlichem Umfang von etwa 67 Morgen beteiligt. Vier sowie die Pfarre haben wesentlich höhere Anteile zwischen etwa 83 (Pfarre) und 111 Morgen (Lehnschulze). Der Hof des von Spanndiensten freien Lehnschulzen (nr. 32) befindet sich auf der Westseite inmitten der anderen Ackerhöfe.

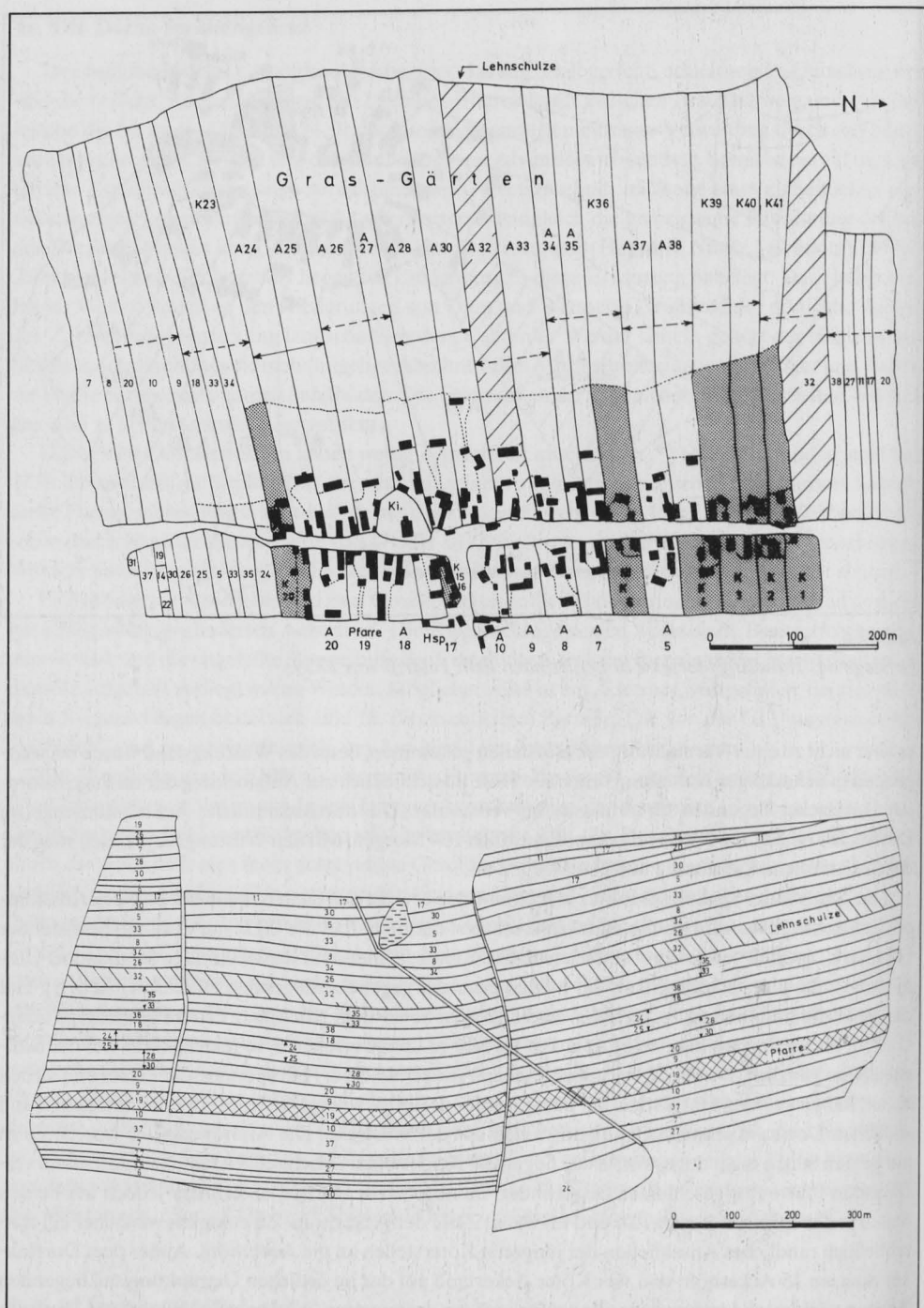


Abb. 8
Ortslage und Teil der Flur von Uthmöden 1759 mit Eintragung der rekonstruierten Ur-Hofstellen (Pfeile) bzw. der Parzellen-Nachbarschaften dreier Teilungshof-Paare sowie der 8-Rutenstücke von Lehn-schulzenhof und Pfarre in Wanne 8 des Winterfeldes.

Im Südteil der Feldflur von der GLV unverändert gelassene Flurteile lassen die Rekonstruktion des Randbereichs eines sehr ausgedehnten, unmittelbar östlich der Ortslage gelegenen Streifenverbandes zu („Die langen Stücke“, Wanne VIII = Abb. 8). Dessen Parzellen verlaufen bei Beetbreiten von 16 m oder 32 m (d. s. 4 bzw. 8 Ruten) über eine maximale Gesamtlänge von 1400 m. Zwei weitere Streifenverbände mit gleichen Beetbreiten jedoch nur Längen bis etwa 500 m konnten nördlich der Ortslage „Am rohten Wege“, Wanne I und „In den untern Ackern“, Wanne V für die Fluranalyse herangezogen werden. Ergänzende Beobachtungen ermöglichten noch einige wenige weitere Flurabschnitte. Eine Riegenschlagstruktur ließ sich angesichts der geringen „Fallzahlen“ an Parzellen nicht explizit nachweisen, wenn auch aus der Parzellierung verschiedentlich ein rationales Ordnungsprinzip aufzuschimmern scheint. Wichtige Einzelbeobachtungen lassen sich jedoch aus den Besitz-Nachbarschaften der 4-Ruten-Parzellen und den Besitzverhältnissen der ungeteilt gebliebenen 8-Ruten-Parzellen gewinnen: Dreimal finden sich Paare von Ackerhöfen, welche stets in Nachbarschaftslage vorkommen, die Höfe nr. 24–25, nr. 28–30 und nr. 33–35 (in Abb. 8 durch senkrechte Pfeile gekennzeichnet). Diese sind zu verstehen als Teilungspartner von drei älteren größeren Höfen. Im Falle von 24–25 und 28–30 wird dieses darüber hinaus durch die sich auch in der Ortslage wiederholende Nachbarschaft ihrer Hofstellen bestätigt. Im Flurteil Wanne VIII sind die drei Parzellenpaare so zwischen den ungeteilten 8-Ruten-Parzellen des Lehnshulzen (nr. 32) und der Pfarre (nr. 19) angeordnet, daß die übrigen 4-Ruten-Parzellen ebenfalls paarweise „ohne Rest“ zusammenpassen und wenigstens theoretisch als potentielle Teilungspartner ebenso wie die vorigen in Betracht kommen können. In den anderen Flurteilen liegen die Verhältnisse ähnlich. Die Parzellen des Lehnshulzen, der Pfarre und von Ackerhof nr. 37 treten stets ungeteilt in 8-Ruten-Breite auf. Sie sind also offenbar ungeteilt geblieben.

Der notwendige Schluß muß zunächst so lauten, daß in Uthmöden ein Teil der 1759 vorliegenden Ackerhöfe aus Hofteilungen hervorgegangen ist. Bei denjenigen, deren Land in der Flur ausschließlich in 8-Ruten-Stücken vorliegt, hat sich demgegenüber die ursprüngliche Hofqualität unverändert erhalten: Für die Pfarre und den Lehnshulzen als bevorrechtigten Stellen ist dieses plausibel zu erklären. Mangels Quellen bleibt die Erklärung offen für Ackerhof nr. 37. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß bei der ursprünglichen Organisation und Verteilung der Ackerflur, welche mit ihren großgliedrigen Plangewannen unzweifelhaft ihre kolonisationszeitliche Entstehung offenbart, dieser ausnahmslos 8-Ruten-Stücke zugrundegelegt worden sind. Daraus ergibt sich konsequent die Folgerung, daß nicht nur die genannten Ackerhöfe mit nachgewiesenen mehrfachen Teilungs-Nachbarschaftsbeziehungen allein, sondern alle Ackerhöfe mit durch Teilung entstandenen 4-Ruten-Stücken ebenfalls als Teilungshöfe angesehen werden müssen.⁴³⁾ Das bereits angeführte ungehinderte Zusammenpassen der 4-Ruten-Stücken-Paare mit den 8-Ruten-Beeten bestätigt diesen Schluß. Demnach sind die meisten Uthmöder Ackerhöfe, bis auf wenige Ausnahmen, so nicht als kolonisationszeitlich ursprünglich anzusehen. Dieses trifft insbesondere für diejenigen zu, deren Dorfsackeranteil (ohne Einrechnung des Landes auf Wüstungsfeldmarken) mit den angegebenen durchschnittlich 67 Morgen ohnehin für eine existenzfähige Ackernahrung nicht ausreichen würde.

Die erneute Betrachtung der Ackerhof-Plätze auf der Westseite der Ortslage verdeutlicht, daß diese dort z. T. sehr unterschiedliche Breiten ihrer Hofstellen aufweisen, z. B. nr. 34 und 35 im Vergleich zu den südlich benachbarten. Das Nachmessen der Hofbreiten der auch durch konsequente „Flurnachbarschaft“ aufgefallenen Hofpaare 24–25 und 28–30 ergibt für beide Paare gleichermaßen ca. 80 m oder 20 Ruten. Die Breite der zwischen ihnen liegenden ungleichen Hof- und Grasgarten-Par-

⁴³⁾ Regelmäßig wiederkehrende Nachbarschaftslagen der Besitzer von Teilungspartzen (wie bei 24–25, 28–30, 33–35) können möglicherweise dadurch unterblieben sein, daß die Teilungspartzen z. T. unter den Teilungspartnern einzeln und nicht geschlossen hofweise verlost worden sind. Sehr wahrscheinlich ist die Teilung bei den vorgenannten Höfen später und dabei geschlossen erfolgt. Dafür könnte auch die Hofstellen-Nachbarschaft bei 24–25 und 28–30 sprechen.

zellen von nr. 27 und 28 ergibt zusammengekommen das gleiche 20-Ruten-Maß, welches sich so weiterlaufend nach Norden und Süden über die ganze Westseite des Dorfes einschließlich der Kötterstellen sowie möglicherweise auch in den unbesiedelten Streifenparzellen fortsetzt. Die Abzählung führt zu bis zu elf nebeneinanderliegenden je 20 Ruten breiten Streifen, von denen nur sieben von der Ortslage voll in Anspruch genommen sind (in Abb. 8 durch Pfeile hervorgehoben). Ungeachtet der Unregelmäßigkeit der Hofstellen von Ackerhöfen und Kossatern im Einzelfall liegt der Grundrißgestalt der Westseite von Uthmöden ein regelmäßig durchgehaltenes Maß von 20 Ruten zugrunde. Ich halte dieses für die Ursprungsbreite der ersten Generation der hier angesiedelten Ackerhöfe und sehe dort – und nur auf der Westseite! – die Ursprungsanlage der kolonisationszeitlichen Dorfsiedlung Uthmöden. Diese ist demnach als einzeiliges Straßendorf mit maximal elf Vollhöfen entlang dem Niederungsrand angelegt zu denken. Der Ortsname ist gemäß philologischer Deutung sehr wahrscheinlich für slawisch zu halten,⁴⁴⁾ und auf wendische Bewohner wären auch einige slawische Flurnamen in der Gemarkung und die Zehntfreiheit des Ortes zurückzuführen. Die (spätere?) Entstehung der Kirche muß kein Widerspruch dazu sein. Obgleich das Dorf trotz zahlreich benachbarter Gründungen von Rundlingen nicht als solcher angelegt wurde, haben seine Ursprungshöfe nicht nur mit ihren langen, auf die Niederung orientierten Gras-Gärten doch Gemeinsamkeiten mit den Höfen jener Dörfer. Auf eine Ideenverwandschaft mit der Rundlingskonzeption könnte auch die Tatsache hindeuten, daß der Schulzenhof – wenn er denn seine Position beibehalten hat – exakt in der Mitte der elf „Ur-Ackerhöfe“ Uthmödens angesetzt wurde.

Es verbleibt die Frage nach den Umständen der Teilung der „Ur-Höfe“, die in etwa mit einer Verdoppelung der Hofstellen und der Erweiterung des Dorfes um seine östliche Zeile verbunden war. Es gibt keinerlei diesen Vorgang berichtende Quellen, so daß nur eine kritisch-konstruktive Interpretation der Hof- und Siedlungsverhältnisse weiterhelfen kann und zu Ergebnis-Aussagen führt, denen vermeidlich ein gewisses Maß an Relativität anhaften muß. Eine wichtige Voraussetzung für die Teilungsmöglichkeit der Urhöfe bedeutete die Sicherstellung der Lebensfähigkeit der neu entstehenden Teilhöfe, an der die einen solchen Eingriff nicht nur dulddenden, sondern selbst bestimmenden Grundherren wegen der bäuerlichen Abgaben und Dienste interessiert sein mußten. Nur mit dem nunmehr halben Dorfsackeranteil der Urhöfe konnten die Teilhöfe ohne weitere Landzuführung angesichts ihrer extensiven spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Feldsysteme nicht bestehen. Der Besitz von Wüstungsland von +Linder und +Nüntz gibt hilfreiche Hinweise, denn deren Land konnte den Uthmöder Höfen erst (wieder) zu „normaler“ Landausstattung verhelfen. Teilungen und Ortsumgliederung können demnach erst mit dem Wüstfallen von +Linden und +Nüntz d. h. wohl ab ca. der Mitte des 14. Jhdts. eingetreten sein. Als es 1347 zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Magdeburger Erzbischof im Gebiet der Linderburg zu kriegerischen Auseinandersetzungen um eben diese Burg und die ihr zugehörigen Dörfer (darunter Uthmöden, Linder und Nüntz) kommt, die 1352 die Zerstörung der Burg (und vielleicht auch der Dörfer?) nach sich ziehen,⁴⁵⁾ deutet sich eine Situation an, in der die Vorgänge in Uthmöden eine plausible historische Einbettung finden können. Es kann nur darüber spekuliert werden, ob diese tiefgreifenden Veränderungen möglicherweise im Zusammenhang mit der Wiedererbauung des ganz oder teilweise kriegszerstörten Dorfes womöglich unter Beiziehung von Bewohnern der Wüstungen Linder und Nüntz abgelaufen sind. Auf festerem Boden stehen Überlegungen über den Ablauf der Ereignisse. Denn die unregelmäßig groß bemessenen Hofplätze der Ackerhöfe in Uthmöden, ihr stellenweises Durcheinander mit Kötterhöfen und ebenso Beobachtungen in der Ackerflur über vorhandene sowie fehlende Nachbarschaftslagen der Parzellen von Teilhöfen schließen aus, daß der Vorgang in einem einzigen einheitlichen organisatorischen Akt durchgeführt worden

⁴⁴⁾ Den Herren Dr. J. Udolph, Göttingen und Dr. H. Schönfeld, Berlin danke ich für brieflich mitgeteilte Interpretationen des Ortsnamens.

⁴⁵⁾ P. W. BEHREND (1845), S. 43 ff.

ist. Vielmehr deutet sich ein zumindest über mehrere Jahre wenn nicht Jahrzehnte ablaufender Prozeß an. 1571 bei der Erstellung des ersten Calvörder Erbreregisters liegen die Höfe bereits so wie auch 1759 angetroffen vor.⁴⁶⁾ Im Falle von Uthmöden ist es also im Calvörder Amtsbezirk im ausgehenden Mittelalter nur einmal zu einer Stellenvermehrung unter Einbeziehung von Wüstungsland gekommen, welches sonst ausschließlich nur zur Aufstockung des Landbesitzes bestehender Höfe herangezogen wurde.

5. Zusammenfassung

Alle dörflichen Siedlungen des Calvörder Amtsbezirks und wahrscheinlich auch Calvörde selbst sind nach dem Befund ihrer Ortslagen und Flurverhältnisse aus der frühen deutschen Ostkolonisation hervorgegangen und entsprechen damit weitestgehend den Siedlungsverhältnissen des benachbarten östlichen Niedersachsen. Für den zeitlichen Ansatz ergeben sich hier keine neuen Fingerzeige. Die keramischen Oberflächenfunde von den drei Rundlingswüstungen Isern, Parwitz und Platin scheinen jedoch über die Mitte des 12. Jhdts zurück möglicherweise noch ins 11. Jhd. zu weisen. In keinem Falle wurden freilich Gefäßreste slawischer Herkunft gefunden! Damit und auch mit der in der Kolonisationszeit einsetzenden Überlieferung slawischer Orts- und Flurnamen stimmt das Calvörder Gebiet mit den westlichen Rundlingslandschaften vollständig überein. Der Amtsbezirk ist in seiner Gesamtheit nicht wie der Vorsfelder Werder ein einheitlich geschlossener Lokatorenbezirk. Zwar enthält er mit dem Calvörder Werder einen solchen, der ebenfalls eine wohlüberlegte Planung bei seiner Einrichtung verrät durch die Gleichartigkeit seiner Rundlingsdörfer in Form, Größe, Flurverfassung usw. sowie durch die Realisierung seiner Abgrenzung mit Hilfe natürlicher Niederungs-Grenzen. Alle anderen Siedlungsgebiete des Amtsbezirks haben bezüglich ihrer eigenen Zuordnung zu Lokatorenbezirken sowohl mit dem Werder als auch untereinander offenbar wenig zu tun. Denn zu deutlich und grundsätzlich unterschiedlich sind die in der Ausbildung der Ortsform, Hufenzahl und -größe und z. T. der Flurverfassung zum Ausdruck kommenden Modifikationen der als genetisch ursprünglich festzumachenden Siedlungselemente, daß sich sowohl für +Isern und Velsdorf westlich der Ohre als auch für Zobbenitz und erst recht für Uthmöden jeweils nur die Zugehörigkeit zu eigenen, voneinander unabhängigen Lokatorenbezirken denken läßt. Diese zu ermitteln und in ihrem Umfang festzustellen, kann allein durch siedlungsgenetische Untersuchung aller benachbarten Dörfer geleistet werden, falls diese quellenbedingt überhaupt noch möglich ist. Es wäre eine interessante Aufgabe für eine interdisziplinär arbeitende Siedlungsforschung, die Siedlungslandschaft der Altmark genetisch aufzuarbeiten. Die vorliegende Untersuchung möchte über den regionalen Anspruch hinaus dafür als Anregung und vielleicht methodisch hilfreich auch im Sinne Werner Flechsigs verstanden werden.

Schrifttum und Quellen

- R. ANDREE: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl., Braunschweig 1901.
P.W. Behrends: Nachweisung der wüsten Burgen und Dörfer des südlichen Teiles der Altmark und zwar der in und an dem von der Mark umschlossenen Gebiete des jetzigen Herzoglich-Braunschweigischen Kreisamtes Kalvörde belegenden, aus archivalischen Quellen bearbeitet. In: Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel 7 (1844), S. 41–87; 8 (1845), S. 37–75.

⁴⁶⁾ Erbreger 1571 (wie Anm. 12), Bl. 62f.

- P.W. BEHREND: Geschichtliche Denkwürdigkeiten der ehemaligen Burg zu Kalvörde aus der ältern Zeit. In: Mitteilungen in Beziehung auf den Altmärkischen Verein für Vaterländische Geschichte und Industrie zu Salzwedel 1 (1838), Nr. 1–7.
- H. BUTTKUS: Dorfformen in den Landschaften des ehemaligen Regierungsbezirks Magdeburg. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 9 (1951), S. 382–388.
- W. FLECHSIG: Flur- und Ortsnamen des Raumes um Wolfsburg. In: Historisch-Landeskundliche Exkursionskarte von Niedersachsen. 1:50 000. Blatt Wolfsburg. Erläuterungsheft. Hildesheim 1977, S. 83–100.
- B. FLENTJE UND F. HENRICHSVARK: Die Lehnbücher der Herzöge von Braunschweig von 1318 und 1344/65. Hildesheim 1982.
- D. HANNERBERG: Solskifte and other methods of partitioning arable land in Central Sweden during the Middle Ages. In: Géographie et histoire agraires. Annales de l'est 21 (1959), S. 245–259.
- H. KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. 2 Bde. und 1 Registerbd. Hildesheim 1967/1968. (kurz: GOV).
- FR. KNOLL UND R. BODE: Das Herzogtum Braunschweig. Ein Handbuch der gesamten Landeskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1891.
- H. KRAATZ: Die Generallandesvermessung des Landes Braunschweig von 1746–1784. Göttingen und Hannover 1975.
- W. MEIBEYER: Die Rundlingsdörfer im östlichen Niedersachsen. Braunschweig 1964.
- W. MEIBEYER: Die Siedlungen des Vorsfelder Werders. In: Braunschw. Heimat 51 (1965), S. 65–77.
- W. MEIBEYER: Die räumliche Organisation der Kolonisation im östlichen Niedersachsen. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 49 (1975), S. 99–105.
- P. J. MEIER: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel 1896.
- B. RAHMLow: Orts- und Flurwüstungen im Kreis Haldensleben. In: Jahresschrift des Kreismuseums Haldensleben 4 (1963), S. 14–53.
- F. RÖVER: Calvörde wie es sonst war und jetzt ist. Braunschweig 1832.
- G. SCHMIDT: Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt 2. Leipzig 1884.
- H. K. SCHULZE: Adelsherrschaft und Landesherrschaft. Köln und Graz 1963.
- H. K. SCHULZE: Die Besiedlung der Altmark. In: Mitteldeutsche Forschungen 74,1 (1973), S. 138–158.
- H. SUDENDORF: Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande. Hannover 1859–1883.
- W. VOGEL: Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg. Berlin 1960.

Die Haustaube im Braunschweigischen

Ihre Haltung und ihre Bedeutung im Volksleben

In seinen volkskundlichen und sprachwissenschaftlichen Studien zur Tierwelt unserer Region hat Werner Flechsig die Taube ausgespart¹⁾. Sprachwissenschaftlich dürfte das darin begründet liegen, daß ihre mundartlichen Bezeichnungen keine spezifischen Erkenntnisse zur Charakteristik des Ostfälischen liefern.

Altsächsisch *dūba*, mittelniederdeutsch *dūve* werden in Zusammenhang gebracht mit einem germanischen Wort mit der Bedeutung die Dunkle nach der Farbe des Gefieders oder aber gedeutet als Klangnachahmung des Rufes.²⁾

In unseren plattdeutschen Mundarten ist aus mittelniederdeutsch *dūve* östlich der Oker die Lautform *dū(we)* geworden, westlich des Flusses *do:uwe*³⁾. Dementsprechend hat Theodor Reiche dafür in seinem auf der Mundart von Adersheim bei Wolfenbüttel basierenden Wörterbuch *douwe* mit dem Plural *doubm* notiert⁴⁾, Heinrich Heike-Cramm für Groß Gleidingen bei Braunschweig *Daube*, Plural *Dauben*⁵⁾. Mit Umlaut dazu heißt der Täuber mittelniederdeutsch *düver*⁶⁾, mundartlich *döwwr* (Adersheim)⁷⁾, *Döbber* (Groß Gleidingen)⁸⁾ mit Entrundung *deber/Dewr*⁹⁾, teilweise ohne Umlaut *dower* (Salzgitter-Lesse)¹⁰⁾.

In historischen Flur- und Straßennamen konnte die Verwendung der Bezeichnung *Taube* (*columba*) bisher aus dem Braunschweigischen nicht nachgewiesen werden¹¹⁾ im Gegensatz zu entsprechenden Deutungen in der Nachbarschaft, beispielsweise im Lüneburgischen¹²⁾. Es bedarf freilich noch der Untersuchung, ob die Zuordnung der dortigen Flurnamen mit dem Bestimmungswort *Dub'n-* zur mundartlichen Form von *Taube/columba* gerechtfertigt ist oder ob diese von mundartlich *doof* (taub) herzuleiten sind. Dieses liegt im Namen *Dowesee* in Braunschweig vor und in der danach gebildeten Bezeichnung *Taubenstraße*¹³⁾.

¹⁾ Vgl. die Bibliographie am Beginn dieses Bandes.

²⁾ Vgl. J. und W. GRIMM: Deutsches Wörterbuch. Bd. 11. I. Abteilung. I. Teil. Bearbeitet von M. Lexer u. a. Leipzig 1935, Sp. 166–168. W. Mitzka u. a.: Trübners Deutsches Wörterbuch. Bd. 7. Berlin 1956, S. 28f. F. Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. Berlin 1960, S. 773.

³⁾ H. LANGE: Die Mundart der Orte Götterdecke und Isingerode und die Dialektgrenzen an der oberen Oker. Marburg 1963. Hier Bd. 1, § 128.

⁴⁾ TH. REICHE: Wörterbuch der ostfälischen Mundart. Braunschweig um 1910. Manuskript unpaginierter, alphabetisch nach plattdeutschen Stichwörtern geordneter Zettel. Hier Stichwort *douwe* (StA BS: H VI Nr. 2).

⁵⁾ H. HEIKE-CRAMM: Auswahl aus dem Wortschatz der plattdeutschen Sprache Goss Gleidingens und Umgebung. 2. Aufl. Vechelde-Gross Gleidingen 1985, S. 5.

⁶⁾ A. LÜBBEN: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, vollendet von Ch. Walther. Norden und Leipzig 1888, S. 89. H. Lange 1963 (wie Anm. 3), § 141k.

⁷⁾ TH. REICHE (wie Anm. 4), Stichwort *döwwr*.

⁸⁾ H. HEIKE-CRAMM (wie Anm. 5), S. 5.

⁹⁾ H. Lange 1963 (wie Anm. 3), § 141k.

¹⁰⁾ E. LÖFSTEDT: Ostfälische Studien. I. Grammatik der Mundart von Lesse im Kreise Wolfenbüttel (Braunschweig). Lund 1933, § 37.

¹¹⁾ So auch nicht in der Übersichtsdarstellung bei R. Andree: Braunschweiger Volkskunde. 2. vermehrte Aufl. Braunschweig 1901.

¹²⁾ Beispiele von dort bei E. KÜCK: Lüneburger Wörterbuch. Bd. 1. Lüneburg 1942, Sp. 385.

¹³⁾ Vgl. J. und W. GRIMM 1935 (wie Anm. 2), Sp. 162–165. F. Kluge 1960 (wie Anm. 2), S. 773. Auskunft StA BS (mündlich) über die Herkunft des Straßennamens.

Domestizierte Tauben, deren Rassen auf die wilde Felstaube zurückgeführt werden, erscheinen früh als anhängliche Begleiter der Menschen¹⁴). Im Orient läßt sich das bis in das vierte Jahrtausend vor Christi zurückverfolgen, in Europa bis in das erste Jahrtausend. Die fruchtbaren Tiere fanden als wohlschmeckende und bekömmliche Speise sowie als Botenvogel seit dem Altertum Verwendung. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die Bedeutung der Taube in der biblischen Sintflutsage.

Die Haustauben leben – wie ihre wilde Urform – in Paaren zusammen, die gemeinsam die Eier ausbrüten und die Jungen aufziehen. Die Paare wiederum nisten in größeren Kolonien. Diese nennt man Fluchten, weil die Tiere gern in Gruppen ausfliegen. Sie flattern auch gern umher. Daher rührt die Redewendung „Et gait tau, as in 'n Daubenklapp“¹⁵) (für ein Haus mit lebhaftem Kommen und Gehen), die hierzulande allgemein war.

Die Domestizierung der Tauben ist nur begrenzt gelungen. Diese schwärmen je nach Rasse mehr oder minder stark frei zur Futtersuche in die Landschaft aus, fliegen wohl auch in fremde Schläge ein und verwildern leicht. So sind die heutigen „Stadttauben“ Abkömmlinge verwilderter Haustauben. Diese erweisen sich andererseits als dem Menschen gegenüber überaus zutraulich. Ja, dieser glaubt, manche menschliche Eigenschaften und Verhaltensformen in den Tieren wiederzuerkennen, wie zahlreiche Sprichwörter und Redewendungen zeigen. Unter bestimmten Voraussetzungen auch fliegen die Tauben über große Entfernungen in ihren Heimatschlag zurück. Gerade dieses ambivalente Verhalten dem Menschen gegenüber, daneben aber die Lebhaftigkeit der Tiere, scheint einst die Taubenhaltung zum Spaß und als Luxus attraktiv gemacht zu haben. Daneben aber spielte der Nutzwert als nahrhafte und bekömmliche Speise auch hierzulande einst eine nicht unerhebliche Rolle.

Freilich setzt die schriftliche Überlieferung zum Thema „Haustaube“ in unserer Region außerordentlich spät – erst mit dem 16. Jahrhundert – ein. Sie ist überdies dürftig und mehr zufällig. Im Gegensatz zu anderem Federvieh, wie Hühnern, Enten und Gänsen, sind Tauben in älteren Viehverzeichnissen nicht erfaßt worden. Abgaben waren von diesen auffallenderweise nicht zu leisten. Die meisten Informationen zur Taubenhaltung in unserer Region liefern Rechtsvorschriften, Nachrichten über Verstöße dagegen und Beschwerden¹⁶).

Dafür, daß die Taube hierzulande in Stadt und Land zum Alltagsleben gehörte, spricht u. a., wenn im Erbregister des Amtes Wolfenbüttel von 1566 und in der dortigen Amtsbeschreibung von 1630 ein zum Erbgut der Frau zu rechnender Schrank in seiner Größe charakterisiert wird als „ein Schapf, darunter ein Loch, darin ein pa(a)r Tauben oder eine Klucke mit Kueken sitzen kann“¹⁷).

An einigen Einzelerhebungen wird der beachtliche Umfang der Taubenzucht augenfällig, wie er im Braunschweigischen zumindest im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschte. So wurden in Wolfenbüttel beispielsweise 1754 bei 42 Haltern ca. 400 Taubenpaare ausfindig gemacht, 1766 sogar 473 Paare bei 50 Besitzern¹⁸). In der Stadt Braunschweig gab es andererseits 1766 nach einer amtlichen Erhebung 156 Taubenbesitzer¹⁹).

1793 gar hielt ein Graf Lüttichau in seinem Garten vor den Toren Braunschweigs angeblich circa 2 000 Tauben, die weit und breit die frische Erbsensaat der Bürger zerstörten, wie es heißt. Der Graf verweigerte die Abschaffung mit der Begründung, es handle sich um nur etwa 600 Tiere. Diese aber dürfe er sehr wohl halten, da sein Garten ca. 48 Morgen (= ca. 12 ha) groß sei und er außerdem Acker-

¹⁴) Vgl. zu Tauben und ihrer Haltung in den verschiedenen Aspekten allgemein: A. KAMMERMEIER: Taubenhäuser. Taubenschläge. Rosenheim 1978. H.-J. RACH: Ältere Taubenhäuser und Taubenpfeiler im Gebiet um Magdeburg. In: Magdeburger Blätter 1985, S. 67–76.

¹⁵) So verzeichnet bei TH. REICHE (wie Anm. 4), Stichwort *Daubenklapp*, d. h. „Es geht zu wie im Taubenschlag“.

¹⁶) Vgl. L. F. FREDERSDORFF: Promptuarium der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landes-Verordnungen mit Hinweisung auf die neuere Gesetzgebung. Bearbeitet von A. STEINACKER. Teil 2. Gandersheim 1839, S. 385f. NdsStA WF: 8 Alt Eich 413; 8 Alt Seesen 3; 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36. StA BS: C VII F 13; C VII T 7.

¹⁷) Nach W. ALLEWELT bearbeitet: Beschreibung des Amtes Wolfenbüttel von 1630. Hildesheim 1975, S. 121.

¹⁸) NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

¹⁹) StA BS: C VII T 7.

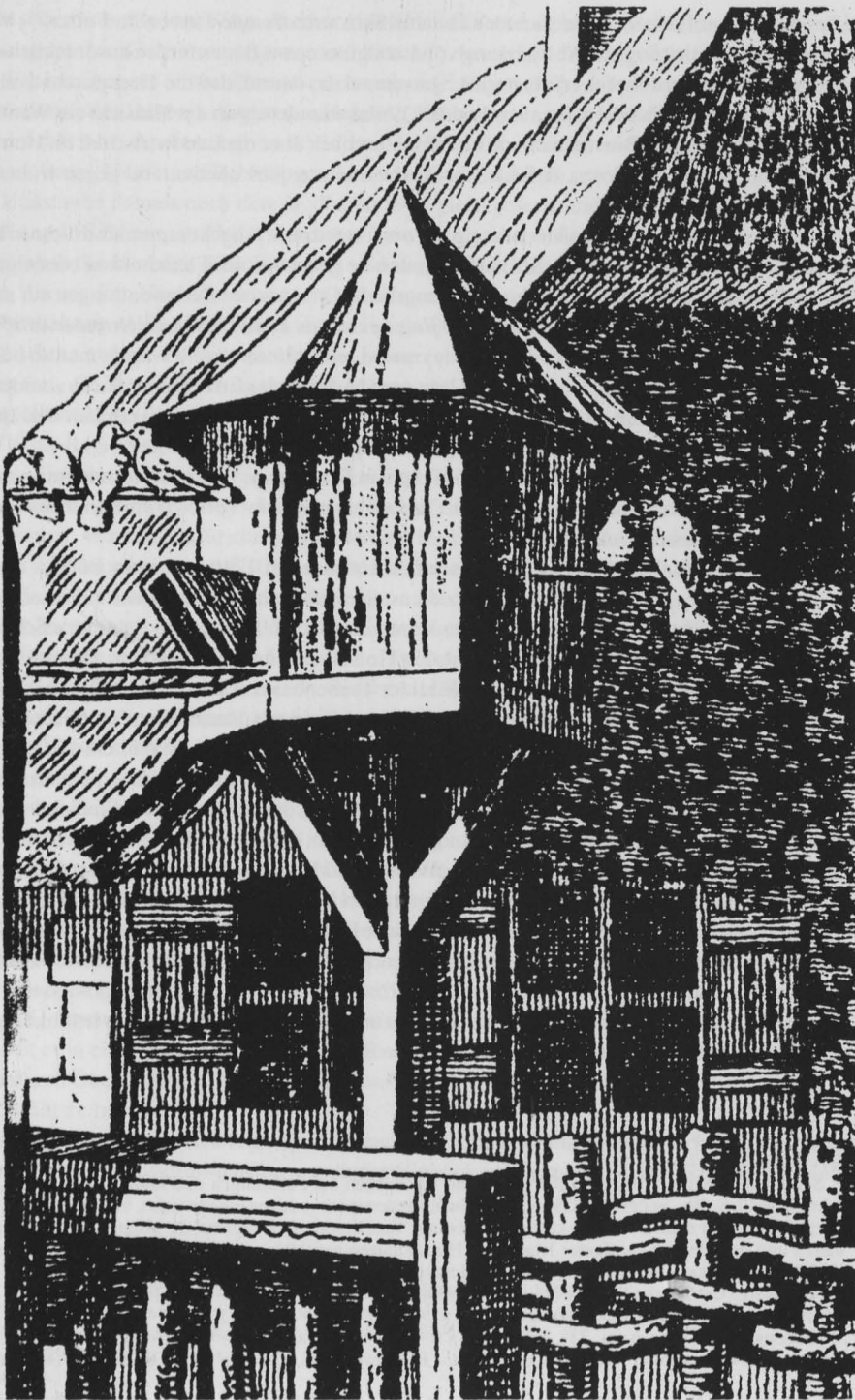


Abb. 1

Idealbild eines Bauernhofes mit Taubenpfeiler.

Kupferstich aus: Allgemeiner und Rechts-verständiger Hausvater. Frankfurt 1722.

land besäße. Und auf seinem Land suchten sich schließlich auch fremde Tauben ihr Futter!²⁰⁾ Wenn in einer gedruckten Anleitung zur Abschätzung von Landgütern und Bauernhöfen ausdrücklich die Bewertung von Tauben ausführlich erörtert wird,²¹⁾ so deutet das darauf, daß die Tiere durchaus als Wirtschaftsfaktor angesehen wurden. Im ausgehenden 19. Jahrhundert ist in der Hinsicht ein Wandel eingetreten. So muß Richard Bürstenbinder in seinem Überblick über die Landwirtschaft im Herzogtum Braunschweig 1881 konstatieren, daß hier die Taubenhaltung jetzt „bedeutend gegen früher abgenommen hat“²²⁾.

Heutzutage gibt es Nutztauben hierzulande nur noch vereinzelt. Abgekommen sind diese in Kriegzeiten wegen des hohen Bedarfs an Körnerfutter, den sie gemessen am Fleischertrag benötigen. Der Volksmund hat den unangemessen hohen Nahrungsbedarf in manchen Redewendungen auf menschliches Verhalten umgemünzt: *Wär sin Jeld will flaien saien, dä köpe Duben un Hoindervaih!*²³⁾ oder *Duben un dike* (Tauben und Teiche, d. h. Fische) *maket sellen ainen rike*²⁴⁾, warnte man so beispielsweise vor Geldausgaben, die in keinem Verhältnis zum Nutzen oder Ertrag einer Sache standen. *Et is bäter en Sparling in der Hand ar'ne Duve u'm Dake*^{24a)} fordert man zur Genügsamkeit und Bescheidenheit auf, anstatt unerfüllbare oder überzogene Ansprüche zu stellen.

Im Gegensatz zu manchen anderen Staaten bildete im Fürstentum Wolfenbüttel und im angrenzenden Hannoverschen und Hildesheimischen die Taubenhaltung kein Vorrecht einzelner Stände, etwa des Adels und der hohen Geistlichkeit²⁵⁾.

In der Stadt Wolfenbüttel beispielsweise wurden Haustauben 1749 u. a. vom Bürger- und vom Postmeister, von höheren Beamten und Hofbediensteten gehalten, aber auch von Gärtnern, Handwerkern und Gewerbetreibenden²⁶⁾. Darunter waren damals ein Bäcker, ein Schuhmacher und ein Gastwirt, aber auch ein fürstlicher Stallknecht, ein Hofsekretär und ein Advokat. Handwerker und Gastwirte stellten etwa gleichzeitig die Mehrzahl der Taubenbesitzer in der Stadt Braunschweig²⁷⁾.

Die hierzulande gehaltenen Tauben gehörten überwiegend zur Rasse der „Feldflüchter“. Diese verdanken ihren Namen der Tatsache, daß sie stärker als andere Taubenrassen in Gärten und Felder ausschwärmen, um sich dort ihre Nahrung frei zu suchen²⁸⁾. Diese besteht aus Samen der verschiedensten Art. Durch die Vertilgung von Unkrautsamen ist die Taube durchaus nützlich. Freilich stand in der Vergangenheit im Vordergrund der Betrachtung die Tatsache, daß die Tauben gern und häufig frische Saat auspikten, insbesondere die von Erbsen, Wicken und Roggen. Auch über erntereifes Getreide und Hülsenfrüchte fielen sie hier. Thematisiert ist das im Märchen vom „Aschenputtel“. Besonders häufig sind Hinweise darauf, daß Tauben fremde frische Erbsensaat zerstört hätten. Landwirt Schulze aus Wiswedel hat dazu eine Anekdote von einem einfältigen Bauern überliefert, der sich durch eine List dagegen zu schützen versuchte: Er säte seine Erbsen bereits vor dem Morgengrauen ein, weil er meinte, die Tauben würden das dann nicht bemerken und die Saat verschonen, den Instinkt der Tiere nicht beachtend, der die gesäten Erbsen auch in der Erde ausfindig macht.

²⁰⁾ StA BS: C VII T 7.

²¹⁾ J. SCHOLZ der Dritte: Über Gutsübergaben und Rückgaben bei Pachtungen und andern Geschäften. Braunschweig 1840, S. 80: „Federvieh, Gänse . . . Tauben, werden stück- oder paarweise taxirt, und die Tauben, falls ein Vergleich darüber nicht zu Stande kommt, an dem zur Taxe bestimmten Tage auf der Klappe (Taubenschlag) gehalten und bei schwach geöffneter Klappe im Herausfliegen gezählt“.

²²⁾ R. BÜRSTENBINDER: Die Landwirtschaft des Herzogthums Braunschweig. Braunschweig 1881, S. 316.

²³⁾ W. FLECHSIG: Ostfälische Sprichwörter. Braunschweig 1974, Nr. 1244.

²⁴⁾ W. FLECHSIG 1974 (wie Anm. 23), Nr. 1200.

^{24a)} W. FLECHSIG 1974 (wie Anm. 23), Nr. 1340.

²⁵⁾ Vgl. dazu D. G. STRUBEN: Rechtliche Bedenken. 3 Hannover 1768, S. 65–67. H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 18.

²⁶⁾ NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

²⁷⁾ StA BS: H VII T 7.

²⁸⁾ Auch Feldtauben und Feldflieger genannt. Vgl. R. BÜRSTENBINDER 1881 (wie Anm. 22), S. 316. A. KAMMERMEIER 1978 (wie Anm. 14), S. 9, S. 17f.

Nicht selten kommt es zur Klage darüber, daß fremde Tauben dem eigenen Federvieh das im Geflügelhof ausgestreute Körnerfutter „gestohlen“ hätten²⁹). In solchen Fällen griffen die Geschädigten offensichtlich häufiger zur Selbsthilfe und erschossen oder fingen die fremden Tiere ein. Die Allgemeine Landesordnung des Herzogs August des Jüngeren für das Fürstentum Wolfenbüttel von 1647 verbot das ausdrücklich bei Androhung von 10 Talern Strafe³⁰). Damit sollte auch derjenige belegt werden, der Hasen, Berg-, Hasel- und Rebhühner ohne besondere Erlaubnis schoß. Daraus ergibt sich, daß die zahme Haustaube damals noch dem jagdbaren Wild gleichgesetzt und nicht als Haustier angesehen wurde. Knapp 50 Jahre später hatte sich diese Einstellung grundsätzlich gewandelt. Im Jahre 1691 verboten nämlich die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel den Bürgern, die vor dem Herzogtore und im Gotteslager vor ihrer Residenzstadt Wolfenbüttel wohnten, die Taubenhaltung völlig. Diese waren wegen des großen Schadens, den sie an dem Getreide und den Hülsenfrüchten auf den Feldern anrichteten, binnen vier Wochen abzuschaffen. Danach stand es jedermann frei, die Tiere in Gärten und auf Äckern „wegzuschießen“³¹).

Eine „übermäßige Taubenflucht“, vor allem im Weserbezirk des Fürstentums Wolfenbüttel, veranlaßte 1710 die Regierung dazu, die Anlage neuer „Taubenfluchten“ im Braunschweigischen von einer fürstlichen Genehmigung abhängig zu machen. Den Geistlichen und den fürstlichen Bediensteten allerdings wurde vorab eine geringe Anzahl von Tauben zur Haltung genehmigt, aber nicht mehr als „10 oder 12 Paare“. Wurden auf fürstlichen Ländereien Tauben in größerer Anzahl angetroffen, so sollten diese nach der Verordnung von 1710 beim ersten Male durch „Blind-Feuer“ verscheucht werden, beim zweiten Male aber „tot geschossen“ werden³²).

Die bei Bauern und Bürgern 1710 vorhandenen Tauben waren offenbar von dieser Reglementierung nicht betroffen. 1744 schließlich wurde die „Feldtauben-Zucht in Städten und Flecken“ des Fürstentums Wolfenbüttel gänzlich verboten. Binnen vier Wochen mußten die Tiere abgeschafft werden. Danach durften sie von jedermann weggeschossen oder abgefangen werden, die Eigentümer aber wurden empfindlich bestraft³³). Das freilich scheint nicht selten unbeachtet geblieben zu sein, wie wiederholte Untersuchungen und Bestrafungen beweisen³⁴). 1805 beispielsweise hatten die Gesellen des Sattlermeisters Gille auf dem Steinweg in Braunschweig zu einer Geburtstagsfeier dem Nachbarn ihres Meisters, einem Stellmachermeister, angeblich 18 Tauben weggefangen und diese bei einem Festschmaus auf ihrer Herberge verzehrt. Obwohl sie als Begründung für das Töten der Tauben ins Feld führten, daß diese ihre Arbeiten in der Werkstatt verschmutzt hätten, wurden sie zu einer Strafe von 8 Gute Groschen pro Tier verurteilt und haben diese offensichtlich auch entrichtet³⁵).

Bis 1830 wurde das „Verbot der Taubenhaltung in den Flecken und Städten“ wieder und wieder erneuert, dabei die Frist für die Abschaffung stark verkürzt, so etwa 1792 in Wolfenbüttel auf nur drei Tage³⁶). Die Situation auf dem flachen Lande im Braunschweigischen bleibt unklar: 1754 beispielsweise heißt es in einer Stellungnahme zum Verbot der Taubenhaltung in den Städten, daß der Landmann dadurch Gelegenheit bekäme, „dieses Land Nahrungsgewerbe besser zu cultivieren, junge Tauben zur Stadt zu bringen ...“³⁷).

Demnach und nach anderen Hinweisen scheint die Taubenhaltung auf dem flachen Lande geläufig gewesen zu sein. Beschwerden darüber werden im Hinblick auf Pastoren, Lehrer, Gastwirte, Kleinbau-

²⁹) Vgl. die Quellen wie Anm. 16.

³⁰) Des . . . Herrn Augusti Allgemeine Landes-Ordnung. Wolfenbüttel 1663, § 46.

³¹) Verordnung wegen Abschaffung der Tauben vor den Thoren und im Gotteslager [Wolfenbüttels] 1661. In: Chronicon der Stadt und Festung Wolfenbüttel . . . Helmstedt 1741, S. 796.

³²) NdsStA WF: 40 Slg 4221.

³³) NdsStA WF: 40 Slg 6357.

³⁴) NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36. StA BS: C VII T 7.

³⁵) StA BS: C VII T 7.

³⁶) NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

³⁷) NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

ern und vor allem Müller aktenkundig, also im Hinblick auf Landleute, die über keinen oder nur einen kleinen Ackerbesitz verfügten, deren Tiere also von vornherein ihr Futter auf fremden Äckern suchen mußten. Dieser Tatsache trug man im damaligen – Braunschweig-Wolfenbüttel benachbarten – Hannover durch eine Verordnung von 1792 Rechnung³⁸). Diese legte fest, daß dort „in Städten und Flecken oder auf dem platten Lande“ nur derjenige Tauben ziehen durfte, der mindestens 15 Morgen eigene Ländereien einschließlich Gartenland besaß oder wenigstens 30 Morgen in Pacht hatte. Auf einer Fläche dieser Größe durften höchstens „4 Feldtauben zum Ausfliegen“ vorhanden sein. Zuwiderhandlungen sollten mit einer Geldstrafe und bei weiterer Nichtbefolgung mit einer erhöhten Geldstrafe und dem Einzug der Tiere geahndet werden. Ihr Abschuß oder ihr Einfangen war verboten. Ähnlich lautete ein unter dem 4. Januar 1845³⁹) für das damalige Herzogtum Braunschweig erlassenes Gesetz. Danach war die Feldtaubenhaltung an einen Besitz von mindestens 25 Morgen Ackerland auf der Feldmark des Wohnortes gebunden. Auf je 5 Morgen Fläche durfte nur ein Paar Tauben gehalten werden, höchstens jedoch waren 100 Tiere pro Halter erlaubt.

Auch hier mußte für jedes überzählige Paar eine empfindliche Strafe entrichtet werden. 1870 dann wurde für das Land Braunschweig gesetzlich verfügt, daß durch Ortsstatut der Umfang der Taubenzucht örtlich gegenüber den Vorschriften von 1845 variiert werden konnte, sowie, daß örtlich die „einstweilige Einsperrung während der Saat- und Erntezeit“⁴⁰) zur Verminderung an den Schäden der Feldfrüchte festgesetzt werden durfte. Eine solche „Taubensperre“ wird übrigens noch heute vielerorts verhängt, so auch in der Stadt Braunschweig.

Das freie Ausfliegen der Tauben weit über das Grundstück des Eigentümers hinaus brachte neben der Futterfrage andere Probleme und Streitigkeiten mit sich. So beschädigten sie, um den für ihre Ernährung notwendigen Kalk zu erhalten, häufiger fremde Wände und Dächer durch Auspicken des Kalks oder kleiner Steinchen.

„Wer sein Dach in Ordnung halten will, duldet keine Tauben,“ stellte z. B. ein Beschwerdeführer in Braunschweig 1793 fest⁴²). Aber das Ausfliegen bot auch Gelegenheit, fremde Tauben unerlaubterweise gezielt einzufangen. Manche Braunschweiger Bürger hatten dazu an ihren Dächern sogar „Fallen“ in Form beweglicher Klappen angebracht. Die Tauben, die sich darauf – mitunter durch Körnerfutter angelockt – niederließen, wurden dann mitsamt der Klappe, die dabei als Tür hochschlug, eingezogen⁴³). Derartige Holzkonstruktionen waren obendrein feuergefährlich⁴³).

Die so gefangenen Tauben verzehrte man, man verkaufte sie aber auch oder der Besitzer mußte sie gegen eine Geldsumme wieder einlösen. Man gab dann vor, die Taube sei „zugeflogen“. Dabei nutzte man die Tatsache aus, daß Tauben zwar grundsätzlich standorttreu sind, gelegentlich aber den Schlag wechseln. Das gilt vor allem für Jungtauben, aber auch für kleinere Gruppen, die sich gern größeren anschließen. „Wo Dauben sind, da flaiet Dauben tau“⁴⁴) münzt der Volksmund dahin um, daß, wo Geld und Gut vorhanden sind, dieses sich ohne sonderliche Mühe vermehrt.

Man versuchte, die Tauben sowohl im angestammten Schlag zu halten wie auch diese anzulocken oder im neuen Schlag einzugewöhnen, indem man darin wohlriechende Samen, insbesondere Anis und Coriander, ausstreute.

³⁸) NdsStA WF: 43 Slg 347b.

³⁹) Gesetz, das Halten von Feldtauben betreffend. In: Gesetz- und Verordnungs-Sammlung. Jg. 1845. Nr. 4, S. 7f.

⁴⁰) Gesetz, Ergänzungen des Gesetzes vom 4. Januar 1845 wegen des Haltens von Feldtauben betreffend. In: Gesetz- und Verordnungs-Sammlung 1870. Nr. 33, S. 251–253.

⁴¹) StA BS: C VII T 7.

⁴²) Wie Anm. 41.

⁴³) Wie Anm. 41.

⁴⁴) N. N.: Beantwortung der Aufgabe im 37ten Stück des Hannoverischen Magazins d. J. die Anlegung einer Taubenflucht betreffend. In: Hannoverisches Magazin 1783. 52. Stück, Sp. 823–827. N. N.: Einige Bemerkungen über die Taubenzucht. In: Braunschw. Magazin 1800, Sp. 89–96. W. FLECHSIG (wie Anm. 23), Nr. 1195.



Abb. 2
*Nicht mehr benutzter Taubenkasten an der Scheune eines ehemaligen Bauernhofes in Schulenrode bei
Braunschweig.*

Foto: M. Wiswe 1991

Als Nistplätze bevorzugen die Haustauben wie ihre wilde Urform hochgelegene Nischen und Höhlungen. Von dort können sie besser ausfliegen als vom Erdboden. Gleichzeitig besteht dadurch Schutz vor einigen Hauptfeinden, dem Marder, dem Iltis und der Katze. Außerdem stellen übrigens Ratten und Raubvögel den Tauben nach.

Am einfachsten war es, vorhandene Hohlräume für die Haustauben auszunutzen. So wird beispielsweise von einem Besitzer in Wolfenbüttel 1754 berichtet, daß „seine Dauben auf dem Hofe in Löchern sitzen“⁴⁵⁾.

Für kleinere Taubenfluchten brachte man Holzkästen mit offenen, runden Einfluglöchern an Hauswänden an. In der Zwischenkriegszeit war das hierzulande häufiger zu beobachten. Vereinzelt trifft man diese Kästen – wenn auch in der Regel inzwischen unbenutzt – noch heute an (z. B. Röttgesbüttel, Schulenrode, Salzgitter-Lobmachersen). Die „Ökonomische Enzyklopädie“ von Krünitz erwähnte derartige Taubenkästen vor allem für Bayern und Preußen⁴⁶⁾. Beliebte und einfach einzurichten war ein sogenannter Taubenschlag, der mundartlich hierzulande „Douwenklapp“⁴⁷⁾ genannt wird. Dazu teilte man auf dem Boden des Wohnhauses oder eines Wirtschaftsgebäudes einen Stall ab, der eine einzige große, verschließbare Ausflugsklappe besaß, die sich zumeist im Giebel des Gebäudes befand.

In einfachen Holzkästen oder in einem solchen Taubenschlag hielten die meisten Braunschweiger Bürger im 18. Jahrhundert ihre Haustauben⁴⁸⁾.

Eine Besonderheit in unserer Region ist ein Taubengiebel, d. h. ein Giebel mit nicht verschließbaren Einfluglöchern an einem Wirtschaftsgebäude des Rittergutes Hedwigsburg bei Wolfenbüttel. Die-



Abb. 3

Taubengiebel eines Wirtschaftsgebäudes des Gutes Kissenbrück-Hedwigsburg bei Wolfenbüttel.

Foto: M. Wiswe 1991

⁴⁵⁾ NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

⁴⁶⁾ Nach H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 69.

⁴⁷⁾ TH. REICHE (wie Anm. 4), Stichwort „doubmklapp“.

⁴⁸⁾ StA BS: C VII T 7.

ser ist im Zweiten Weltkrieg als Ersatz für einen damals bei einem Fliegerangriff zerstörten Taubenturm errichtet worden. Die Anregung dafür dürfte aus der Magdeburger Börde gekommen sein, wo mitunter die Wandpartien von Wirtschaftsgebäuden, hinter denen der Taubenschlag lag, zahlreiche Einfluglöcher besaßen⁴⁹⁾.

Gelegentlich wurden auf ländlichen – vor allem großbäuerlichen – Wirtschaftsgebäuden Dachreiterchen als Taubenwohnungen errichtet, die in der Regel bekrönt waren von einer Wetterfahne mit der Angabe der Himmelsrichtungen, mitunter auch mit dem Baujahr und den Initialen der Erbauer. Diese Türmchen erfüllten gleichzeitig eine Schmuckfunktion und das Repräsentationsbedürfnis der Erbau-

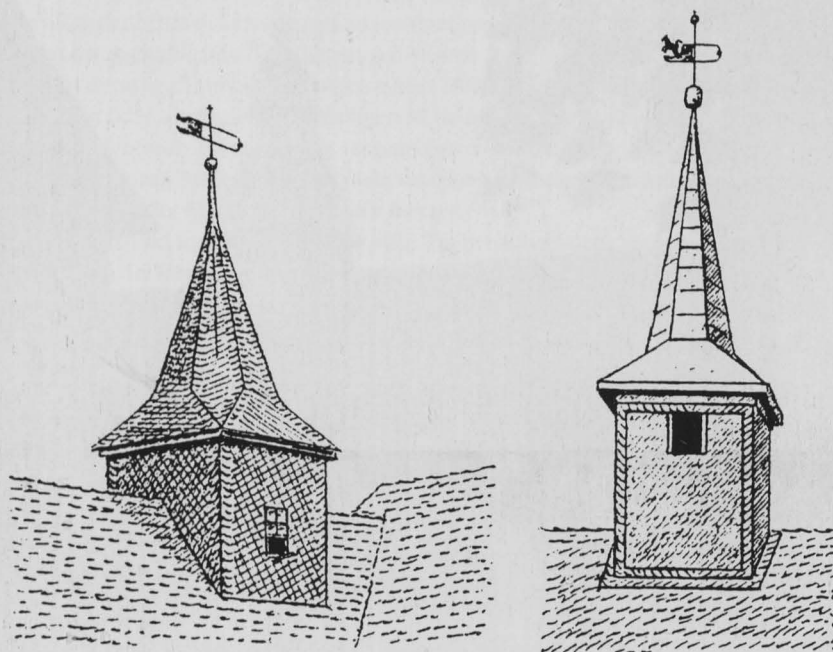


Abb. 4

Nicht mehr vorhandene Taubentürmchen auf Wirtschaftsgebäuden der Höfe Offleben ass. 22 und Beierstedt ass. 6.

Zeichnungen: F. Brandes um 1950

er. Die Beispiele aus Offleben und aus Beierstedt erinnern mit ihren steil aufragenden Spitzdächern an mittelalterliche Kirchtürme. Die Dachreiterchen auf dem ehemaligen Ackerhof Bues in Groß Denkte bei Wolfenbüttel, auf dem Hof Nr. 20, in Lengde bei Goslar, in Sickte bei Braunschweig und auf dem Gutshof in Ampleben stehen mit ihren welschen Hauben in barocker Tradition, wiewohl sie wahrscheinlich erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts errichtet worden sind.

Bereits althochdeutsche Glossen aus karolingischer Zeit führen unter den landwirtschaftlichen Bauten besondere Taubenhäuser (columbar = tûbhûs) auf⁵¹⁾.

⁴⁹⁾ H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 70 mit Abb.

⁵⁰⁾ Vgl. die Zeichnungen bei F. BRANDES: Volkskunde des Kreises Helmstedt. Braunschweig 1955, S. 41. O. KIECKER und C. BORCHERS: Landkreis Goslar. Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. II. Heft 7. Hannover 1937, S. 147 und Tafel 57.

⁵¹⁾ M. HEYNE: Das deutsche Wohnwesen. Leipzig 1899, S. 179f. mit Literaturhinweisen.

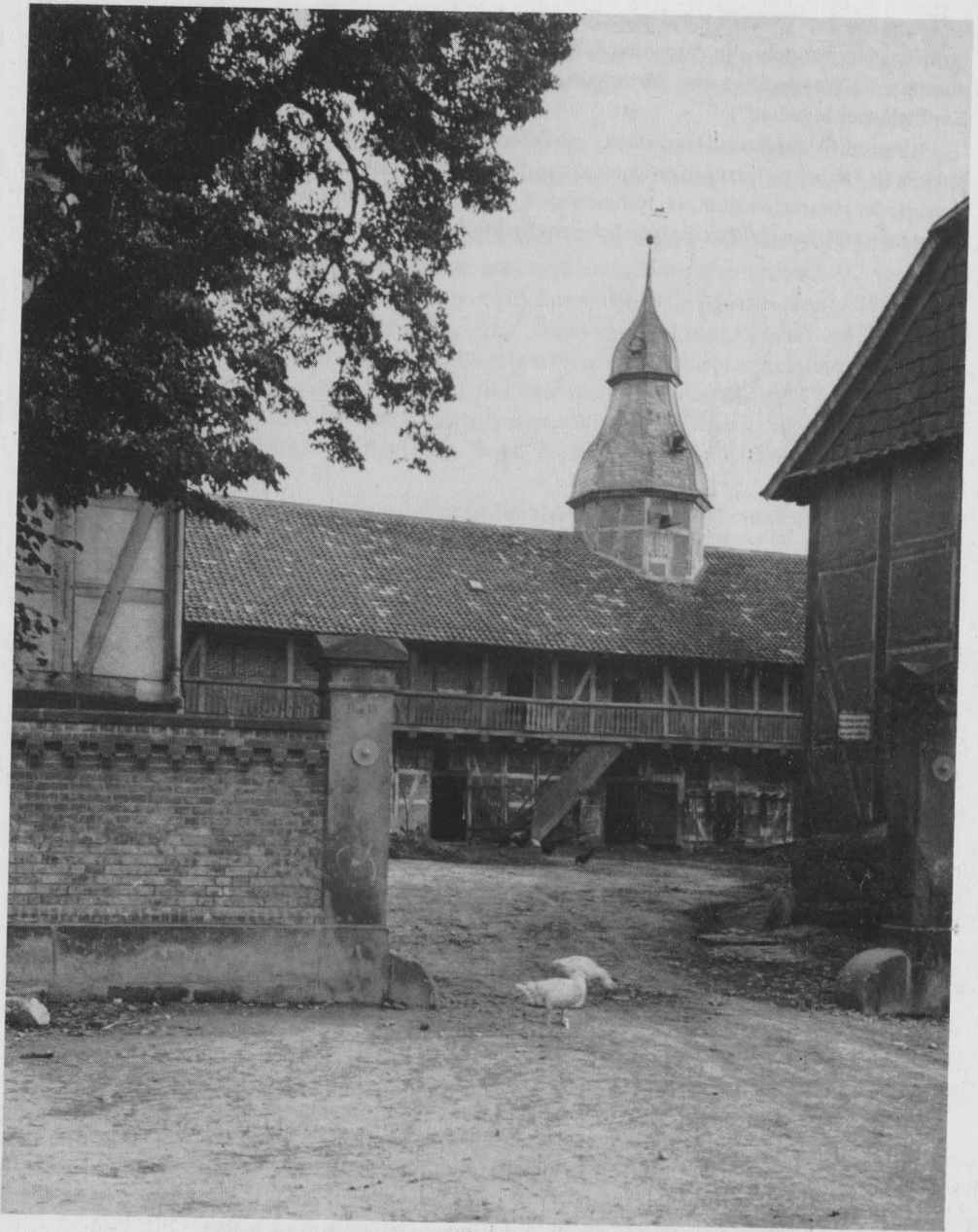


Abb. 5

Im Zweiten Weltkrieg zerstörtes Wirtschaftsgebäude mit Taubentürmchen auf dem Hof Bues in Groß Denkte bei Wolfenbüttel.

Braunschw. Magazin. Jg. 1908, S. 158

Diese schlagen auch spätere Landwirtschaftsschriftsteller vor und bilden sie gelegentlich ab⁵²⁾.

Die Angaben in den in der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnenden Brandkassenunterlagen und vereinzelte andere archivalische Hinweise⁵³⁾ zeigen, daß die Mehrzahl der Güter im Braunschweigischen damals ein besonderes Taubenhaus besaß. Aber auch manche Großbauern, die den Gutsbesitzern nicht nachstehen wollten, leisteten sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und dem beginnenden 19. Jahrhundert einen solchen Luxus. In Groß Denkte bei Wolfenbüttel gab es beispielsweise auf dem Gut und auf zwei Ackerhöfen um 1825 ein Taubenhaus⁵⁴⁾, in Söllingen⁵⁵⁾ und in Gevensleben⁵⁶⁾ bei Schöppenstedt besaßen etwa gleichzeitig je 2 Ackerhöfe ein solches, um nur einige Beispiele zu nennen. Mit der Aufgabe der Taubenhaltung wurde die Mehrzahl dieser Bauten abgebrochen, zumal diese oft in der Mitte des Hofplatzes angeordnet waren, wo sie das Rangieren mit den inzwischen größeren landwirtschaftlichen Nutzfahrzeugen störten.

Um die für derartige Taubenwohnungen nötige Höhe zu erreichen, erbaute man diese auf vier hohen Eckpfosten oder aber auf einen kräftigen Mittelpfeiler, wie es jüngst noch für die verwilderten Haustauben in der Stadt Braunschweig vorgeschlagen worden ist⁵⁷⁾.

Eine größere Anzahl historischer Beispiele auf einem wuchtigen, runden oder eckigen gemauerten Mittelpfeiler ist aus der Magdeburger Börde bekannt⁵⁸⁾.

Auch in Bayern und in Österreich waren diese Taubenkobel häufig, daneben aber gleichartige Beispiele aus Holz⁵⁹⁾. Im Braunschweigischen und im benachbarten ehemals Hildesheimischen und Hannoverschen ließ sich dieser Typus bisher nicht nachweisen. Hier waren vom Erdboden aufsteigende turmartige Taubenhäuser üblich⁶⁰⁾, deren Erdgeschoß andere Aufgaben erfüllte: Es diente als Stall für anderes Federvieh (z. B. Hannover, Rühren bei Helmstedt, Volkse bei Gifhorn, Groß Flöthe bei Salzgitter) oder für die Hunde (neuerdings Rocklum) oder als Speicher (Altmark). Auf dem Gut Altenrode bei Salzgitter ist im Erdgeschoß des Taubenhauses noch immer eine große Waage untergebracht, in den nicht mehr vorhandenen Beispielen in Groß Denkte lag die Toilette.

Unter dem ursprünglich im Erdgeschoß mit offenen Arkaden versehenen Taubenturm in Roklum bei Schöningen von 1811 befand sich der Hofbrunnen.

Im Gegensatz zu den Beispielen aus anderen Landschaften besaßen die von hier bekannt gewordenen Taubentürme keine offenen Einfluglöcher, sondern eine oder mehrere verschließbare Einflugklappen. So konnten die Tiere zu bestimmten Zeiten im Schlag eingesperrt bleiben, wie es die erwähnten Vorschriften forderten. Aber auch zum Mästen geschah das.

Die aus unserer Region bekannten Taubenhäuser stammen aus dem Zeitraum zwischen der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Sie sind zumeist den Architekturformen ihrer Erbauungszeit verhaftet, ohne daß bisher direkte Vorbilder oder Vorlagen in der zeitgenössischen Architekturliteratur ermittelt werden konnten. Ebenso wenig konnten Bauzeichnungen aufgefunden werden. Die Taubenhäuser sind zweifellos von den gleichen Bauhandwerkern, überwiegend von Zimmerleuten, entworfen und errichtet worden wie die übrigen ländlichen Gebäude. Der inzwischen abgebrochene Taubenturm auf dem Hof Ahrens in Groß

⁵²⁾ Vgl. M. HEYNE 1899 (wie Anm. 51), S. 180. A. KAMMERMEIER 1978 (wie Anm. 14), Abb. S. 50.

⁵³⁾ NdsStA WF: 4 Landschaft bzw. 131 N.

⁵⁴⁾ NdsStA WF: 4 Landschaft 806; 131 N Zg 39/60 Paket 424.

⁵⁵⁾ NdsStA WF: 4 Landschaft 1476; 131 N Zg 39/60 Paket 671.

⁵⁶⁾ NdsStA WF: 4 Landschaft 993.

⁵⁷⁾ Vgl. D. SCHÄFER: Nistturm als Ersatz für Taubenpille. In: Braunsch. Zeitung vom 14. Mai 1991, S. 14 m. Abb.

⁵⁸⁾ Vgl. Abb. bei H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 71.

⁵⁹⁾ Nach A. KAMMERMEIER: Taubenkobel in Altbayern. In: Volkskunst 1 (1985), S. 122–129. K. BEDAL: Taubenhäuser im nordöstlichen Bayern und im Egerland. In: Volkskunst 1 (1985), S. 130–136. K. BEDAL: Österreichische Taubenkobel. In: Volkskunst 1 (1985), S. 137–141.

⁶⁰⁾ Vgl. die Beispiele aus dem damaligen Kreis Helmstedt bei F. BRANDES 1955 (wie Anm. 50), S. 41.



Abb. 6

Beseitigter Taubenturm auf dem ehemaligen Gutshof in Salzgitter-Lichtenberg um 1940.
Foto: Institut f. Denkmalpflege (IfD) Hannover: Braunsch. 290

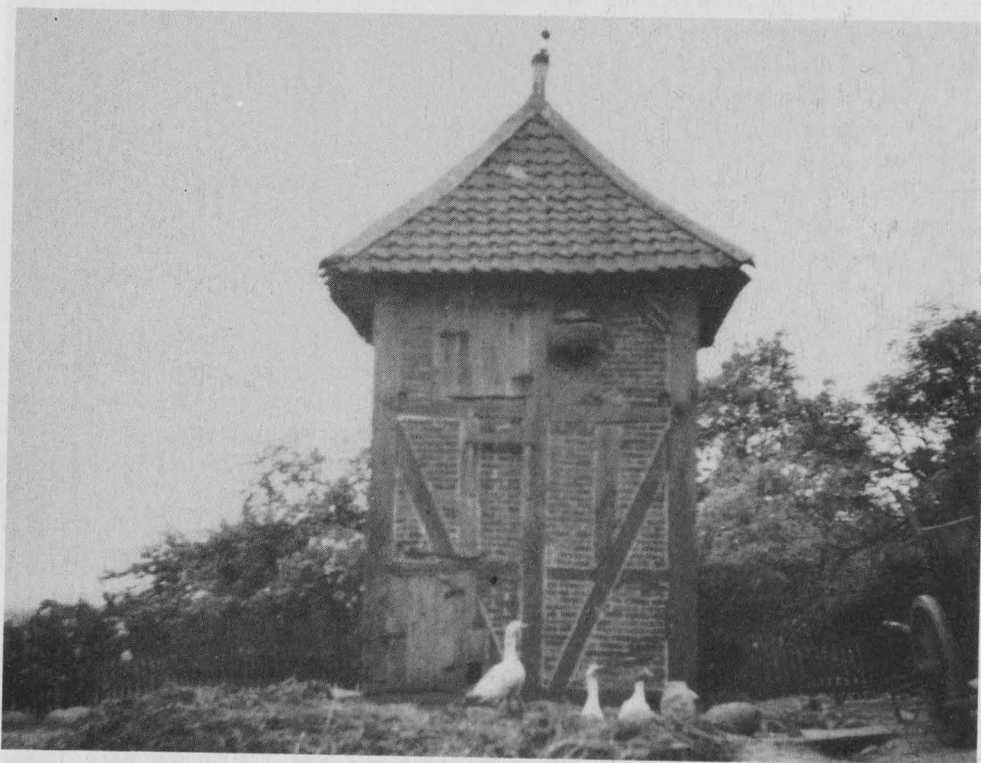


Abb. 7

Taubenturm mit Speichercharakter in Rühen bei Helmstedt um 1940.
Foto: IfD: Braunsch. 8514

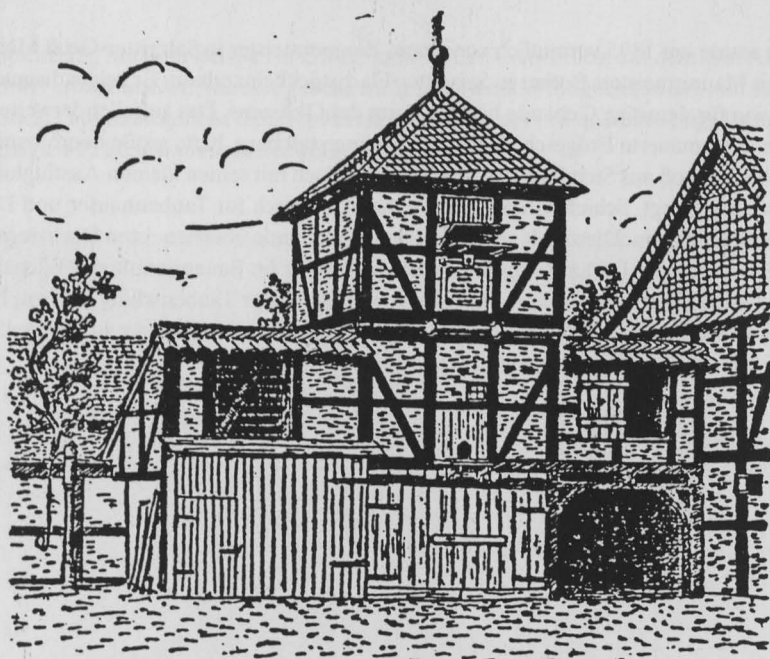


Abb. 8

Taubenturm auf dem Hof Cramme ass. 5 aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.
Zeichnung: F. Brandes



Abb. 9

Beseitiger Taubenturm in Klein Mahner (Hof Deipenau) bei Salzgitter um 1940.
Foto: IfD: Braunsch. 2500

Flöthe etwa wurde um 1895 vermutlich von einem Zimmermeister in Salzgitter-Groß Mahner unter Mitarbeit des Maurermeisters Becker in Salzgitter-Flachstökheim erbaut. Er zeigte die auch sonst in unserer Region für derartige Gebäude häufige Form des Oktogons. Das auffallenderweise aus roten Backsteinen aufgemauerte Erdgeschoß, das den Hühnerstall barg, hatte große neoromanische Fenster. Das Obergeschoß aus Steinfachwerk und das Spitzdach mit seinen kleinen Ausflugluken waren mit Schiefer ausgehängt. Schieferbedachung ist charakteristisch für Taubenhäuser und Dachreiterchen mit Taubenschlägen. Diese galt gegenüber den hierzulande üblichen roten Dachziegeln aus gebranntem Ton als Luxus. Dadurch wurden die Taubenhäuser im Bauensemble des Wirtschaftshofes zusätzlich zu ihren eigenwilligen Bauformen hervorgehoben. Der Taubenschlag in Groß Flöthe war übrigens nur von außen im Obergeschoß mit Hilfe einer Leiter durch eine Luke zu betreten. Nur gelegentlich erfolgte der Zugang durch eine Treppe im Inneren.



Abb. 10
Beseitigter Taubenturm in Groß Flöthe bei Salzgitter um 1940.
Foto: IfD: Braunsch. 4822

Etwa gleichzeitig mit dem Beispiel in Groß Flöthe ist der Taubenturm auf dem Gut Altenrode bei Salzgitter 1889 erbaut worden, wie eine gußeiserne Inschriftentafel festgehalten hat. Auf einem hohen, massiven Sockel aus Sandstein ist die Fachwerkkonstruktion des fast quadratischen Turmes mit vierseitigem, flachen Zeltdach aus Schiefer aufgerichtet.



Abb. 11

Taubenturm von 1889 auf dem Gutshof Altenrode bei Salzgitter um 1940.

Foto: IfD: Braunsch. 5207

Hohe, rechteckige Fenster und eine archaisierende Fachwerkkonstruktion mit Knaggen und dekorativ zu Andreaskreuzen angeordneten Fußbändern im Obergeschoß sowie die eigenwillig abgeschrägten Ecken im Untergeschoß verleihen dem Bauwerk seinen besonderen, auffälligen Charakter. Jede Dachseite trägt hier einen kleinen Erker mit einer Ausflugsklappe.

Eine Anzahl aus dem 18. und dem 19. Jahrhundert bekannt gewordener Beispiele sind als schlichte, quadratische Fachwerkbauten auf hohem Steinsockel und mit Zeldach errichtet worden. Darunter sind zu nennen im Kreis Helmstedt⁶¹⁾ der bereits vor 1914 abgebrochene Turm auf dem Klosterhof in Wobbeck und die nach dem Zweiten Weltkrieg beseitigten Türme auf den Ackerhöfen in Rieseberg ass. 19 und in Rühen ass. 24 sowie der Taubenturm auf dem Gut in Salzgitter-Lichtenberg aus dem 18. Jahrhundert⁶²⁾.

In diese Reihe gehört auch der an einer Seite des Hofes in die übrigen Bauten eingefügte Turm auf dem Ackerhof ass. 5 in Cramme, dessen Baujahr 1817 eine Inschriftentafel nennt. Dieser einfache Typus des Taubenturmes war übrigens nach einem Entwurf des fürstlichen Bauschreibers Brand Westermann von 1687 damals schon für die Menagerie des Lustschlosses Herrenhausen bei Hannover errichtet worden⁶³⁾.

Die Taubentürme in der Stadt Goslar, die dort ebenso wie in Braunschweig eine häufigere Taubenhaltung vermuten lassen, sind ebenfalls achteckige Bauten, die geschweifte, mit Schiefern gedeckte Helme haben⁶⁴⁾. Eine besondere Gruppe bilden die noch vorhandenen barocken Taubentürme auf den ehemaligen Klostergebäuden in Salzgitter-Ringelheim aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Heiningen von 1743 und von St. Ludgeri in Helmstedt von 1765. An letzterem ist das Baujahr in einem Chronogramm versteckt, in dem der Bauherr sich verewigt hat:

„aeDes CoLYMbInas erIgt (Das Taubenhaus errichtet)

Ioannes heLLersberg praeposItVs“ (Johannes Hellersberg, Propst)

(Die Großbuchstaben bezeichnen verschlüsselt das Baujahr: MDCLLVIII = 1765).

Es handelt sich in allen drei Fällen um oktagonale Steinbauten, die von geschweiften welschen Hauben mit Schieferbedeckung bekrönt werden. Diese Türme bilden besondere Blickpunkte auf den Klosterhöfen und sind in erster Linie als Zeugnis der Baufreude ihrer Epoche anzusehen. Das Taubenhaus auf dem Hof von St. Ludgeri trägt als zusätzlichen Schmuck eine Sonnenuhr. Als Uhrturm diente übrigens auch ein noch vorhandener Taubenturm in Volkse bei Gifhorn aus der Zeit um 1900.

Weit und breit ohne Vergleich ist der relativ niedrige quadratische Taubenturm, der auf dem aufgegebenen Hof der „Kleinen Mühle“ bei Salzgitter-Lebenstedt stand und inzwischen aus denkmalpflegerischen Rücksichten auf den ehemaligen Gutshof in Salzgitter-Flachstockheim umgesetzt worden ist. Dieser Bau ist massiv aus roten Sandsteinen aufgemauert und mit einer welschen Haube versehen. Er dürfte noch aus dem 18. Jahrhundert stammen.

Interessanterweise gehören Miniaturnachbildungen von Taubenhäusern zu den Feierabendarbeiten der Töpfer. Ein reizvolles Exemplar, das gerade ein Marder, also der Hauptfeind der Tauben, zu erklimmen versucht, hat Albert Lohse sen. aus Sommerschenburg für seinen Enkel geschaffen. Vermutlich hat er sich dafür an Beispielen aus der Töpferstadt Bunzlau orientiert⁶⁵⁾, wo er während seiner Gesellenzeit gearbeitet hatte, nicht aber an derartigen Bauwerken seiner Heimat, der Magdeburger Börde.

⁶¹⁾ Abb. bei F. BRANDES 1955 (wie Anm. 50), S. 41 bzw. Foto im Institut für Denkmalpflege Hannover: Bestand Braunschweig: 8514.

⁶²⁾ Foto im Institut für Denkmalpflege Hannover: Bestand Braunschweig: 290 und Abb. bei W. FORCHE: Die Domäne Lichtenberg. In: Lichtenberg. Die Geschichte eines braunschw. Dorfes von seinen Anfängen bis heute. Salzgitter 1989, S. 139.

⁶³⁾ Nach A. RIEKE-MÜLLER: Die Menagerie in Herrenhausen — ein Beispiel für die Federviehhaltung in einer barocken Residenz. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 59 (1987), Abb. 1.

⁶⁴⁾ H.-G. GRIEF: Das Bürgerhaus in Goslar. Tübingen 1959, Abb. 60 und S. 127.

⁶⁵⁾ K. SPÄTH: Töpferei in Schlesien. Bunzlau und Umgebung. 2. Aufl. München 1979, Abb. 12 mit Bildunterschrift „Josef Lachmann mit seinem um 1915 gebauten Taubenhaus“.



Abb. 12
Taubenturm auf dem Gutshof in Salzgitter-Ringelheim 1927.
Foto: IfD: Braunschw. 5775



Abb. 13
Taubenturm des ehemaligen Klosters Heiningen bei Wolfenbüttel.
Foto: M. Wiswe 1991

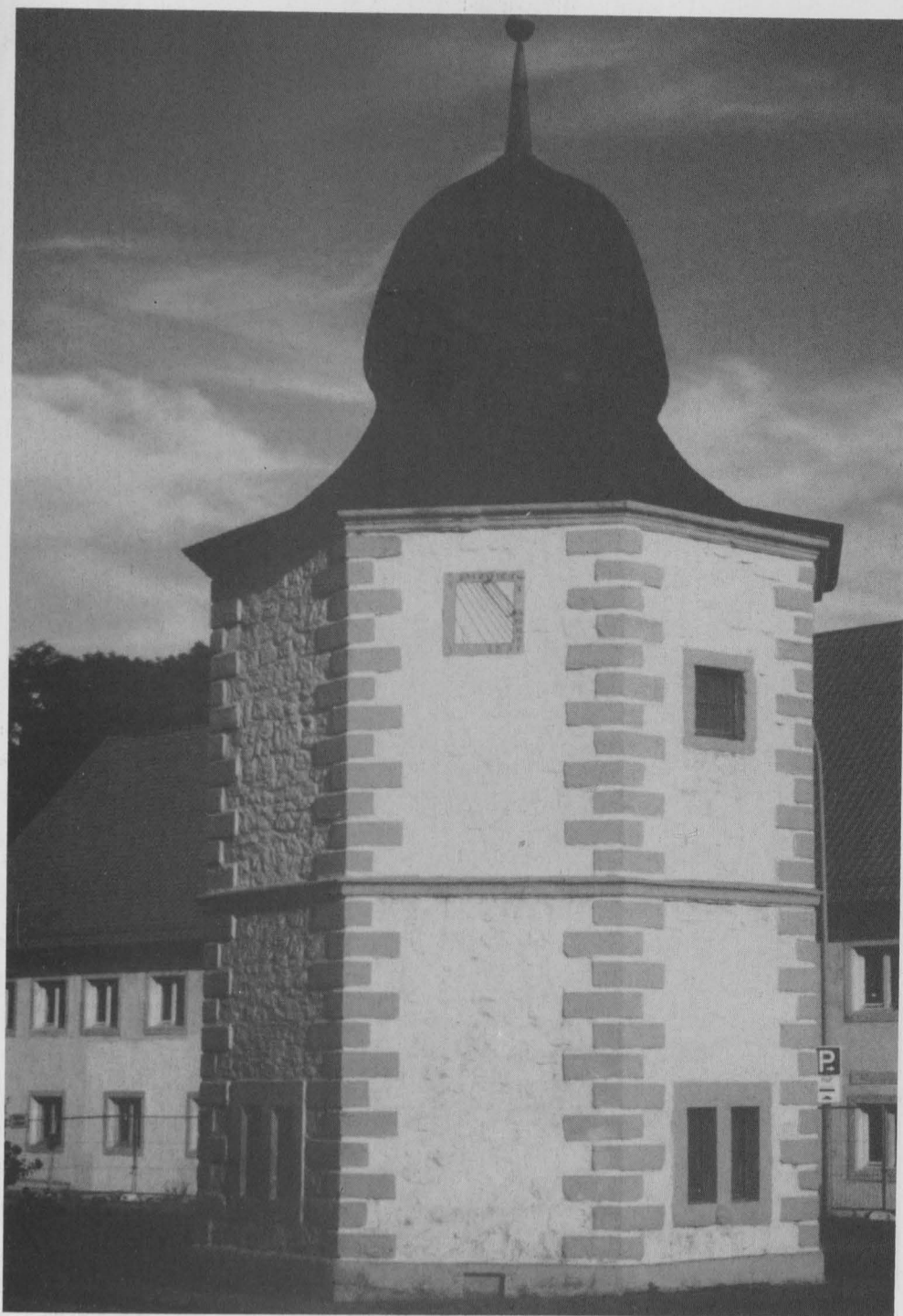


Abb. 14
Taubenturm des ehemaligen Klosters St. Ludgeri in Helmstedt.
Foto: M. Wiswe 1991



Abb. 15

Miniaturnachbildung eines Taubenpfeilers. Arbeit des Töpfers A. Lohse sen. für seinen Enkelsohn aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Privatbesitz.

Foto: Braunschw. Landesmuseum (I. Simon)

Vorherrschend war zumindest seit dem 17. Jahrhundert hierzulande die Taubenhaltung zum Verzehr. Frantz de Rontzier, der Hofkoch des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, verzeichnet in seinem „Kunstbuch von mancherley Essen“ nicht weniger als 46 Rezepte „Von Wilden oder Zahmen Tauben“⁶⁶). Darunter sind 17 verschiedene Taubenpasteten⁶⁷). Das zuerst 1789 erschienene und in der Folge mehrfach in leicht veränderter Form aufgelegte „Braunschweigische Kochbuch“ von Johann Christian Förster und Johann Daniel Knopf enthält immerhin noch 10 Grundrezepte jeweils mit mehreren Varianten für die Zubereitung von Tauben⁶⁸). Diese galten allgemein als Delikatesse, aber wegen ihres zarten Fleisches auch als besonders geeignet für die Krankenkost⁶⁹). So rechtfertigt beispielsweise der Pastor in Klein Rhüden bei Seesen 1752 die Haltung von Tauben damit, daß er dadurch „manchen armen und kranken Menschen ... erquicken könne“⁷⁰).

Gastwirte andererseits begründeten ihren verbotenen Taubenbesitz damit, daß sie – insbesondere auf dem flachen Lande, wo frisches Fleisch nicht immer zu haben war – für durchreisende Gäste rasch eine Mahlzeit mit Tauben zubereiten könnten⁷¹).

Zumindest im 18. Jahrhundert war der Handel mit Tauben zum Verzehr nicht gering. In der Stadt Braunschweig beispielsweise war eine Konzession dafür erforderlich, die alle 6 Monate erneuert werden mußte. Die Ware durfte von den Händlern nur außerhalb der Bannmeile rund um die Stadt aufgekauft werden, da innerhalb dieser wohnende Landleute und Stadtbewohner ihr Federvieh und damit auch die Tauben selbst verkaufen sollten, um allein den Gewinn davon zu haben⁷²).

Zu widerhandlungen sollten nach einer Verordnung von 1764 nicht nur mit einer empfindlichen Geldstrafe und dem Entzug der Konzession geahndet werden sondern auch damit, daß der betroffene Händler „auf dem Marktplatz hingestellt, ein Stück Federvieh ihm um den Hals gehängt und dar selbst öffentlich ausgerufen werde, daß er wegen seiner Übertretung nicht weiter mit Federvieh handeln dürfe“⁷³). Freilich scheint diese Verfügung nur abgeschwächt angewandt worden zu sein. 1764 wurde so ein Geflügelhändler mit einer Geldstrafe belegt, weil er 12 Paar in der Stadt Braunschweig erworbene Tauben auf dem dortigen Mart anbot⁷⁴). Die wegen eines gleichen Verstoßes vernommene Geflügelhändlerin Johanne Böhme wurde hier ungestraft gelassen, weil sie angab, sie hole das Federvieh „so in Hühnern und Tauben“ bestünde aus dem Brandenburgischen und dem Lüneburgischen⁷⁵).

Zumindest in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel wurden Tauben in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert auch aus Liebhaberei vor allem für Kinder und Junge Leute gehalten. Genannt werden hier damals neben den erwähnten häufigen Feldflüchtern vor allem „Kreuz- und Klapptauben“, die weniger ausflogen als jene, daneben aber auch „Tümmeler“, Turtel- und Lachtauben. Besonderen Wert scheinen die Liebhaber damals auf Farbvarianten gelegt zu haben⁷⁶). Während der Feldflüchter in der Regel ein blaues, ins Graue gehendes, glänzendes Gefieder besitzt, werden u. a. 1763 in einem Liebhaberbestand in Braunschweig aufgeführt, je eine „Rotsittige“ (d. h. wohl rotflügelige), eine rote und eine blaue Taube ohne weiße Schläge, eine gelbe Taube, je eine schwarze mit und ohne „Hullen“ (= Federbusch), eine schwarze Bundkopftaube, je eine längsgestreifte Weißschlag- und eine Weißschwanztaube.

In anderen Beständen fallen etwa gleichzeitig als Raritäten je ein roter, schwarzer und lerschengrauer Tümmelertäuber auf sowie eine Hamburger falbe Taube.

⁶⁶) F. DE RONTZIER: Kunstbuch von mancherley Essen. Wolfenbüttel 1598, S. 118–128, S. 229–231, S. 310–314.

⁶⁷) F. DE RONTZIER 1598 (wie Anm. 66), S. 310–314.

⁶⁸) J. CH. FÖRSTER und J. D. KNOPF: Braunschw. Kochbuch. Braunschweig 1789, S. 68f., S. 73f., S. 183–190.

⁶⁹) Vgl. A. KAMMERMEIER 1978 (wie Anm. 14), S. 10–12. H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 67.

⁷⁰) NdsStA WF: 8 Alt Seesen 3.

⁷¹) Beispielsweise NdsStA WF: 34 N Fb. 1 XVI Nr. 36.

⁷²) StA BS: C VII F 13.

⁷³) StA BS: C VII F 13.

⁷⁴) StA BS: C VII F 13.

⁷⁵) StA BS: C VII F 13.

⁷⁶) StA BS: C VII F 13, auch für die folgenden Angaben.

Einen – wenn auch grausigen, heutzutage als Tierquälerei eingestuft – „Hauptspaß“ bildete in jener Zeit für Kinder und Jugendliche mit offensichtlicher Duldung, ja Billigung durch die erwachsenen Familienmitglieder und gelegentlich auch für diese selbst das „Jagen“ nach den Tauben. Das aufgeregte Aufflattern, das ängstliche Gurren und das Entwischen beim Abfangen galten als „Belustigung“. Man piffte, um die Tiere zu reizen, auf den Fingern und jagte diese sowohl in ihrem Stall als auch draußen in Höfen und auf Dächern, auf denen man sich dazu mitunter sogar niedergelassen hatte. Vorzugsweise in der Morgen- und in der Abenddämmerung, wenn die Orientierung der Tiere schlecht war, vergnügte man sich so. Dem diente zumeist eine lange Stange, an der mitunter ein Stofflappen herumwirbelte oder ein „Strohwisch“ oder ein „alter Hut“ die Tiere verschreckte. Aber es wurde auch mit Holzsplittern oder mit großen Steinen geworfen, ja „mit ganzen Händen voll Dreck, Kalk und Taubenmist“⁷⁷⁾.

Die Folge waren gelegentlich zerschlagene Fensterscheiben, häufiger Zerstörungen an Dächern und Hauswänden, ja mitunter sogar die Angst vor Körperverletzungen. Streitigkeiten und Anklagen, die zumeist unentschieden ausgingen, blieben nicht aus.

Als Zimmervögel wurden Tauben hierzulande offensichtlich nur ausnahmsweise gehalten. Der einzige Hinweis darauf ist ein Angebot von „ein Paar Lachtauben“ neben einigen anderen „Stubenvögeln“ in einer Zeitungsanzeige von 1779⁷⁸⁾.

Die Standorttreue der Taube, die in der Regel auch aus großen Entfernungen zu ihrem Partner in den Heimatschlag zurückkehrt, wurde bereits im Altertum zur Übermittlung eiliger Botschaften – vor allem militärisch wichtiger – benutzt⁷⁹⁾. Aus unserer Region ist indes über den praktischen Einsatz von Brieftauben in der Vergangenheit nichts bekannt. Ebenso wenig weiß man genauer, wann die Brieftaubenzucht als Liebhaberei hierzulande Einzug gehalten hat. Braunschweigs ältester Brieftaubenzüchterverein „Brunsviga 0104“ ist am 10. Juni 1886 gegründet worden.

Ihre Anhänglichkeit und Zutraulichkeit einerseits und ihr freies Ausfliegen andererseits, ihre Ernährung von den „Früchten des Feldes“, ihre Fruchtbarkeit und vor allem der Ruf der Friedfertigkeit, der freilich inzwischen bezweifelt wird⁸⁰⁾, hat die Taube bei verschiedenen Völkern in Religion und Kultus zu einem wesentlichen Symbol werden lassen. Insbesondere gilt dies für die christlichen Religionen⁸¹⁾. Darauf soll hier nicht eingegangen werden. Wohl aber sei hier die Rolle des Tieres in der Volksphantasie und im Volksleben im Braunschweigischen kurz betrachtet.

Eine Vielzahl von Redewendungen und Sprichwörtern geht auf die Beobachtung besonderer Eigenschaften der Tauben zurück, die menschlichen Verhaltensformen scheinbar entsprechen⁸²⁾.

Wie den Lauten anderer Tiere, die dem Menschen wesentlich sind, so ist auch dem Gurren der Tauben menschliche Rede unterlegt worden⁸³⁾. Mit „Rucke, die Kuh, die Tür ist noch zu“, fordert sie angeblich die faulen Landleute zum Aufstehen und zum Melken der Kühe auf. Die guten Gerüche wiederum kommentiert die Taube mit „’t rucket gut“ (es riecht gut). „Du, Du“ dagegen glaubt man die

⁷⁷⁾ StA BS: C VII T 7. Vgl. auch: Avertissement des fürstlichen Polizei-Departements [in Braunschweig] vom 16. Mai 1786. In: Braunschw. Anzeigen 1786, Sp. 553. Darin heißt es: „Da das Jagen der Tauben des Verbots ungeachtet sehr überhand genommen, und die Besitzer derselben mit Verschwendung vieler Zeit dabei durch ihr Geschrei sogar das Werfen mit vielen kleinen Stück Kalk und Steinen die Nachbarn beunruhigen, so wird dieses Taubenjagen überhaupt, und wenn es noch so ruhig betrieben würde, ernstlich und bei 5 Thlr. oder gleichmäßiger Gefängnis-Strafe nochmals untersagt ...“

⁷⁸⁾ Was zu verkaufen in Braunschweig. In: Braunschw. Anzeigen 1779, Sp. 874f.

⁷⁹⁾ Vgl. A. KAMMERMEIER 1978 (wie Anm. 14) S. 13–17.

⁸⁰⁾ Dazu H.-J. RACH 1985 (Anm. 14) S. 67.

⁸¹⁾ Dazu H.-J. RACH 1985 (wie Anm. 14), S. 67. Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. Hrsg. von K. GALLING. 6. Tübingen 1962, Sp. 622.

⁸²⁾ Vgl. W. FLECHSIG 1974 (wie Anm. 23), z. B. Nr. 1195, Nr. 1244, Nr. 1340. Trübners Deutsches Wörterbuch 1956 (wie Anm. 2), S. 29. D. STELLMACHER hrsg.: Niedersächsisches Wörterbuch. Lieferung 22. Bearbeitet von W. KRAMER u. a. Neumünster 1990, Sp. 629f.

⁸³⁾ O. SCHÜTTE: Tierstimmendeutung in Braunschweig. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 13 (1913), S. 92.

Taube drohen zu hören, wenn sie erleben muß, daß ihre Jungen geschlachtet werden. Der Täufer gurrut *Olsche* und *Mine Fru*, wie man meint.

Auch eine plattdeutsche Schnellsprechübung, ein sogenannter „Zungenbrecher“, handelt von Taube und Täufer⁸⁴): *Dä dicke Döwwer draug dä dicke Duwe dorch den dicken, deipen Dreck. Da dankt dä dicke Duwe den dicken Döwwer, dat dä dicke Döwwer dä dicke Duwe dorch den dicken, deipen Dreck graug.*

Die enge Partnerbeziehung der Tauben, wie sie sonst unter Haustieren kaum Entsprechungen findet, die intensive Sexualität, die sich im häufigen „Schnäbeln“ und einer großen Nachkommenschaft äußert, hat den Symbolcharakter der Taube im Volksleben stark geprägt. Sie gilt seit alters als Symbol der Liebe und der Treue. Dementsprechend ist ihre Darstellung hierzulande in der Volkskunst vor allem auf Brautgeschenken und Liebesgaben häufig anzutreffen. Das gilt insbesondere für verschiedene Stickereien, aber auch für die Schließen des volkstümlichen Schmucks⁸⁵).

Taubenpaare gehören hierzulande zum geschnitzten oder gemalten Schmuck an Fachwerkbauten⁸⁶). Vermutlich liegt dem die Vorstellung von den in Liebe und Treue verbundenen Besitzerpaaren zugrunde.

Wegen ihrer Flugkünste galt es als besondere Leistung, die Taube aus der Luft zu schießen. Dem eiferte man im Schützenwesen nach, indem man nach einer Attrappe aus Holz, oft aber auch nach Tontauben schoß. Hauptemblem an der Ehrenkette des Schützenkönigs aber war nicht selten eine plastische, stilisierte Taube⁸⁷).

Die Taube spielte in Volksmedizin und Zauberei ihre Rolle, wie die einschlägige Literatur ausweist⁸⁸). Auffallenderweise ist freilich darüber aus dem Braunschweigischen nichts aufgezeichnet worden.

Anhänglich an den Menschen und dennoch nicht völlig zum Haustier geworden, ist die Taube auch heutzutage weithin Freude und Ärgernis zugleich, nämlich in unseren Städten.

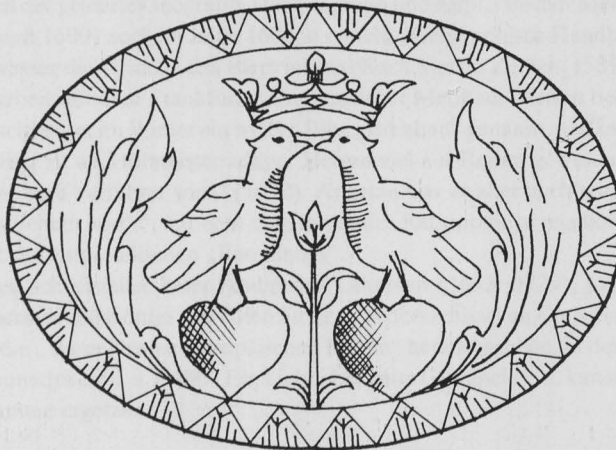


Abb. 16

Schnäbelnde Tauben auf der Schließe einer Bernsteinkette aus dem Besitz des Braunschw. Landesmuseums.

Zeichnung: Braunschw. Landesmuseum (B. Kahmann)

⁸⁴) Mitgeteilt bei TH. REICHE (wie Anm. 4), Stichwort *döwwer* und bei H. PINKERNELLE: *Unsere Heimat. Sagen, Bräuche und Volksreime des Kreises Helmstedt*. Helmstedt 1951, S. 203.

⁸⁵) Vgl. M. WISWE: *Volkstümlicher Schmuck aus dem Braunschw.* Braunschweig 1977, S. 13f.

⁸⁶) Vgl. M. WISWE: *Balkenschmuck an niederdeutschen Hallenhäusern des 19. Jh. im südöstlichen Niedersachsen*. In: *Volkskunst* 3 (1980), S. 140–145.

⁸⁷) Beispielsweise an der älteren Schützenkette von Groß Ösingen im Kreis Gifhorn.

⁸⁸) Vgl. H. BÄCHTOLD-STÄUBLI (Hrsg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. 8. Leipzig 1936/37, Sp. 693–705.

The first of these is the fact that the system is not a simple one. It is a complex system, and the complexity is not only in the number of components, but also in the way they are interconnected. The second is that the system is not a static one. It is a dynamic system, and the dynamics are not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The third is that the system is not a linear one. It is a non-linear system, and the non-linearity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time.

The fourth is that the system is not a deterministic one. It is a stochastic system, and the stochasticity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The fifth is that the system is not a homogeneous one. It is a heterogeneous system, and the heterogeneity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The sixth is that the system is not a uniform one. It is a non-uniform system, and the non-uniformity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time.

The seventh is that the system is not a simple one. It is a complex system, and the complexity is not only in the number of components, but also in the way they are interconnected. The eighth is that the system is not a static one. It is a dynamic system, and the dynamics are not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The ninth is that the system is not a linear one. It is a non-linear system, and the non-linearity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time.

The tenth is that the system is not a deterministic one. It is a stochastic system, and the stochasticity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The eleventh is that the system is not a homogeneous one. It is a heterogeneous system, and the heterogeneity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time. The twelfth is that the system is not a uniform one. It is a non-uniform system, and the non-uniformity is not only in the way the components interact, but also in the way the system evolves over time.

Essen und Trinken im alten Braunschweig

Werner Flechsig hat sich im Rahmen seiner volkskundlichen und sprachwissenschaftlichen Studien wiederholt auch mit „Essen und Trinken“ in Ostfalen beschäftigt.¹⁾ Es ist ihm dabei im wahrsten Sinne des Wortes öfter „um die Wurst“ gegangen; denn er hat den verschiedensten Wurstarten eingehende Aufsätze gewidmet. Auch in anderen Arbeiten beschäftigt er sich mit den Tafelfreuden des ostfälischen Landvolks. Als Quellen dienten ihm Urkundenbücher, Tax- und Akziseordnungen, Nachlaßinventare, Inserate in den „Braunschweigischen Anzeigen“, topographisch-statistische Werke und Mundartwörterbücher.

Eine weitere Quellengruppe, die sich zumeist auf die Stadt Braunschweig bezieht, soll im folgenden ergänzend herangezogen werden. Es sind Reisehandbücher, Memoiren, Tagebücher, Briefe und ähnliches von Besuchern, die etwa im 17., vor allem aber im 18. Jahrhundert Braunschweig aufgesucht haben. Oft sind sie nur wenige Tage hier gewesen, und das erklärt wohl auch ihr manchmal zu kurz greifendes Urteil.

Am häufigsten wird verständlicherweise in diesen Quellen das bekannte Braunschweiger Bier, die Mumme, erwähnt, die ja schon seit 1390 überliefert ist und weit über See bis Indien als Schiffsmumme exportiert wurde. Der Schulmann Tilman Rasche aus Zierenberg (daher Ornatomontanus) führt 1494 das Biertrinken hier darauf zurück, daß das Wasser in Braunschweig weniger gesund sei.²⁾ Er unterscheidet neben der inhaltsreichen Mumme, die scherzhaft Mamam oder Mocam genannt werde, das bittere schwarze Dünnbier oder Coventum. Der Wein sei zu teuer und werde daher weniger getrunken. Ähnlich äußert sich der gelehrte Geograph, Historiograph und Kupferstecher Matthias Quad aus Deventer (1557 bis nach 1609) noch im Jahre 1600 in seinem „Geographisch Handbuch“. Hier ist der Mangel an Trinkwasser die Ursache des Biertrinkens. Nach Martin Zeiller (1589–1661), der durch seine Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Kupferstecher Matthäus Merian bekanntgeworden ist, trinken die Braunschweiger im Winter ein weißes Bier, „Breuhan“ genannt, und im Sommer die braune Mumme.⁴⁾ Zeiller ist als Hofmeister adliger Herren viel auf Reisen gewesen und weiß, daß die Mumme „weit und breit verführt wird.“ (1632). Angetan war er aber auch von einem „stattlichen Trunck von Lithauischem Meth“, mit dem man ihn in der Ratsapotheke regaliert hat. Der war vielleicht von der Art des ostpreußischen „Bärenfangs“.

Der Hamburger Schriftsteller Peter Ambrosius Lehmann (1663–1729), Legationssekretär des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen für den Niedersächsischen Kreis, hat seit 1703 eine Art „Baedeker“ über die „Vornehmsten Europäischen Reisen“ herausgegeben, in dem es in der Auflage von 1709 über Braunschweig u. a. heißt: „Ein Liebhaber guter Getränke . . . kan sich (hier) mit einem Glas delicater Mumme ergetzen.“⁵⁾

¹⁾ Ostfalen als Land der guten Würste. In: Braunschw. Heimat 43 (1957), S. 6–8. Die Fleischwürste und ihre Namen in Ostfalen. Ebd. 43 (1957), S. 36–44, S. 74–80. Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts. Ebd. 54 (1968), S. 17–21; 55 (1969), S. 30–35. Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolks im 16. bis 18. Jah. Ebd. 59 (1973), S. 17–22. Nochmals die Fleischwürste in Ostfalen. Ebd. 67 (1981), S. 24–30. Die Blut- und Fettwürste in Ostfalen. Ihre Zusammensetzung, Namen und Verbreitung. Ebd. 68 (1982), S. 5–15. Mahlzeiten am Tage der Hausschlachtung in Ostfalen. Ebd. 70 (1984), S. 29–36.

²⁾ T. ORNATOMONTANUS: Descriptio belli inter Henricos juniorem et seniore duc. Brunsv. et Luneb. civitatemque Brunsvicensis circa annum MCCCCXCII gesti. In: Scriptores rerum Brunsvicensium. 2. Hrsg. von G. W. Leibniz. Hannover 1710, S. 88–103.

³⁾ M. QUAD: Geographisch Handbuch. Köln 1600, zu Tafel 32.

⁴⁾ M. ZEILLER: Itinerarium Germaniae Nov-Antiquae. Teutsches Reyßbuch durch Hoch- und Niderteutschland . . . Straßburg 1632, S. 129f.

⁵⁾ P. LEHMANN: Die vornehmsten Europäischen Reisen . . . , Hamburg 1709, S. 5f.

Von weiteren Getränken in Braunschweig hören wir 1758 im „Reisehandbuch“ des Hamburger Justizrats Johann Peter Willebrandt (1719–1786), der zugleich gesundheitliche Ratschläge erteilt: „Es hat sich ein jeder vorzusehen, dass er, nachdem er sich im Tanzen erhitzt hat, nicht mit kühlen Getränken, als Orsade (Orangeade?) oder Mandel-Milch, Limonade oder Zitronen-Trank, welches gemeinlich bey Redouten zu haben ist, sich erkälte und unglücklich mache.“⁶⁾

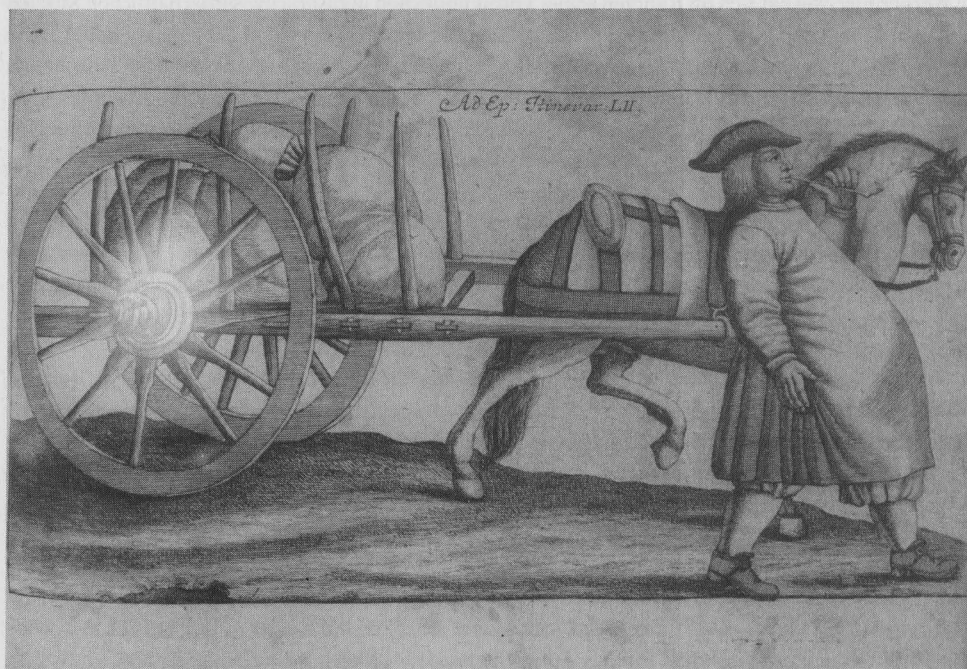


Abb. 1

„Dat Brunswieksche Mummnen-Kind. Abbildung eines Maltz-Krämers in Braunschweig . . .“
Kupferstich von A. A. Beck als Beilage zu F. E. Brückmann: *Epistola Itineraria*. 52. Wolfenbüttel 1736.
Foto: Stadtbibliothek Braunschweig (G. Rothe)

Doch wenden wir uns wieder dem Bier zu. Der Sturm-und-Drang-Dichter Jacob Lenz (1751–1792) reist 1779 mit seinem Bruder Carl Heinrich Gottlob über Braunschweig und probiert hier die „Doppelmumme“: Er that einen herzhaften Schluck, legte sich aber auch sogleich quer übers Bette, weil – wie er sagte, die ganze Stube mit ihm herumginge; da er sonst ein erklärter Bierfeind war, . . . ist mir dieser Zug merkwürdig geblieben.“ So der Bruder.⁷⁾ Es muß also eine stark eingebraute Mumme gewesen sein.

Im Jahr der Französischen Revolution veröffentlichen dann zwei Autoren gleichzeitig den Text des berühmten plattdeutschen Mummeliedes „Brönsewick du leife Stadt“: einmal der spätere Rektor in Buxtehude Johann Hermann Stöver (1764–1796)⁸⁾ und wohl vor ihm noch der Braunschweigische

⁶⁾ J. P. WILLEBRANDT: *Historische Berichte und Practische Anmerkungen auf Reisen in Deutschland etc.*, Hamburg 1758, S. 279.

⁷⁾ Zur Biographie des Dichters Jacob Lenz. In: *Baltische Monatsblätter*. 41. Bd. 47 (1899), S. 289.

⁸⁾ Niedersachsen. (In seinem neuesten politischen, civilen und litterarischen Zustande). Ein in der Lüneburger Heide gefundenes merkwürdiges Reisejournal. Hrsg. von Quintus Aemilius Publicola (d. i. Johann Hermann Stöver). 1. Rom (d. i. Braunschweig) 1789, S. 36 ff.

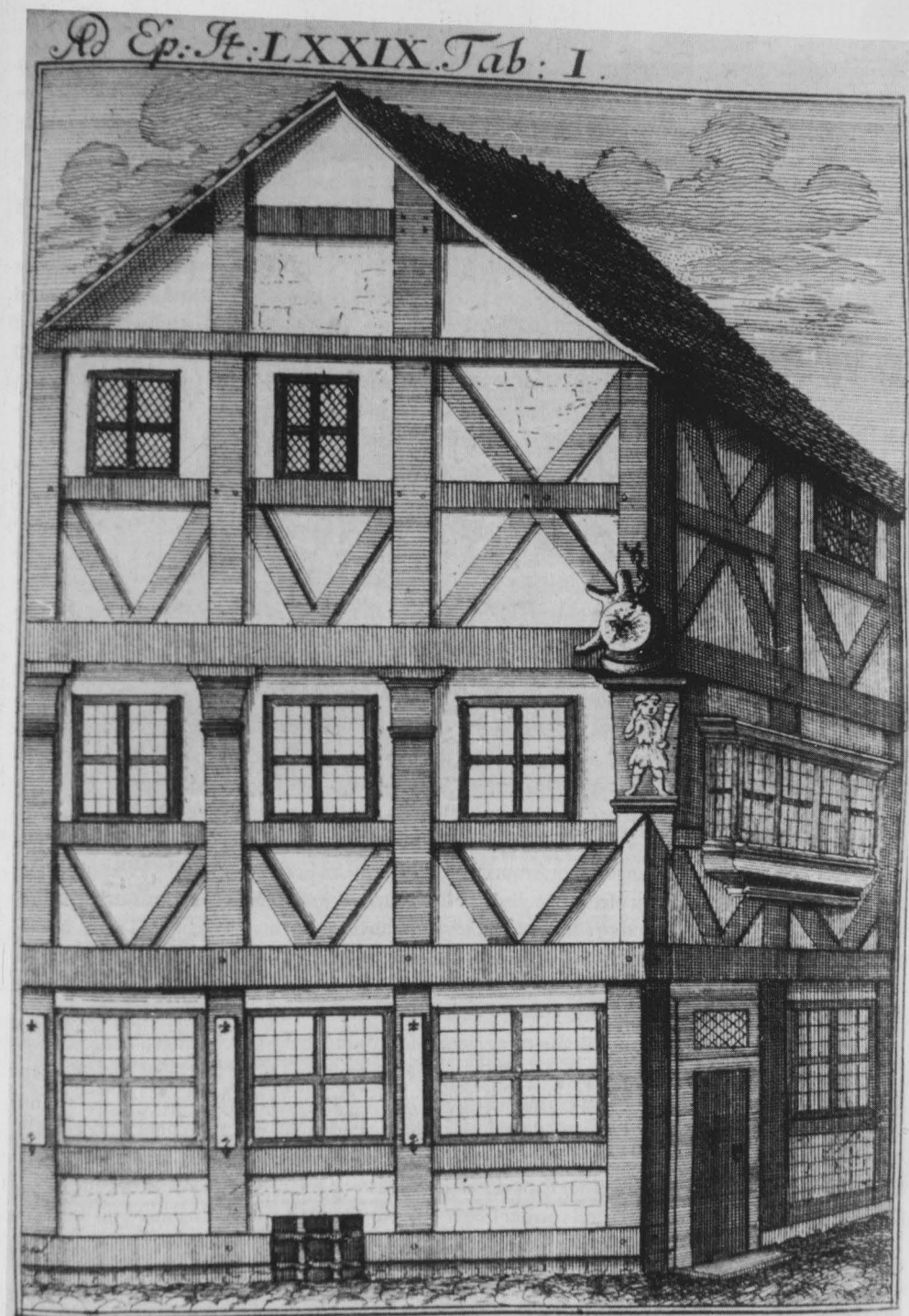


Abb. 2

Fachwerkhaus Am alten Petritore 2, in dem angeblich die erste Mumie von einem Christian Mumme gebraut worden ist.

Kupferstich von A. A. Beck als Beilage 1 zu F. E. Brückmann: *Epistola Itineraria*. 79. Wolfenbüttel 1739.

Foto: Stadtbibliothek Braunschweig (G. Rothe)

Oberkommissär beim Packhof und spätere Kammerrat Philipp Christian Ribbentropp (1737–1797)⁹⁾. Auch Werner Flechsig zitiert die dritte Strophe¹⁰⁾. In dem Lied wird die Mumme sogar über den Tokaier und den Moselwein erhoben. Sie kann Nierentalg „setzen“ und Blähungen beheben wie ein Schnaps; sie verjagt die schlechte Laune und selbst die „Venusgrillen“. Auch Kolik, Podagra und Zahnschmerzen vermag sie zu „stillen“. Panegyrisch und patriotisch zugleich klingt das Mummelied aus: „Je, Ja? du ehrliche Braunschweiger Mumm’, Du stärkst das Herz, machst den Kopf gleich dumm.“

Die Einführung dieses volkstümlichen Elements in das 1718 aufgeführte Singspiel „Heinrich der Vogler, Herzog von Braunschweig, nachmals erwählter Teutscher Kaiser“ (Text von J. U. König und Musik von G.K. Schürmann) hat dem Stück großen Erfolg gebracht. Der Fischerjunge Rudel (eine Charginrolle) tritt im zweiten Akt, der auf der Braunschweiger Messe spielt, mit einer Leberwurst und einem Glas Mumme auf die Bühne und singt ein wenig berauscht das berühmte Lied, das bis heute in Braunschweig populär geblieben ist. Die Melodie wurde mündlich tradiert; der Gesanglehrer am Katharineum, der Kantor Braeß, hat sie aufgezeichnet und Ribbentropp übermittelt.

Ein französischer Anonymus, der Braunschweig nach der Jahrhundertwende besucht, vermag dieses Entzücken an der Mumme jedoch nicht zu teilen. Er schreibt: „Das Bier dieses Landes gilt als Delikatesse. Ich gestehe aber, dass ich meinen Gaumen nicht daran habe gewöhnen können.“¹¹⁾

Doch brechen wir hier ab und wenden uns einigen Zeugnissen über das „Essen“ in Braunschweig zu. Eigentlich müßten wir hier schon mit den Eulen und Meerkatzen beginnen, die der Schalk Till Eulenspiegel am Bäckerklint gebacken haben soll und die heute noch in Braunschweig hergestellt werden. Doch beginnen wir mit einem nicht minder berühmten Besucher Braunschweigs. Es ist der Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), den man als Professor für das 1745 neugegründete Collegium Carolinum gewinnen wollte und daher 1749 bei seinem Besuch hier überall hofiert hatte. Doch er winkte ab. „Ach . . . was ist Braunschweig, was sind zehn Braunschweige gegen Leipzig? So viel Ehre, als man mir da erwiesen hat, so viel Tafeln, als man mir aufgedrungen hat, so bin ich doch weder froh, noch satt geworden. Bohnen, einen Arm dicke, habe ich alle Tage essen sollen, aber, Dank sey meinem guten Geschmack, nicht angerührt.“¹²⁾ Da klingt es wenige Jahre später bei Giacomo Casanova (1725–1798) ganz anders. Er hat hier 1764 eine alte Bekannte, die Sängerin Redegonda aus Parma, aufgesucht, die jetzt in Beziehungen zum Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand stand.¹³⁾ Casanova war u. a. Gast bei „dem grossartigen Herrn Nicolini . . . dem Impresario für alle Theateraufführungen der Stadt und des Hofes“. Der Tisch Nicolinis war „nicht nur durch seinen ausgezeichneten Koch beachtenswert . . . sondern mehr noch durch eine angenehme Gesellschaft“. Im Gegensatz dazu heißt es über einen Besuch Casanovas in Wolfenbüttel: „Ohne die Nahrung durch die guten Bücher hätte mich die schlechte Kost dort umgebracht.“

Einen Einblick in die Küche des Braunschweiger Hofes gewähren die gleichzeitigen Aufzeichnungen des jungen schottischen Adligen James Boswell von Auchinleck (1740–1795).¹⁴⁾ Boswell ist vor allem als Biograph und Begleiter des berühmten Londoner Literaten Samuel Johnson (1709–1784) bekannt geworden und hat 1764 einige Zeit in Braunschweig verbracht, wo er öfter bei Hofe eingeladen war. Einmal schreibt er: „Wir hatten ein glanzvolles Essen mit viel Burgunder und anderen Weinen.“ Er ist von der freimütigen Art der Erbprinzessin Auguste angetan, der Schwester des englischen Königs Georgs III. „Sie sprach . . . frei von der Leber weg wie irgendeine junge Engländerin. Ich kann

⁹⁾ PH. CH. RIBBENTROPP: Vollständige Geschichte und Beschreibung der Stadt Braunschweig. 1. Braunschweig 1789, S. 91 ff. Vgl. F. HARTMANN: 6 Bücher Braunschw. Theatergeschichte. Wolfenbüttel 1905, S. 143 ff.

¹⁰⁾ W. FLECHSIG 1957 (wie Anm. 1), S. 7.

¹¹⁾ F.J.D.S.D.: Nouveau Voyage dans le midi de l'Allemagne. Paris und Nürnberg 1805, S. 104 ff.

¹²⁾ H. MACK; Gellert und Braunschweig. In: Braunschw. Magazin 36 (1930), Sp. 81–88.

¹³⁾ G. CASANOVA DE SEINGALT: Die Erinnerungen. Propyläen-Ausgabe. 10. Berlin 1985, S. 56 ff.

¹⁴⁾ J. BOSWELL (Teilsig. deutsch): Boswell's große Reise: Deutschland und die Schweiz. 1764. Hrsg. mit Einleitung von A. Pottle. Deutsch F. Güttingen. Konstanz 1955, S. 27 ff.

2

Wenn ik gnurre, kyfo, brumm'.
 Slep ik mit Sorgen.
 Ey, so geft my gode Mumm'
 Bet toun loehlen Morgen:
 Mummie un en Stümpel West
 Kan den Hunger un den Dost,
 Ok de Venusgrillen.
 Kulk, Podal- un Tanepin,
 Sup' ik tein Halfstövken in,
 Augenblicklich stillen.

Dat Mummelät.

Ma Big bewegt

Bronsewik, duleiwe Stadt vor vel dusent Städtlen,
 Dei sau schöne Mummie hat, dar ik West kan freten!

3

Hinrik mag dei Vögel fangen,
 Drosseln, Artschen, Flinken,
 Lopen mit der Lünenstangen,
 Ik will Mummie drinken.
 Vor de Slackwest lat ik stān
 Sinen besten Öerhān:
 Kan ik West geneiten,
 Seih ik my nah nist mēr um,
 Lat darup fiv Stövken Mumi'
 Dör dei Kele fleten.

Mitte smekel nochmal sau fto as Tokay un Mosler-Win, Slackwest fällt den Magen, Mummie seitel Narrentalg, kan dei Winne ut den Balg as en Snaas verjagen.

Abb. 3
 Dekorative Ausgabe des „Mummeliedes“
 In: Altbraunschweigische Volks- und Soldatenlieder.
 Mit Bildern von H. F. Hartmann, Bardowik und Noten für Klavier und mittlere Singstimme. Bearbeitet
 von A. Kurzrock, nebst einer geschichtlichen Einleitung von G. Hassebrauk. Braunschweig um 1900.

hier am Morgen nicht einmal Butterbrot bekommen', klagte sie. 'Die Butter ist ranzig, und es gibt nur Schwarzbrot.' Die Tochter eines englischen Landjunkers hätte nicht unbefangener sein können. " Ein andermal heißt es dann wieder: „Bei Hofe war heute grosse Tafel, und das Essen war vorzüglichst . . . Schöne Musik erklang aus einem Nebenzimmer, und um die Tafel scharten sich massenhaft Zuschauer.“

Im Bemühen, recht viele Schüler an das 1745 gegründete Collegium Carolinum zu ziehen, schreibt der Abt Jerusalem (1709–1789) im Jahre 1773 an Ernst Theodor Langer (1743–1820), der damals Hofmeister des russischen Grafen Czernichew war und später Lessings Nachfolger als Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde.¹⁵⁾ „Es giebt in der Anstalt für die gewöhnlichen Pensionäre einen Tisch, der im Verhältnisse zu der Pension, die sie bezahlen, sehr gut ist, aber doch dem Herrn Grafen nicht genügen würde. Da es indessen hier eine Menge Köche giebt, so hat der Herr Gouverneur (Hofmeister) die Wahl und kann ein Abkommen treffen, wie es ihm am passendsten scheint.“

Vom guten Essen ist dann auch bei Johann Anton Leisewitz (1752–1806) die Rede, als er 1781 in Briefen an seine Braut die Charaktere seiner Bekannten schildert, denen sie nach ihrer Verheiratung in der Braunschweiger Gesellschaft begegnen werde.¹⁶⁾ Von Professor Johann Arnold Ebert (1723–1795) heißt es da: „Er ist ein Eßer von Profeßion, der Gottes Gaben mit der größten Dankbarkeit genießt und aus jedem Stäubgen des Eßens den Wohlgeschmack herausaugt; er widmet sich diesem Geschäfte so ganz, daß er auch den interreßantesten Discurs nicht anhört, um nicht distrahiert zu werden.“ Über die Hofrätin Ebert hören wir: „Noch hat sie viel Eitelkeit in ihren Kleidern und besonders in ihren Repas, wie sie sagt, die sie oft und sehr prächtig giebt. Sie liebt insbesondere die Etiquette der Tafel, z. E. daß ja bey jedem Gerichte das rechte Compot ist; allein mehr als durch alle Gerichte wird ihre Zunge durch die Nahmen ihrer Gerichte gekitzelt, womit sie die Gesellschaft eben so sehr als durch die Gerichte zu regaliren sucht.“ Auch von der ältesten Tochter des Abts Jerusalem heißt es: „Sie ist die erste Köchin in Braunschweig.“

Dem bereits erwähnten Buxtehuder Rektor Stöver haben es besonders die Braunschweiger Mettwürste angetan.¹⁷⁾ Sie „haben nicht nur durch ganz Europa Abgang, sie werden auch nach andern Welttheilen, besonders nach Ost- und Westindien verschickt, wo sie auf feyerlichen Tafeln, wie ich von einem guten Freunde, der in jenen Gegenden gewesen, sicher weiß, nebst Hamburgischen geräucher-ten Fleische ohnausbleiblich paradiren müssen, sobald der Wirth ein vollständiges Gastmahl geben will. In Braunschweig fehlt es . . . nicht an guter und vortrefflicher Bewirthung, die außer den Zeiten der Messe, wo der Zufluß von Menschen so gross ist, auch zu sehr billigen Preißen gegeben wird. Man logirt vorzüglich gut im Blauen Engel und im Hotel d'Angleterre. Das Wagnerische Koffeehaus wird stark besucht, und man ißt da vortreflich.“

Äußerst negativ, um nicht zu sagen vernichtend, fällt jedoch das Urteil eines jungen französischen Adligen über das Essen in Braunschweig aus. René-Charles-Hippolite Le Prestre de Lézonnet de Chateaugiron (1776–1848) aus der Bretagne weilte 1789 in Begleitung seines Hofmeisters Abbé Baron in Braunschweig, wo ihm der Luxus der neureichen Kreise und vor allem der Appetit der herausgeputzten Damen auffällt.¹⁸⁾ Aber er beneidet sie nicht um ihre Gerichte, ihre „ragouts“, und um ihr im Backtrog geknetetes Roggenbrot. Alle Bürger büken ihr Brot selbst und zwar für 14 Tage auf Vorrat. Um dieses schwarze Brot zu ergänzen, genösse man eine kleine Flasche Bier, eine große Schüssel mit Sauerkraut oder vielen Rüben und Karotten, das ganze dann in Wasser gekocht. An Sonn- und Festtagen kämen die Hälfte einer Wurst, ein Stück gekochten Specks oder roher Schinken dazu. Ein roher Hering ist eins der gesuchtesten Gerichte und kommt nur gut gestellten Leuten zu. Der Autor fährt dann fort:

¹⁵⁾ P. ZIMMERMANN: Ein Brief des Abtes Jerusalem. In: Braunschw. Magazin 1 (1895), S. 62–64.

¹⁶⁾ Johann Anton Leisewitzens Briefe an seine Braut. Nach den Handschriften hrsg. von H. Mack. Weimar 1906, S. 134 f.

¹⁷⁾ Niedersachsen . . . 1789 (wie Anm. 8), S. 36 ff.

¹⁸⁾ ABBÉ BARON: A la cour de Brunswick (1789–1790). In: La Revue de Paris 13 (1906), S. 225 ff.

„Wenn Sie eine Köchin sehen, die so schmutzig ist wie unsere Mädchen im Hühnerhof und beladen mit einer ungeheuren Schüssel mit Karotten, Rüben, Bohnen, Schwarzwurzeln, und das ganze gemischt, um den Wanst einer Familie zu füllen, würden Sie glauben, man brächte Futter für die Schweine. Es ist nicht sicher, ob ein Braunschweiger in einem Jahr nicht so viel ißt, dass man davon ein Schwein mästen könnte. Sie haben nicht die geringste Vorstellung von einer guten Suppe. Was unsere ärmsten Bauern ihren Knechten geben, ist unendlich besser. Da hier das Gemüse das Hauptgericht ist, tun sie nichts in die Suppe. Wenn sie fertig ist, ähnelt sie den schlechten leichten Bouillons, die man anstatt von Kräutertee Kranken gibt, um ihren Magen auszuspülen. Oft ist das nur Grütze oder Reis, der schlecht im Wasser gequollen ist. Ebenso könnte man dünnen Kleister essen. Sie haben Gerichte, an die man sich in Frankreich überhaupt nicht gewöhnen könnte. Mit diesem Gekochten serviert man Ihnen anstatt von Kapern, kleinen Gewürzgurken, Feigen oder Maulbeeren rohe Heringe, die in Stücke geschnitten sind. Jeder Haushalt macht einige Gänse fett, man legt sie ein, um sie zu konservieren, dann serviert man sie Ihnen ganz roh, in dünne Scheiben geschnitten. So wird es auch mit dem Schinken und dem Speck gemacht. Salat richtet man hier aus allem an: Weisskohl, sehr fein geschnitten, und selbst Kartoffeln werden zu Salat gemacht. Das ist sehr kompliziert: ein Mett aus Zwiebeln, Äpfeln, Kartoffeln, rohen Heringen und sehr viel Kapern schwimmt in Essig mit sehr wenig Öl.“

Doch brechen wir hier ab, der junge Franzose war von den Vorzügen der braunschweigischen Küche nicht zu überzeugen. Wenige Jahre später klingt es dann bei seinem schon erwähnten Landsmann, der anonym schreibt, ganz anders.¹⁹⁾ Ihm schmeckt zwar das Bier nicht, wie wir hörten. „Aber als Ersatz habe ich mit Vergnügen ihre Würste verschlungen, die kaum denen von Bologna . . . nachstehen. (Da gibt es) ein knuspriges Weißbrot von besonders würzigem Geschmack und eine Sahne zum Kaffee, würdig der Ambrosia der Götter.“

Ein wichtiger Kronzeuge für unser Thema ist auch der französische Schriftsteller Stendhal (1783–1842)¹⁸⁾, der von 1806 bis 1808 als Intendanturbeamter der napoleonischen Armee in Braunschweig Dienst tat. Er schildert vor allem seine Eindrücke in der Braunschweiger Gesellschaft. Über einen Besuch im Hause des Generals August Heinrich Ernst von Griesheim schreibt er: „Es gab ein großes Essen. Ich hatte mit einer warmen Mahlzeit gerechnet und hätte zwölf Franken für eine Tasse heiße Bouillon gegeben. Man reichte nur Butterbrote und 'Bischof' (Orangensaft mit Wein). Diese braven Deutschen essen vier bis fünf Butterbrote, trinken zwei große Glas Bier und zuletzt einen Schnaps. Eine solche Lebensweise kann den lebhaftesten Menschen phlegmatisch machen. Mir raubt sie jeden Gedanken. Außer dieser kleinen Mahlzeit, die einem in den Gasthöfen angeboten wird, wenn man sehr früh oder sehr späte ankommt, erhält man um ein Uhr ein Mittagessen, das heißt, eine Wein- oder Biersuppe, gekochtes Fleisch, eine Riesenschüssel Sauerkraut (auch ein verdummendes Gericht), dann einen Braten mit Krautwurzelsalat, glaube ich, der widerlich riecht und wohl kaum nach Grünzeug; wenn dieses aufgetragen wird, ist es nur in Wasser gekocht. Zu diesem Mahl, das man wütend verzehrt, gibt es gepanschten Wein, der nach Zucker schmeckt, Burgunder heißt und 10–12 Gute Groschen kostet . . . Das Abendessen besteht aus Suppe und Braten. Zum Nachttisch etwas Gebäck, sehr wenig Obst, meist Erdbeeren, aber deutsche, das heißt groß, schön und ohne Duft. Danach geht man zu Bett, und das ist das Schlimmste usw.“

Wenig positiv heißt es 1824 auch bei dem Deklamator Ernst Kratz, der in Braunschweig kein Interesse für seine Vorträge findet, zumal die Einladungen dazu nachlässig verteilt worden waren: „Ich erwarte auch, wo man an die nährenden Kost der Schlagwürste, Pfefferkuchen und Mumme gewöhnt ist, keinen grossen Sinn für das Geistige.“²¹⁾

¹⁹⁾ F.J.D.S.D. 1805 (wie Anm. 11), S. 104 ff.

²⁰⁾ STENDHAL (d. i. M.H. Beyle): Tagebuch in Braunschweig. Auszug, deutsch aus: Journal. 1801–1804. Neu hrsg. Braunschweig 1964, S. 9 ff.

²¹⁾ E. KRATZ: Kunstreise durch Nord-Deutschland. Teil 2. Hamburg 1824, S. 155 ff.

Auch bei Heinrich Laube (1806–1884), dem späteren Theaterdirektor der Wiener „Burg“, klingt es leicht ironisch, wenn er 1834 von einer zufälligen nächtlichen Begegnung vor den Ruinen des Braunschweiger Schlosses erzählt: „So sprach ein dicker, wohlhätiger Mann, der, auf sein starkes mit Elfenbein verziertes Bambusrohr gestützt, an mich herantrat und mir gutmüthig in die Augen sah. Er hatte ein kultivirtes braunschweigisches Gesicht, wie man es nicht oft sieht; denn die rohe Strenge überwiegt in Braunschweig noch bei Weitem das Weiche, Humane. Man ist mehr kräftig als fein; es wird eine materielle Wurst da gegessen, und die Erinnerung an's Königreich Westphalen lebt in solidem Schinken fort.“²²⁾

Ludwig Hänselmann (1834–1904), der erste hauptamtliche Stadtarchivar Braunschweigs und einer der engsten Freunde Wilhelm Raabes, soll unsere kulinarische Reise durch die Vergangenheit beschließen.²³⁾ Er bringt das Spirituelle und das Materielle hierzulande auf folgenden Nenner: „Den Grazien und Musen ist der angestammte Genius Braunschweigs nie sonderlich zugethan gewesen, mit ausgesprochener Vorliebe hat er sich von jeher an das einleuchtend Nützliche und handhaft Vergnügliche gehalten. Seine vollbürtigen Kinder, sagte Leisewitz wohl, speisten viel Wurst, tranken viel Mumme, trieben Handel und Wandel, und wegen alles übrigen machten sie sich wenig Gedanken.“

²²⁾ H. LAUBE: *Reisenovellen*. 2. Aufl. Teil 1. Mannheim 1847, S. 70 ff.

²³⁾ L. HÄNSELMANN: *Der Kunstklub in Braunschweig 1836–1886. Fünfzigjährige Denkwürdigkeiten zum vierten November 1886*. Braunschweig 1886, S. 1 ff.

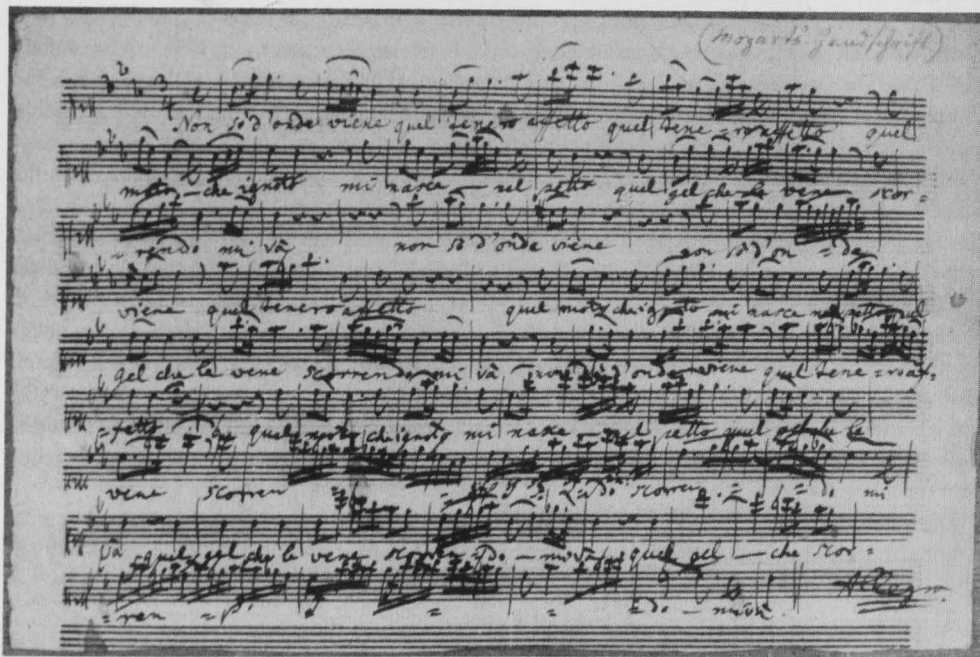
Willi Wöhler †

Eine Mozart-Handschrift im Stadtarchiv Braunschweig

Das Stadtarchiv Braunschweig besitzt eine nicht einmal unbedeutende Zahl von Musikalien. Darunter ist eine kleine, aber besondere Kostbarkeit, an die zu erinnern sich gerade jetzt, nachdem 1991 der 200. Todestag Wolfgang Amadeus Mozarts in vielfältiger Form begangen wurde, lohnen dürfte. Es handelt sich um eine originale Notenhandschrift des Komponisten¹⁾, wohl die einzige ihrer Art in Braunschweig. Das Blatt ist 18,8 cm breit und 12 cm hoch. Es enthält neun ziemlich eng registrierte Notensysteme, die sämtlich beschrieben sind. Ein nicht vollständiges zehntes System läßt erkennen, daß das Blatt nur ein Teil – wahrscheinlich die Hälfte – eines größeren Notenblattes im Hochformat ist und von diesem nicht sehr sorgfältig abgetrennt wurde.

Das wasserzeichenfreie Papier ist mit sepiabrauner Tinte beschrieben. Obwohl diese Art Tinte die Gefahr einer allmählichen Zerstörung des Papiers in sich birgt, ist das Blatt bis jetzt in gutem Zustand.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Handschrift diejenige Mozarts ist, wie auch eine vorliegende Expertise ausweist.²⁾



Das Mozart-Autograph aus dem Bestand des Stadtarchivs Braunschweig.

Foto: Stadtarchiv Braunschweig (G. Rothe)

¹⁾ StA BS: H VIII C Nr. 209.

²⁾ StA BS: H VIII C Nr. 208.

Bei der Komposition handelt es sich um die Singstimme eines Teilsatzes der Arie „Non sò d'onde viene quel tenero affetto“, die Mozart, unter Voranstellung des Rezitativs „Alcandro, lo confesso“, auf einen Text aus Metastasio's „Olimpiade“ in der zweiten Februarhälfte des Jahres 1778 für seine geliebte Aloysia Weber komponierte. Diese hat das Werk offenbar auch wiederholt gesungen. So heißt es etwa in einem Mozart-Brief vom 28. Februar 1778:³⁾ „... Als ich sie fertig hätte, so sagte ich zur Madselle Weber: lernen sie die aria von sich selbst; singen sie sie nach ihrem gusto; dan lassen sie mir sie hören, und ich will ihnen hernach aufrichtig sagen, was mir gefällt, und was mir nicht gefällt. Nach 2 tügen kam ich hin, und da sang sie mirs, und accompagnirte sich selbst. Da habe ich aber gestehen müssen, daß sie accurat so gesungen hat, wie ich es gewünscht habe, und wie ich es ihr hab lernen wollen...“. Ferner heißt es in einem am 24. März 1778 aus Paris an den Vater gerichteten Schreiben Mozarts: „... Die Madselle Weber hat 2 arien von mir gesungen, die Aer tranquillo von Rè Pastore, und die neüe, non sò d'onde viene, mit dieser letzten hat meine liebe weberin sich und mir unbeschreiblich Ehre gemacht. alle haben gesagt, daß sie noch keine Arie so gerührt habe wie diese; sie hat sie aber auch gesungen, wie man sie singen soll...“.⁴⁾

Wie gelangte diese Handschrift nun in den Besitz des Stadtarchivs in Braunschweig? Die Frage ist sehr einfach zu beantworten: Bei dem Notenblatt befindet sich nämlich ein Brief, der hierüber klare Auskunft gibt.⁵⁾ Er ist auf die untere Hälfte eines Doppelblattes von weißem, unvergilbtem, ein deutliches Wasserzeichen aufweisenden Papier in den Ausmaßen 13,2 cm Breite und 11,2 cm Höhe geschrieben und lautet: „Einem so großen Verehrer Mozarts, wie / Herr Appellius, kann die Wittve Mozart / unmöglich abschlagen, ein Manuscript ihres / seligen Gatten zu verehren. Nehmen sie es also aus der Hand, Ihrer Sie Hoch / schätzenden Freundin Constanza Etatsrätthin / von Nißen gewesene / Wittve Mozart / Salzburg am 19 / August 1836“.

Nicht ohne leise Rührung sieht man die zittrige Schrift der damals schon im 75. Lebensjahre stehenden Witwe Mozarts. Mit diesem Brief und dem beigefügten Notenblatt brachte sie sicher ein helles Licht in das Haus des wackeren Pastors Appellius in Lauingen,⁶⁾ dessen umfangreiche Autographensammlung an das Braunschweiger Stadtarchiv übergang.

Interessant ist nun unter anderem folgendes: Im Jahre 1837 erhielt Anselm Hüttenbrenner, der Schubertfreund, ebenfalls die Abschrift eines Teiles der Komposition.⁷⁾ Diese Abschrift weist allerdings eine von der in die alte Mozart-Gesamtausgabe aufgenommenen Fassung abweichende Kolorierung der Singstimme auf.⁸⁾ Daraus ergibt sich natürlich die Frage, ob das Appellius-Blatt eine weitere Variante aufweist.

Das ist nicht der Fall. Das „Braunschweiger“ Blatt (im folgenden mit „A“ bezeichnet) ist nämlich eine kolorierte Fassung des ersten Teils der Arie (Andante sostenuto), während es sich bei dem (nunmehr mit „B“ bezeichneten) Hüttenbrenner-Blatt, das später an den Autographenhändler J. Kafka und schließlich in den Besitz der Bibliothek des Pariser Konservatoriums gelangte, um eine verzierte Fassung des letzten Teils der Arie (Tempo primo) handelt. (Zwischen diesen beiden Andante-Teilen steht ein Allegro agitato.)

Die weiter auftauchende Frage, ob die Fassungen A und B einmal zusammengehört haben, ist nicht ganz leicht zu klären. Ganz von der Hand zu weisen ist der Gedanke allerdings nicht. Mozart spricht in

³⁾ Mozart. Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe. Hrsg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg. Gesammelt und erläutert von W. A. BAUER und O. E. DEUTSCH. 2: 1777–1779. Kassel 1962, S. 305.

⁴⁾ Mozart. Briefe und Aufzeichnungen 1962 (wie Anm. 3), S. 326 f.

⁵⁾ StA BS: H VIII Nr. 208.

⁶⁾ Carl APPELIUS (d. i. Carl SCHMIDT), geboren in Braunschweig 1805 als Sohn des Kaufmanns Friedrich Wilhelm Schmidt, gestorben Neapel 1865 (nach F. W. FREIST bearb.: Die Pastoren der Braunschweigischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche. 2. Wolfenbüttel 1974, S. 8).

⁷⁾ Vgl. Köchel-Verzeichnis. 5. Leipzig 1961, die Bemerkungen zu KV 294 und H. ABERT: W. A. Mozart. Leipzig 1973, Teil 1, S. 508 ff.

⁸⁾ Wie Anm. 7, zur Kolorierung insbesondere H. ABERT (wie Anm. 7), S. 512, Anm. 3.

einigen Briefen des Jahres 1783⁹⁾ von der variierten Singstimme und würde, wenn er mehrere Versionen davon geschrieben hätte, das wohl zum Ausdruck gebracht haben. Andererseits weisen aber beide Blätter hinsichtlich Sauberkeit und Deutlichkeit der Schrift, vorhandener oder fehlender Korrekturen usw. erhebliche Unterschiede auf, was eher gegen eine frühere Zusammengehörigkeit spräche. Auf keinen Fall kann es sich aber bei A und B um Teile einer Verzierung der vollständigen Singstimme des Werkes handeln, da direkte Anschlüsse an den Mittelsatz, das Allegro agitato, fehlen.

Im übrigen vermitteln beide Handschriften einen ungemein interessanten Einblick in die Verzierungspraxis der Sänger in jener Zeit. So ergibt sich beispielsweise eindeutig, daß auch in den Arien und nicht nur in den Rezitativen von zwei gleich geschriebenen Noten, die als Abschluß einer Phrase dienen, die erstere immer als Vorhalt, sei es von oben, sei es von unten, aufzufassen ist, zuweilen sogar unter Verkürzung der Notenwerte. Die Singstimme, wie sie in die alte Gesamtausgabe – im folgenden als „GA“ bezeichnet – aufgenommen wurde, stellt also praktisch nur eine Art „res facta“ dar, mit deren Auszierung der Komponist nach aus dem Barock überkommenen Brauch noch als ganz selbstverständlich rechnete. Wenn Mozart in diesem Falle die Kolorierung einmal selber festlegte, so geschah das wohl ohne Zweifel, weil ihm das Stück und mehr noch die, der es zugeordnet war, besonders am Herzen lagen, er beide also vornehmlich auszeichnen wollte. In welchem Maße persönliche Zuneigung bei der Komposition dieses Opus das im Köchel-Verzeichnis die Nummer 294 trägt, mitgesprochen hat, geht wohl aus den oben zitierten Briefen zur Genüge hervor, aber vielleicht noch deutlicher aus dem stark subjektiven, von großer innerer Bewegtheit zeugenden Ausdruck, der diese Komposition kennzeichnet und teilweise aus anderen Schöpfungen jener Epoche heraushebt.

Handschrift B weist gegenüber der GA noch eine weitere ziemlich erhebliche Abweichung gegenüber der GA auf, nämlich die Umstellung einer ganzen größeren Taktgruppe. Die Takte 1–15 des Tempo-*primo*-Teils entsprechen, abgesehen von der Kolorierung in B, einander in B und GA völlig. Die in B dann folgenden Takte 17–25 finden sich in GA aber erst als 30–38, während die Takte 26–38 in GA als 16–28 stehen. Erst ab Takt 40 entsprechen B und GA einander wieder. Da Mozart, wie schon erwähnt, brieflich mehrmals von der variierten Singstimme spricht, ist nicht auszuschließen, daß er um diese Zeit (1783) sein Werk einer Bearbeitung unterzogen und jene Umstellung aus formalen Gründen vorgenommen hat. Erwähnt werden darf schließlich noch, daß sich die Handschrift A (Braunschweig) gegenüber GA durch sehr detaillierte dynamische Bezeichnungen (*sforzato*, *forte*, *piano*) an einigen Stellen auszeichnet.

Der Fund einer solchen Handschrift wirft meistens eine Reihe interessanter Fragen auf, wie sie dem Wissenschaftler auch durchaus vertraut sind. Die Auseinandersetzung damit und der Versuch, die auftauchenden Fragen zu klären, haben zum Ziel, den Willen des Komponisten möglichst eindeutig zu erkennen und seine Schöpfung in aller Reinheit und Authentizität darzustellen.

⁹⁾ Mozart (wie Anm. 3). 3. Kassel 1963, S. 249 ff.

Die Mitarbeiter der Gedenkschrift

Dr. Herbert Blume
Seminar für deutsche Sprache und Literatur
Technische Universität Braunschweig
Mühlenpfordtstraße 22/23
3300 Braunschweig

Professor Dr. Dietmar Brandes
Leitender Bibliotheksdirektor
Universitätsbibliothek der Technischen Universität
Pockelsstraße 13
3300 Braunschweig

Professor Dr. Dieter Cherubim
Seminar für deutsche Philologie
Universität Göttingen
Humboldtallee 13
3400 Göttingen

Dr. Rolf Hagen
Leitender Museumsdirektor a. D.
früher Braunschweigisches Landesmuseum
Wolfenbütteler Straße 56
3300 Braunschweig

Dr. Dieter Lent
Archivoberrat
Niedersächsisches Staatsarchiv
Forstweg 2
3340 Wolfenbüttel

Professor Dr. Wolfgang Meibeyer
Institut für Geographie und Geoökologie
Technische Universität Braunschweig
Langer Kamp 19 c
3300 Braunschweig

Dr. Richard Moderhack
Archivdirektor a. D.
früher Stadtarchiv Braunschweig
Schunterstraße 9
3300 Braunschweig

Dr. Ulrich Scheuermann
Akademischer Oberrat
Universität Göttingen
Wellweg 3
3400 Göttingen-Eliehausen

Harald Schraepfer
Leitender Vermessungsdirektor
Bezirksregierung Braunschweig
Buchfinkweg 20
3300 Braunschweig

Dr. Mechthild Wiswe
Oberkustodin
Braunschweigisches Landesmuseum
Kälberwiese 13 c
3300 Braunschweig

Dr. Willi Wöhler †
Musikwissenschaftler und Musikkritiker
vormals Zuckerbergweg 40
3300 Braunschweig

